

# Sechzig Jahre gegen den Strom

Ernst A. Simon  
Briefe von 1917–1984

*Schriftenreihe  
wissenschaftlicher Abhandlungen  
des Leo Baeck Instituts*

59

---

**Mohr Siebeck**

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen  
des Leo Baeck Instituts

59





Ernst A. Simon

# Sechzig Jahre gegen den Strom

Ernst A. Simon

Briefe von 1917–1984

Herausgegeben vom  
Leo Baeck Institut  
Jerusalem

Mohr Siebeck

„Doch alles Erhabene ist ebenso schwierig wie selten.“ Spinoza, *Ethik*.

Dieses Buch erscheint dank grosszügiger Unterstützung der Familie Poper zum Andenken an ihre Eltern, Dr. Erich und Lotte Poper, die sich, wie Ernst Simon, für Frieden und Zusammenarbeit zwischen den Völkern und Einzelnen einsetzten.

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

*Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme*

*Símón, 'Aqîvâ Ernst:*

Sechzig Jahre gegen den Strom : Briefe von 1917–1984 / Ernst A. Simon. Hrsg. vom Leo-Baeck-Institut, Jerusalem – Tübingen: Mohr Siebeck, 1998

(Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts ; 59)

ISBN 3-16-147000-1 / eISBN 978-3-16-163588-5 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

© 1998 Leo Baeck Institut · J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Das Buch wurde von Martin Fischer in Reutlingen aus der Bembo Antiqua gesetzt, von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier der Papierfabrik Niefern gedruckt und von der Großbuchbinderei Heinr. Koch in Tübingen gebunden.

ISSN 0459-097-X

## Geleitwort von Yehoshua Amir

In der Person von Ernst Simon lag ein Geheimnis. Jeder, der ihm je im Leben begegnet ist, muß es in irgendeiner seiner vielen Formen staunend wahrgenommen haben.

Ein Mann, dem nur wenige Recht gaben, dessen Zauber sich aber niemand verschließen konnte; der im Prinzipiellen zu keinem Kompromiß bereit war, obwohl er wußte, daß er sich damit das Leben unendlich schwer machte; der aber auch wieder nichts von einem Doktrinär an sich hatte, sondern in humanistischer Offenheit jeder ehrlichen Gegenmeinung geduldig Gehör schenkte. Die vielfältige Ablehnung, die ihm immer wieder begegnete, verhärtete ihn nicht und warf ihn nicht auf sich selbst zurück; gerade die Verbindlichkeit war der Grundzug seines Wesens, der ihm aus den Augen strahlte.

Er trug in sich eine letzte Gewißheit, aber er kannte nicht die Anmaßung, die aus dem Bewußtsein fließt, den anderen ein solches Wissen vorauszuhaben. Alles prophetische Gehabe war seinem Auftreten fremd. Eher neigte er zu einer gewissen lächelnden Selbstkritik. Von Anwendungen von Eitelkeit war er durchaus nicht frei, aber dieser seiner Schwäche war und blieb er sich streng bewußt, und damit hielt er sie stets unter scharfer Kontrolle. Wenn sich der junge Simon einmal (Brief vom 22.4.18) dem „berauschenden Genuß“ hingibt, „die Seelen so vieler Menschen für eine halbe Stunde ganz zu besitzen, sie kneten zu können, wie ich es will“, so läßt ihn dieser Rausch doch nicht der fast unwiderstehlichen Versuchung erliegen, sein Publikum dadurch fest in der Hand zu behalten, daß er es mit dem ihm angeborenen Redefluß das hören läßt, was es gern hören möchte. Auf die Dauer bleibt der Weg des geringsten Widerstandes ihm versagt.

Die Gewißheit, die sein Leben trug, war eine Glaubensgewißheit. Sie war kein geglaubtes Etwas, das sich in einem wohlgerundeten Credo aussprechen ließ. Aber sie fand ihren adäquaten Ausdruck darin, daß er sich dem jüdischen Religionsgesetz unterwarf. Dennoch verbot ihm seine intellektuelle Redlichkeit, sich der jüdischen Orthodoxie anzuschließen. Für die Einhaltung dieses Verbotes hatte er, wie die Briefe zeigen, in seinem Berufsleben den vollen Preis zu bezahlen. Bei allen Verdiensten, die er sich z.B. um die Errichtung der religiösen Jugendalija erworben hat, hatte sich seine berufliche und seine politische Tätigkeit fast ausschließlich in dem nichtreligiösen Teil unseres Jischuw abzuspielen, der den religiösen Urgrund von Ernst Simons Wesen meistens nur mit einem verwunderten oder auch bewundernden Befremden zur Kenntnis nehmen konnte. Das war ihm freilich recht, denn er fand Gottes

Sache auf Erden bei den erklärten Atheisten besser aufgehoben als in der organisierten Orthodoxie. Wenn er sich jedoch gleichzeitig in Talmudstunden unermüdlich am traditionellen jüdischen ‚Lernen‘ beteiligte, so ging es ihm dabei vor allem um die phänomenologische Erfassung der ‚Lebensform‘ des Talmid-Chacham (Schüler der Weisen) als Verkörperung des historisch gewordenen Judentums. Wer einmal die Inbrunst gehört hat, mit der er, in unserer nicht-orthodoxen Synagoge zur Thora aufgerufen, den Segensspruch über die Thora sprach, der wußte, daß Simon den ihm gemäßen Platz im Judentum gefunden hatte. Aber wiederum: so packend er seiner Glaubensgewißheit in seinen Predigten Ausdruck zu geben wußte, so war ihm jede Gedankenverbindung zwischen Glauben und Macht in tiefster Seele fremd. Fanatisch war er höchstens in seinem bedingungslosen Eintreten für Toleranz.

Politisch gab bei ihm jede religiöse Regung einen Ausschlag nach links. Wo immer er im staatlichen und im gesellschaftlichen Leben den Versuch einer Umsetzung von religiöser Gewißheit in Machtanspruch witterte, erschien ihm die Sache Gottes auf Erden bedroht. Die Idee der Auserwählung Israels war ihm heilig, aber aller Nachdruck lag ihm auf der Pflicht Israels gegenüber der Menschheit, die aus ihr erwächst, und er war sehr zögernd, aus ihr Rechte abzuleiten. Das führte ihn an die Seite Bubers im Kampf um die Reinerhaltung der zionistischen Bewegung, die er in einer Gefahr der Ausartung in einen machtpolitischen Nationalismus sah. Es war also gerade die Tiefenschicht seines Zionismus, die ihn in eine innere Opposition trieb, und diese Briefe bezeugen, wie streng er darauf bedacht war, seinen Kampf nur innerzionistisch zu führen und zugleich Angriffe auf den Zionismus als solchen, sei es von jüdischer oder von nichtjüdischer Seite, scharf zurückzuweisen. Natürlich machte er sich durch seine Kritik weite Kreise, darunter auch alte Freunde und Weggenossen, zu Feinden, und diese Feindschaft wurde oft mit schonungsloser Schärfe ausgetragen. Aber es darf wohl gesagt werden, daß alle Feindschaft, so zügellos sie auch in ihren Äußerungen sein mochte, Halt machte vor Ernst Simons integrierender Persönlichkeit.

---

Wer das einzigartige Bild dieses Menschen in sich trägt, dem muß es ein tiefes Bedürfnis sein, sich in diese Briefe zu vertiefen, die ihm helfen können zu verstehen, wie Ernst Simon dieser besondere Mensch hat werden können.

## Inhaltsverzeichnis

Geleitwort von Prof. Yehoschua Amir .....	V
Soldat im Ersten Weltkrieg (1917–1918) .....	1
Student und Redakteur (1919–1928) .....	18
Lehrer in Palästina (1928–1933) .....	59
Vom Historiker zum Pädagogen (1934) .....	76
Lehrer in Jerusalem (1935–1939) .....	84
An der Hebräischen Universität und Gastprofessor in New York (1940–1948) .....	117
Lehrer in Israel (1949–1967) .....	139
Der Brückenbauer (1964–1978) .....	158
Im Alter (1979–1988) .....	265
Bemerkungen zur Edition .....	279
Zeittafel .....	281
Liste der Briefpartner .....	283
Glossar .....	287
Index .....	290





## Soldat im Ersten Weltkrieg (1917–18)

Ernst Simons erhaltenen Briefen aus dem Militär war eine in mehrfacher Hinsicht schmerzhaft ernüchternde Erfahrung vorausgegangen: Die deutsch-nationale Begeisterung war in seinem Freundes- und Bekanntenkreis zunächst sehr stark gewesen.<sup>1</sup> Kaum sechzehnjährig hatte Ernst bereits den Wunsch geäußert, in den Krieg zu ziehen.<sup>2</sup> Am 19. März 1916<sup>3</sup> rückte er ein und wurde nach kurzer Grundausbildung als Kanonier an die Westfront verlegt. Am 28. Juli 1916 erlitt er vor Verdun eine schwere Beinverwundung, die er den folgenden Winter über in Berlin auskurierte, bei welcher Gelegenheit er das Notabitur machte. Im Frühjahr 1917 wurde er wieder nach Frankreich kommandiert; Nachwirkungen seiner Verwundung machten seine Verlegung ins Militärlazarett erforderlich, von wo aus er eine lebhaftere Korrespondenz führte. Auf Urlaub in Berlin trat er einer zionistischen Studentenverbindung bei.<sup>4</sup> Wie seine Briefe an die Eltern bezeugen, bedeuteten ihm die menschlichen Kontakte und der geistige Austausch mit den Bundesbrüdern sehr viel. Von seiner Korrespondenz mit ihnen sind nur einige Antworten erhalten, die Schlüsse auf die tiefgreifende geistige Umwälzung erlauben, die der junge Ernst Simon im Frühsommer 1918 durchmachte.<sup>5</sup> Ernst Simon selbst schilderte den Weg vom Deutschtum zum Zionismus, den er im Lauf des Ersten Weltkriegs zurücklegte, in seinem 1919 veröffentlichten Artikel „Unser Kriegserlebnis“.<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> Belegt durch Gedichte und Tagebuch-Aufzeichnungen aus den ersten Kriegsjahren sowie durch Briefe von Gleichaltrigen, die sich kriegsfreiwillig gemeldet hatten und Reaktionen von Verwandten und Lehrern darauf.

<sup>2</sup> Belegt durch eine schriftliche Äußerung des Onkels Fritz Engel vom 23. März 1915: nach Stellungnahme zu einem Gedicht von Ernst Simon schreibt der Onkel: „Was Deine Wünsche, hinauszukommen, anlangen, so habe ich auch dafür gewiss das vollste Verständnis und bin vielleicht selbst mitschuldig an Deiner Sehnsucht, muss aber dieses Thema doch noch aufs allergründlichste mit Deinen Eltern besprechen.“ Der Widerstand des Vaters verzögerte Ernsts Auszug in den Krieg um ein Jahr, bis Mitte März 1916.

<sup>3</sup> Der Brief, den ihm sein Bruder Fritz am Abend des Tages schrieb, an dem Ernst das Elternhaus verlassen hatte, datiert vom 19. III. Ernst selbst erinnerte das Datum eines Einrückens als 21. März 1916.

<sup>4</sup> Erhalten ist ein Schreiben seines damals besten Freundes Hugo Hein vom 26. Dezember 1916, in dem dieser dem ‚hohen Präsidium des Kartells Jüdischer Verbindungen‘ berichtet, wie er dabei sei, den ‚Jungen‘, den er ‚für ganz außerordentlich wertvoll‘ halte, für die Verbindung zu gewinnen.

<sup>5</sup> In seinem (letzten) Brief vom 12. August 1918 bestätigt ihm sein Leihbursch Hugo Hein die „Revolution, die sich in Deinem Innern vollzogen hat“ und gratuliert ihm zu seinem Entschluß, „nun Deine ganzen Energien für unsere Sache einzusetzen u. intensiv jüdisch zu arbeiten“.

<sup>6</sup> Wiederabgedruckt (mit Vorbehalt) in: *Brücken*, S. 17–25.

[1] An Onkel Fritz

Jüterbog<sup>7</sup> II. d. 14.II.17

2te Ers.-Batterie des 5/6ten Gardefeldart.-Regts.

Mein lieber Onkel Fritz!<sup>8</sup>

Was sollen wir beide viel Worte machen? Daß Du mir mehr bist als nur ein Onkel sonst einem Neffen zu sein pflegt – und wohl auch umgekehrt – das wissen wir ja sehr gut.

So will ich Dir denn zu Deinem 50ten Geburtstag<sup>9</sup> alles mögliche Gute wünschen und will mir wünschen, daß zwischen uns alles so bleibt, wie es ist. Ich habe ja immer, wenn ich mit Dir zusammen bin, das Gefühl: Ach! die Zeit ist viel zu kurz und es sind noch so viele andere störende „Nebenpersonen“ auf der Bühne. Das, worüber Du Dich so oft lustig machst, mein vieles Fragen und meine Bemühungen, Dich ganz mit Beschlag zu belegen, all das ist ja nichts anderes als jenes Gefühl: wir beide gehören zusammen und ich muß Dich halten. Und wenn Du davon sprachst, daß Du gern mal mit mir eine Reise machen wolltest, dann war ich immer ganz glücklich. Ich würde so gerne mal in Ruhe vieles mit Dir besprechen, was mir am Herzen liegt: so besonders das Problem des Judentums, das mich ja schon seit langem im tiefsten erregt<sup>10</sup> und vielleicht auch mal dichterisch von mir erfaßt werden wird – das heißt: ich will wenigstens den Versuch machen.

Ich glaube, daß Du mir in dieser – wie in mancher andern – Frage näher stehst als Vater, der sich m.E. jenes Problem doch ein wenig zu leicht macht. Und man soll und darf sich bei Gott nichts auf der Welt leicht machen, wenigstens wir nicht, die wir Künstler sein wollen. Ein Großkaufmann hat allerdings das Recht, manches bewußt bei Seite zu lassen, was ihn auf seinem Wege stört, hat das Recht mal zu sagen: „Wozu immer und überall Probleme sehen“ – ich zitiere – aber er muß dann auch die Konsequenzen ziehen und darf nicht verlangen, das Vertrauen seiner Kinder in *jedem* Punkte unumschränkt zu ge-

<sup>7</sup> Ernst Simon war damals wieder beim Ersatz-Truppenteil Jüterbog (in der Nähe von Potsdam) stationiert.

<sup>8</sup> Fritz Engel, Großonkel mütterlicherseits, Redakteur des *Berliner Tageblatts*, betreute dessen literarische Beilage *Der Zeitgeist*, in der er etliche Dichtungen von Ernst Simon veröffentlichte, wobei der Veröffentlichung meistens eingehende Verbesserungsvorschläge seinerseits vorangingen. Der (gekürzte) Druck von Ernst Simons germanistischer Examensarbeit *Zu Jacob Grimms Sprache, Stil und Persönlichkeit*, urspr. in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* VII, 3 (1929), S. 515–559, wieder abgedruckt in: *Brücken*, S. 93–134, ist „Fritz Engel, meinem ersten Deutschlehrer, zum 60. Geburtstag in Dankbarkeit gewidmet“.

<sup>9</sup> Am 16.2.1917.

<sup>10</sup> Über jüdische Belange scheint Ernst Simon speziell mit seinem zweieinhalb Jahre jüngeren Bruder Fritz korrespondiert zu haben. Diese Briefe sind nicht erhalten, wohl aber eine Antwort von Fritz vom 2.5.1916 auf Ausführungen von Ernst, die er als dessen ‚Zionistische Lehrsätze‘ bezeichnet; anscheinend suchte Vater Simon eine Beeinflussung des jüngeren Bruders durch Ernst zu verhindern – erfolglos, denn Fritz Simon ging einige Jahre vor Ernst nach Palästina.

nießen. Und Vater verlangts auch garnicht, er ist ja ein so herrlicher Mann und ich bin doch immer wieder ganz glücklich, wenn ich in unserm wunderschönen, warmen Heim war („Warm“ ist bildlich zu verstehen, denn ich glaube, wir haben keine Kohlen).

Du, nun muß ich aufhören, und daß dies kein Geburtstags- oder Gratulationsbrief ist, wirst Du ja auch bis jetzt schon gemerkt haben. Aber ich hoffe, Du wirst nicht allzu böse darüber sein!

Möglicherweise bin ich übrigens Freitag / Sonnabend auf Urlaub und kann Dir den Geburtstagskuß mündlich überreichen.

Sonst also seis hiermit geschehen.

Mit den allerherzlichsten Wünschen und Grüßen  
Dein treuer Ernst

[2] An den Vater

[später als 13. Februar 1918]<sup>11</sup>

[Lieber Vater!]

Zuerst will ich Dir herzlichsten Dank sagen, daß Du überhaupt über meine zionistischen Ideen mit mir in Diskussion treten willst.<sup>12</sup> Damit ist der Zustand wieder so hergestellt, wie er vorher bestand, und wie er Euch – und vielleicht auch uns Kindern so zur Ehre gereicht hat: Daß Ihr für alle Neigungen Verständnis aufbrachtet, und wo es nicht ging, es wenigstens versucht. Nur in den Fragen meines Judentums, die mich so zuinnerst aufwühlten, bin ich bei Euch zeitweise auf eine – allerdings unverschuldete – Verständnislosigkeit gestoßen, die mich manchmal erbittert, meist aber nur verstimmt hat. Nun scheint das anders zu werden, denn aus Deinem Briefe leuchtet der Wunsch heraus, sich mit mir zu verständigen. Obwohl Du „weitschweifige Diskussionen“ nicht so sehr liebst, wirst Du mir gestatten müssen, meinen – natürlich abweichenden Standpunkt – ein wenig zu begründen.

Deine Darlegung berührt drei Punkte, von denen zwei in der Tat wesentliche Bestandteile unserer Problematik sind: Unser Verhältnis zum Deutschtum und zu den Ostjuden. Um zuerst auf das einfachste zu antworten, so klingt der Vorwurf der Internationalität aus Deinem Munde besonders merkwürdig, der Du immer wieder betont hast, daß uns der Friede von der ja ohne Zweifel internationalen Socialdemokratie kommen wird und soll. Warum sollen wir deutscher als die Germanen sein? Soll uns nicht erlaubt sein, die Bande des *Blutes* über die zufälligen Grenzen des Vaterlandes hinaus zu pfl-

<sup>11</sup> Der vierseitige maschinenschriftliche Text trägt weder Anrede noch Unterschrift; offenbar hat Ernst Simon das handschriftliche Original nachträglich abgetippt (bzw. tippen lassen) und diese Abschrift an den Brief des Vaters vom 13. Februar 1918 angeheftet.

<sup>12</sup> Im Winter 1917/18 war Ernst Simon in Berlin (wo er seine Verwundung auskurierte) in den *Ruderverein Jüdischer Studenten* eingetreten, der zionistisch ausgerichtet war. Dies hatte offenbar einen Zwist zwischen Vater und Sohn ausgelöst, da der Vater Anti-Zionist war.

gen, wenn es jenen von niemand verwehrt wird, die doch sicher viel losere Gemeinsamkeit der Kaste, der sozialen Stellung zu betonen? Aber das trifft, obwohl es richtig ist, natürlich nicht den Kernpunkt. Das ist auch von Dir gefühlt, denn Du begründest Deine Ablehnung *noch* einmal und meinst, daß wir in erster Linie als *Deutsche* zu fühlen haben.

Hier giebt [sic] es kein Kompromiß, und es muß klar heraus; wir haben in erster Linie als *Juden* zu fühlen; wie Du weißt, hindert diese Entscheidung nicht im geringsten eine bis ins kleinste gehende Pflichterfüllung, die Du mit Recht von mir erwarten kannst und sollst; Du weißt ja sogar, daß sich solche Leute lieber wieder ins Feld und vielleicht in schwere Tage hinein begeben, als daß sie den Drückeberger-Ratschlägen ihrer nichtzionistischen Verwandten folgen.<sup>13</sup>

Die Judenstatistik<sup>14</sup> würde sich lohnen, die einmal feststellen wollte, *wo* die jüdischen Drückeberger sitzen; bei uns oder bei den anderen. Vater, mach doch um Himmelswillen die Augen auf! Siehst Du denn nicht, daß Menschen, die überhaupt fähig sind, den großen Gedanken vom Volk, die Idee der Nation zu begreifen, daß sie notwendiger Weise den Daseinskampf des deutschen Volkes nicht nur mit kühler Pflichterfüllung, sondern sogar voller Begeisterung – so lange sie ihnen<sup>15</sup> noch nicht *ausgetrieben* worden ist – unterstützen müssen? Und siehst Du auf der anderen Seite denn nicht, daß diejenigen, die in Vers und Prosa nicht aufhören, „wir Deutsche“ zu schreiben, daß die höchst selten draußen sind. Ich gebe Dir ganz schnell und unvorbereitet eine Liste meiner zionistischen Freunde: Max Hirsch, Kriegsfreiwilliger bei der Infanterie, Unter-Offizier mit Eisernem Kreuz von 1917, verlor den linken Arm, jetzt D. U. Berthold Cohn, Vicefeldwebel, Kriegsfreiw. Infant. im Felde.

Dr. Alfred Wolff, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium fiel als Infant. Unteroffizier, Alfred Rabau, Kriegsfreiw. seit August 1914, Rudi Danziger Kriegsfreiw. Infant. fiel in Rußland etc. etc.

Die Liste ließe sich ins Endlose fortsetzen; ich habe eben nur mal schnell meine persönlichen Bekannten angegeben, die ja leider nun meist schon tot oder verstümmelt sind.

Wo ist die Gegenliste? Wer ist von unseren Verwandten oder Bekannten eigentlich jetzt noch im Felde? Sie halten es alle so: wenn es etwas Wirkliches für ihr Deutschtum zu leisten gibt, sagen sie: Was geht's uns an, wir sind ja Juden!,

<sup>13</sup> Ernst Simon hätte sich nach seiner Verwundung von der Rückkehr ins Feld freikaufen können; sein Vater hatte diesen Vorschlag entrüstet abgelehnt (mündlich von Frau Simon).

<sup>14</sup> Der Ausdruck *Judenstatistik* meint ursprünglich die im Sommer 1916 vorgenommene Zählung der jüdischen Soldaten in der deutschen Armee, wobei sich wider Erwarten herausstellte, daß Juden gemessen an ihrem Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung im deutschen Militär überproportional vertreten waren. Ernst Simon denkt hier an eine Differenzierung innerhalb der jüdischen Bevölkerungsgruppe: Wieviel junge Leute aus zionistischen bzw. anti-zionistischen Kreisen haben sich zum Militärdienst gestellt?

<sup>15</sup> Verbessert aus: ‚ihm‘; der Fehler läßt darauf schließen, daß Ernst Simon anscheinend an einen bestimmten jungen Juden dachte.

und wenn ihr Judentum Forderungen an sie stellt, dann schlagen sie sich an die reklamierte deutsche Heldenbrust. Eigentlich kann man dazu nur Pfui! sagen.

Weiter: Deine Bemerkung über die Ostjuden zeigt mir, daß Du das Wesen des Zionismus noch garnicht begriffen hast und ihn immer noch als eine Mitleids-Aktion zu Gunsten der Ostjuden auffaßt. Der Zionismus entspringt einem tiefinnern, *eigenen* Bedürfnisse des Westjuden, dem Streben nach *Einheit*.<sup>16</sup> Für uns selbst wollen wir vor allen Dingen Zionisten sein; die Ostjuden werden sich schon selber helfen. Wenn's Not tut, wollen wir natürlich mit offenen Herzen und Händen bei unseren Brüdern sein, doch das macht beileibe nicht den Inhalt unseres Programms aus. Du schreibst: – und das ist durchaus richtig – daß man nicht zu sehr in die Ferne schweifen soll, da es in der nächsten Nähe genug zu tun gäbe; in der Tat: nicht Zionismus für die anderen, sondern für mich selbst – das sei die Losung. Volljude werden, und dadurch Vollmensch werden, ist es nicht eine schöne Aufgabe?

Was ist der Grund unserer ganzen Degeneration, des Tauentzien<sup>17</sup>-Judentums, der jüdisch-witzelnden Journalistik und all jener anderen ekelhaften Verfall-Erscheinungen, die wiederum den ekelhaftesten von allen, den jüdischen Antisemiten, erzeugen? Doch nichts anderes, als die Beschränkung auf rein, sogenannte geistige Tätigkeits-Gebiete, als der Mangel an Natürlichkeit, frischer Luft, und ländlicher Körperfreude, nichts anderes doch, als jener Mangel aller Mängel; das Fehlen des Volkstums, das Vegetieren als Parasiten. Das soll und muß anders werden, dann wird es auch nicht mehr „nur eine Ehre und kein Vergnügen“, sondern es wird ein Stolz und eine Freude sein, sich *Jude* nennen zu dürfen. Dahin wollen wir es bringen und wer will und darf uns dabei in den Arm fallen?

Und nun noch ein Schlußwort über den Antisemitismus, den Du ja auch berührst. Klippen pflegen meist nicht von Wellen hinweggespült zu werden, und auch die des Antisemitismus nicht von der demokratischen. Wieso auch von der demokratischen? Gerade das Volk ist ja so eingefleischt antisemitisch, womit ich nicht sagen will, daß die oberen Hunderttausend es weniger seien. Wenn ich auch zugebe, daß ich infolge von Überempfindlichkeit manchen *Einzelfall* zu kraß ansehen mag, so läßt sich doch als Ganzes der Antisemitismus überhaupt nicht unterschätzen. Er ist eine in die Tiefen gehende Volksbewegung und wird geführt von den Spitzen der Gesellschaft, er ist eine der wenigen Mittel, die geeignet sind, die wankende Einigkeit des Deutschen Volkes immer wieder herzustellen. Das ist kein Scherz, denn ich bin fest davon überzeugt, daß man nach dem Kriege dieses nationale Sammelbanner sofort wieder entfalten und die notwendig vorhandene Unzufriedenheit, wie stets, auf uns Sündböcke [sic] lenken werde.

---

<sup>16</sup> Dieses Ideal sowie etliche Begriffe in der Fortsetzung seiner Ausführungen hat Ernst Simon aus Martin Bubers *Reden über das Judentum* entnommen, die damals unter jungen deutschen Zionisten viel gelesen wurden.

<sup>17</sup> In der Tauentzien-Straße wohnten nicht nur die Eltern Simon, sondern noch andere gutsituierte (nicht nur jüdische) Berliner.

Wollen wir uns wirklich noch weiter dem deutschen Volke aufdrängen, das uns nun einmal nicht will und uns das bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zeigt? Ihr Alten mögt fortfahren Euch einzubilden, daß Ihr mit Christen verkehrt, wenn einmal ein getaufter Geheimrat oder sowas zu Euch kommt, – wir Jungen sind zu stolz dazu und besinnen uns lieber auf uns selbst.

Die Judennot erkennen wir beide an; Ihr wollt sie ganz passiv dadurch lösen, daß Ihr mit gläubigem Vertrauen der sonst meist so garnicht gläubigen Herzen die Besserung der anderen erwartet, – wir aber hoffen nur auf uns selbst und kennen nur ein Mittel: unsere junge, befreiende Tat!

[Ernst Simon]

### [3] An die Eltern

Givet<sup>18</sup>, d. 30.III.18

Geliebte Eltern! Ihr seid jetzt wieder mehrere Tage ohne Nachricht gewesen und sollt deswegen heute einen umso ausführlicheren Bericht bekommen, denn ich habe eine Maße – und sehr Erfreuliches – erlebt – [es folgen Details zur ersten Pessachfeier Simons und über Kontakte zu Mitgliedern jüdischer Studentenverbindungen].

Jedenfalls war es ein sehr gewinnreicher Nachmittag, der deutlich zeigte, welcher Idealismus und wie viel geistige Regsamkeit in der jüdischen Jugend lebendig sind. – Am Abend aßen einige der bemittelteren Bbr. Bbr.<sup>19</sup>, zu denen ich mich frecherweise auch rechnete, in der Weinstube von *Kasten* (einer Filiale des Hannöverschen); ausgezeichnet, aber *sehr* teuer. Dazu kam dann noch am Abend eine höchst fidele Weinkneipe, nachdem wir dem Sederabend<sup>20</sup>, der in würdigster Weise verlief und auf mich einen sehr starken Eindruck machte<sup>21</sup>, vollzählig beigewohnt hatten. Spät in der Nacht trennten wir uns dann in der glücklichsten Stimmung, nicht ohne unserem Gemeinschaftsgefühl durch eine Sammlung zu Ehren der gefallenen Bbr. Bbr. auch äußerlich Ausdruck zu geben [Es folgen Details zu Ernst Simons Soldatenalltag].

Nun zur Beantwortung Eurer verschiedenen Schreiben: Ich erhielt Muttis liebe Briefe vom 7. u. 8ten, Vatis ganz besonders guten und netten Geburtstagsbrief vom 10ten, Hansels<sup>22</sup> niedliche Zeilen vom 11ten, und schließlich

<sup>18</sup> Ort an der französisch-belgischen Grenze; Ernst Simon befand sich dort im Militärkrankenhaus infolge seiner Verwundung vom Sommer 1916 vor Verdun.

<sup>19</sup> Bundesbrüder.

<sup>20</sup> Der zweite Seder-Abend jenes Jahres – hat hier noch nicht den Stellenwert, den Ernst Simon ihm Jahrzehnte später beilegte, s. nächste Anmerkung.

<sup>21</sup> Dies ist der einzige Hinweis auf Ernst Simons Entscheidung zum Zionismus, die er in der Erinnerung mit diesem Abend verbindet; dazu: *Entscheidung zum Judentum*, Frankfurt am Main 1980, S. 32; vgl. J. Pongratz (Hg.), *Pädagogik in Selbstdarstellungen I*, Hamburg 1975, S. 272–333.

<sup>22</sup> Ernst Simons jüngster Bruder Hans war damals knapp 10 Jahre alt.

Muttis lange und gehaltvolle Auseinandersetzungen vom 23ten, während ihre und Fritzels<sup>23</sup> Briefe vom Tag vorher bisher merkwürdigerweise noch nicht eingetroffen sind. Vielleicht kommen sie noch.

Muttis Brief vom 7ten enthält im Wesentlichen eine sehr reizende Schilderung von Eurem Hochzeitstag, zu dem Ihr meinen nachträglichen Glückwunsch hoffentlich noch bekommen habt. Dein lieber, gütiger und humorvoller Geburtstagsbrief vom 8ten, geliebte, süße Mutti, hat mir auch nachträglich eine tiefe Freude bereitet – ach, weißt Du, Du hast Dich mit Recht vielleicht manchmal beschwert, daß ich zu wenig zärtlich sei – deswegen ist mein Gefühl zu Dir und zu Euch aber nicht weniger innig und jetzt sehne ich mich oft auch nach ein wenig äußerer Zärtlichkeit. Das Surrogat dafür, das die Kameraden hier an den meist schlecht gelüfteten Busen der Französinen suchen und finden, erscheint mir allerdings unannehmbar. Dasselbe innige Gefühl einer unlöslichen Verbundenheit hatte ich bei Vaters Glückwunsch vom 10. III. Allerdings möchte ich doch Deiner allzu bescheidnen Auffassung von Dir selbst und Deiner Bedeutung in der Kette der Simons entschieden widersprechen. Dieser Zug des sich mit Bewußtseins kleiner Machens als Du bist ist mir übrigens schon als ganz grüner Junge aufgefallen. Ich war wohl in Untertertia und sagte bei Tisch scherzhaft: „Komisch, früher muß es nur lauter ‚Erste‘ in der Klasse gegeben haben, denn alle Väter behaupten doch immer auf dem ersten Platz gesessen zu haben.“ Darauf entgegnetest Du nicht ohne Bitterkeit und mit tiefem Ernst: „Ich war immer der Zweite – überall.“ Du glaubtest wohl nicht, daß ich die tiefere Bedeutung jenes Wortes verstanden habe, aber es wirkte so tief<sup>24</sup> in mir nach, daß ich es garnicht loswerden konnte. Ich wollte natürlich sofort eine Novelle<sup>25</sup> „Der Zweite“ schreiben und trug mich sogar jahrelang mit diesem Plan, doch schien es mir damals unwürdig, das Schicksal meines Vaters zum Objekt eines artistischen Prozesses zu machen – und es ist wohl ein Schicksal, sich stets als in irgend einer Weise zweitklassig zu empfinden, wenn man es wahrhaftig nicht ist – und Du bist es wirklich nicht, Vater. Sieh Dich doch mal unter Deinen Altersgenossen um; wer hat äußerlich so viel erreicht wie Du<sup>26</sup> und sich gleichzeitig innerlich so viel Interesse für außerberufliche Dinge bewahrt? Und außerdem – Du hast die beste und schönste, klügste und feinste Frau, die man sich denken kann, zur Mutter Deiner Kinder gemacht und auch die scheinen ja – nach Deiner eigenen Aussage – einigermassen zu eurer Zufriedenheit ausgefallen sind<sup>27</sup> (Fritzels augenblickliche

---

<sup>23</sup> Mit seinem zweieinhalb Jahre jüngeren Bruder Fritz pflegte Ernst Simon regen Gedankenaustausch.

<sup>24</sup> Nachträglich mit Bleistift verändert in: sehr.

<sup>25</sup> Ernst Simon schrieb damals sowohl Gedichte als auch Prosa und schickte etliche seiner Werk an seinen Onkel Fritz Engel. Dieser nahm regen Anteil an der literarischen Produktion seines Neffen; häufig äußert er sich kritisch dazu, gelegentlich macht er Verbesserungsvorschläge. Am 22. Sept. 1916 nimmt er Bezug auf „Deine Skizzen, die Du irrtümlich Novellen nennst“.

<sup>26</sup> Vater Simon war Direktor der Schilling-Werke in Berlin.

<sup>27</sup> Satzbau gestört, müßte heißen: zu sein.



Zustände nehme ich wohl mit Recht nicht allzu tragisch, immerhin werde ich ihm morgen mal etwas ernstlich schreiben. Obs was nützt? Sowas wird meist ganz von selbst mit der Zeit – aber auch nur so – besser).

Und um nun noch einmal ganz offen auf unser beider Verhältnis, lieber Vater, einzugehen, so wäre es natürlich ganz unjüdisch, also auch unzionistisch, wenn ich wegen meinen neuen Bestrebungen die Grundlage unserer Volkskraft, das Familienleben, verachten wollte. Aus Muttis liebem Brief vom 23ten entnehme ich, daß ich Dich doch öfter und schwerer gekränkt habe, als ich glaubte; ich scheue mich deshalb nicht, Dir nochmals in aller Form mein Bedauern über alle etwaigen Entgleisungen auszudrücken und Dich herzlichst um Entschuldigung zu bitten. Ich tat das übrigens schon einmal von Chooz<sup>28</sup> aus, und vermute, daß mein Brief verloren gegangen ist; denn daß Du mir darauf nicht antworten wolltest, kann und darf ich nicht glauben. Nun bitte ich Dich aber auch um Generalabsolution (natürlich nur für die vergangenen Sünden) und ferner darum, daß Du mir mal wieder schreibst. Denn Deine geradezu auffällige Schweigsamkeit scheint mir nicht *nur* von Mangel an Zeit herzurühren. Zur Erklärung, nicht zur Entschuldigung meiner erregten Ausfälle möchte ich noch hinzufügen, daß es vielleicht von Dir nicht so sehr zartfühlend war, den Fall Käte Simon<sup>29</sup> in die Debatte zu werfen. Ich kann nun einmal nicht mein Herzblut sofort in Tinte verwandeln; und welcher 19jährige Junge wird es wohl auch fertig bekommen, seine erste Liebe, seine erste Enttäuschung in die kühle Form eines politischen Programms mit souveräner Unbeteiligtheit hineinzupressen? Das war vielleicht ein wenig zu viel verlangt. Im übrigen bin ich sogar bereit, die Diskussion über das jüdische Problem fallen zu lassen, da ich sehr wohl verstehen kann, daß Du augenblicklich andere Sorgen hast. Also schreibe mir recht bald wieder, mein lieber Vater, und daß alles wieder so werde, wie es war! [Es folgen Ausführungen über Ernst Simons Lektüre].

[Ernst Simon]

[4] An die Eltern

d. 20.IV.18

Geliebte Eltern! Besten Dank für Muttis lieben Brief vom 14ten und die Zigaretten und kurzen Zeilen vom 15. IV. Bevor ich zu erzählen anfangen will, ich schnell Eure – oder vielmehr *Deine* Nachrichten – beantworten. Oder vielmehr doch Eure, denn Hansels liebe Zeilen haben mich außerordentlich erfreut. Seine Zensur scheint ja ganz erfreulich zu sein, vor allen Dingen freue

<sup>28</sup> Kleiner Ort bei Givet. Vielleicht die Antwort auf den Brief des Vaters vom 13.2.18 (s. vorige Nr).

<sup>29</sup> Zu Käte, der Tochter seines Onkels Heinrich Simon, unterhielt Ernst Simon 1916 ein zartes Verhältnis; unter den Jugendgedichten ist ein Entwurf „Meiner Käte zum 30.XI.16“.

ich mich über die Religion<sup>30</sup> und den nicht minder guten Witz mit dem ausverkauften Latein. Zu Muttis Brief ist nicht viel zu sagen; über Hartleben<sup>31</sup> habe ich neulich schon mal ausführlicher gesprochen und kann es mir deswegen heute schenken. Doch etwas anderes ist angekommen, worauf ich schon garnicht mehr gehofft habe, und Ihr wohl erst [recht] nicht. Nämlich es kamen noch nachträglich 4 Geburtstagspakete, und zwar von Euch 18 und 19 (Inhalt: die beiden Bücher von Huch<sup>32</sup>, die ich nur aus dem Grunde bisher weder gelesen noch besprochen habe, weil sie noch nicht in meinem Besitz waren, Schokolade, Bonbons, Fritzels Geburtstagsinsel<sup>33</sup> und den herrlichen Kuchen). Außerdem erhielt ich von Tante Frieda ein sehr schönes Kuchen- und von Engels ein wirklich traumhaftes Rauch- und Marzipanpaket; Ihr könnt Euch denken, wie wunderbar gerade jetzt in den sieben mageren Wochen die Erinnerung in so greifbarer Gestalt an die vielen vorhergegangenen fetten Monate war. Nehmt herzlichen Dank für alle Eure selbstgebackene und sonstige Liebe. Übrigens habe ich für das Ende der paketelosen, der schrecklichen Zeit etwas sehr Feines in Aussicht, was Euch sicherlich auch sehr freuen wird: der schon mehrfach „beregte“ Unteroffizier Nathan Kann machte mir neulich den Vorschlag, mir nach Ende der Paketsperre durch seine Schwester (die mit seinen Eltern in der Nähe von Kreuznach auf dem Lande wohnt, wo der alte Herr Kann ein Getreide- und Futtermittelgeschäft hat) Butter, Eier und Brot schicken zu lassen. Es sei da noch alles zu haben und es würde ihm eine solche Freude sein, mir etwas von seinem Überfluß abgeben zu können. In der Tat hat er immer vor der Sperre die erstaunlichsten Sachen bekommen, die er dann buchstäblich mit mir teilte. Ich bin natürlich auf dies freundliche Anerbieten eingegangen, habe aber die Bedingung gestellt, daß ich die Sachen bezahlen darf. Er ist nach einigem Zögern darauf eingegangen, da er einsah, daß er sonst die Annahme des „Brotfriedens“ unmöglich machte. Selbstverständlich – und überflüssig zu erwähnen – werden keine Wucher-, sondern allenfalls die Höchstpreise in Anwendung kommen. Wenn ich erst länger diese Verbindung habe, kann ich ja auch mal versuchen, ob Ihr von Kanns auch etwas bekommen könnt; heute wäre es natürlich unverschämt, danach zu fragen. Es freut mich nur, daß sich überall gleich Leute finden, die sich so für mich einsetzen. Auch in der Batterie scheine ich ja ein ganz gutes Andenken hinterlassen zu haben, denn wie Ihr aus Heinis reizendem Briefe ersehen werdet, haben sich die Offiziere meiner Batterie bei ihm nach

<sup>30</sup> Den Religionsunterricht für seinen jüngsten Bruder Hans hatte Ernst gegen den Widerstand des Vaters durchgesetzt; am 5.IV.1918 bedankt er sich bei diesem „recht herzlich für dies Entgegenkommen“ und äußert die Hoffnung, „dass wir uns in persönlicher Aussprache wenn auch wohl kaum einigen, so uns doch wenigstens gegenseitig *verstehen* lernen.“

<sup>31</sup> Der Schriftsteller Otto Erich Hartleben (1864–1905) begann als naturalistischer Dramatiker mit ironischer Verspottung kleinbürgerlichen Philistertums; sein größter Erfolg war die Offizierstragödie *Rosenmontag* (1900).

<sup>32</sup> Wohl der Schriftsteller Friedrich Huch (1873–1913), über die Lektüre von dessen Roman *Pitt und Fox* Ernst Simon in einem vorigen Brief berichtet hatte.

<sup>33</sup> Vielleicht ein Buch oder Bücher aus dem Insel-Verlag.

meinem Befinden erkundigt und Herr Leutnant Kaufmann<sup>34</sup> hat durchblicken lassen, daß er gerne einmal was von mir hören würde. Ich habe ihm heute geschrieben und lege eine Ab- oder vielmehr die Urschrift meines Briefes bei, die nach Einsicht vernichtet werden kann. Der Wertbrief von Montag ist übrigens gestern auch angekommen, aber sofort bis auf 5 M. draufgegangen, da meine Jacke fertig war und bezahlt werden mußte. Ich habe sie am Donnerstag mit einem Vortrag über „Bismarck“ eingeweiht – doch davon nachher, da ich Euch erst eine Beschreibung der Jacke schuldig bin und liefern will. Sie ist aus leichtem, sehr festem eleganten grauen Segeltuchstoff, mit vier Taschen, hohem Kragen wunderbar elegant gearbeitet, sodaß ich vom ganzen Lazarett beneidet werde. Sie ist einfach unverwüstlich, sodaß ich sie auch später im Zivil (wann, oh wann?) als Hausjacke werde tragen können und vor allen Dingen, was ja jetzt eine sehr große Rolle spielt, sehr leicht zu verpacken, auch im Tornister. Ich glaube also, daß der Preis von 20 M. durchaus nicht zu hoch ist und bin sehr froh mit meinem Kauf.

Nun zu meinem Vortrag. Um das Wichtigste vorwegzunehmen: es war ein ganz großer Erfolg. Während bei den andern Ansprachen immer eine ungeheure Unruhe herrschte, gehustet wurde usw., war es bei mir mucksmäuschenstille. Ich sprach vollkommen frei, ohne den kleinen Zettel, der die Disposition des Themas enthielt, auch nur einmal ansehen zu müssen. Das Thema lautete „Bismarck und wir“. Da ich den Vortrag nicht schriftlich fixierte, kann ich ihn Euch natürlich nur in den Umrissen andeuten: ich ging davon aus, daß Bismarcks Popularität vor 50–60 Jahren ungefähr derjenigen entspricht, die Hindenburg heute hat, fand während des Sprechens die vorher nicht überlegte, wohl ganz glückliche Wendung, daß die heutigen Hindenburgzigarren damals von den Bismarckheringen etc. ersetzt worden seien und hatte dadurch sofort eine wohlwollende und horchfreudige Stimmung erzeugt. Ernster werdend, sagte ich dann, daß der Einfluß Bs. auch heute noch sich in vielen Tatsachen und Gesprächen äußere. „Wenn wir den heute hätten ... etc.“ Wir sollten uns aber lieber auf seine Eigenschaften besinnen, als aus Präcedenzfällen seine Stellungnahme zu aktuellen Problemen erraten zu wollen. Deshalb kurzer Blick auf sein Leben; immer mit bezeichnenden Anekdoten gewürzt, aber doch die große Linie und vor allen Dingen stets die eigene Überzeugung festhaltend – ich lehnte das Sozialistengesetz und den Kulturkampf ab, und legte die Stellung König Wilhelm I. sowie unseres Kaisers, bzw. den Bruch mit B. durchaus klar und offen dar. Festredner bin ich nun einmal nicht. Der Schluß zog Parallelen zur Gegenwart, endete mit einer Vergegenwärtigung des Hamburger Bismarckdenkmals (unter kurzer Anspielung auf die Psychologie des Helden) – der Einsame, der Held des Trotzdem, trotz aller Anfeindungen, Mißverständnisse etc. (Erwähnung des schmachvollen Reichstagsbeschlusses, der dem Fürsten den Glückwunsch zum 90ten verweigerte) und dann B. als Symbol des deutschen Volkes darstellte, das nun

---

<sup>34</sup> Vgl. unten, Brief Nr. 6.

auch auf Posten steht nach Hindenburgs Dichterwort: „Einsam und stark, klar und kalt.“

Dies alles presste ich in eine halbe Stunde hinein; sprach allerdings sehr schnell, aber wie man mir sagte, bis in den letzten Winkel hinein klar und verständlich. Das Schwierige an meiner Aufgabe war, daß ich *nichts* voraussetzen durfte und andererseits doch eine gewisse geistige Linie innehalten wollte. Da es immerhin mein erster öffentlicher Vortrag war und zudem noch vor einem an und für sich an derlei Dingen völlig uninteressierten Publikum handelte, war ich vorher doch etwas aufgeregt, aber schon die ankündigenden Worte meines Freundes Schmidtsdorff, der als Spielleiter und Conférencier tätig war, gaben mir größere Sicherheit. Er sprach von dem hoffnungsvollen jungen Talent, das voriges Mal schon durch den Vortrag eigener Gedichte entzückt hätte und deshalb „von der Direktion mit einer größeren Aufgabe betraut worden sei“. Man könnte „wohl mit besonderem Recht etwas Erstklassiges erwarten, da es ein sehr interessantes Thema sei, worüber ich sprechen wolle: Bismarck und wir.“ Man kann gewiß dies alles als Fakkerei [sic] auffassen und bezeichnen, aber Tatsache ist doch, daß es mir eine gewisse Sicherheit gab, die sich dann nach meinen ersten Worten sogleich vollkommen befestigte, um mich während des ganzen Vortrages nicht wieder zu verlassen.

d. 22. IV. 18 Fortsetzung.

Im Gegenteil hatte ich einen geradezu berauschten Genuß in dem Bewußtsein, die Seelen so vieler Menschen für eine halbe Stunde ganz zu besitzen, sie kneten zu können, wie ich es will; ein Gefühl ist das, als ob man auf einem Instrument mit hunderten von Saiten spielen könne. Der Beifall nachher war sehr stark und was mir so am nächsten Tage von oben angefangen „bis zum letzten Trainknecht“, um bismärckisch zu reden, alles an Elogen gesagt hat, das wäre wahrhaftig geeignet, mich noch ein wenig eingebildeter zu machen, als ich es von Natur schon bin. Ich muß mit allem Aufwand an Selbstkritik die bedrohte Position meiner an und für sich bereits schwachen Bescheidenheit gegen alle möglichen Anstürme verteidigen. Aber doch hat mir der diesmalige Donnerstag eine schöne Ergänzung zum vorigen gebracht: letzte Woche habe ich eingesehen, daß ich nicht deklamieren kann, und diesmal mir selbst bewiesen, daß ich das Zeug zum Redner habe. Was mir fehlt, läßt sich wahrscheinlich lernen, wenn man auf der Universität Phonetik und ähnliche Fächer belegt (hoffentlich gibts einen gleichwertigen Ersatz für *Merlau*).

Auch sonst habe ich in jeder Hinsicht angenehme Tage verlebt (obwohl ich seit Freitag wieder auf der Kammer arbeite, aber es ist weniger zu tun als vorher). Am Freitag Nachmittag machte ich mich von der Arbeit los, um an einem wunderbaren Spaziergang teilzunehmen, den unsere reizende, sehr graziöse, wenn auch nicht direkt hübsche Saalschwester Gertrud und eine andere, sehr gescheite, schon ältere, kleine Schweizerin namens Schw. Ottilie, mit den Patienten unternahmen. Es war ganz herrlich, die Gegend ist ja hier ganz wundervoll, das Maastal ist gesäumt von Waldbergen, belebt von den farbigsten Dörfern. Dazu das Wetter, Frühling, Gespräche und schließlich

doch Mädels (wenn auch nur Schwestern, bitte sehr!) also Gründe genug, um mal einen Nachmittag sehr, ja überschwenglich froh zu sein. Gestern war es übrigens noch – oder wenigstens fast noch schöner (Pfui! über dies ewige Vergleichenmüssen!). Da hatten die schon erwähnte Schw. Otilie und ihre Landsmännin, eine hübsche, sehr lustige und ebenso rothaarige Hedwig sich drei bevorzugte Patienten zu einem kleinen Extraspaziergang eingeladen: nämlich Unteroffizier Kann, Gefreiten Schmidtsdorf und mich. Wir gingen diesmal einen andern Weg, tranken in einem hübschen Dorf mit dem merkwürdigen Namen „Heer“ wundervollen Kaffee, wozu die Schwestern eine Menge selbstgebackener und geradezu hervorragender Kuchen stifteten. Nach dieser sehr stark ausgedehnten Pause marschierten wir zum Bahnhof Givet, aßen dort ganz vorzüglich zu Abendbrot – Bouletten, Pommes frites [sic] und Salat, ein langentbehrter Genuß – und waren so gegen 10<sup>h</sup> zu Haus! Feine Sache, n'est-ce pas?

Ich werde wahrscheinlich noch 14 Tage hierbleiben, da ich in einem Stücke, das Donnerstag über acht Tagen aufgeführt wird, mitspielen soll, und zwar in einer Dienerrolle. Sehr viel länger wohl kaum, da ich vollständig gesund bin. Ich gebe Euch rechtzeitig Bescheid, wenn Ihr wieder an die Batterie schreiben sollt. Sie ist jetzt, wie ich von H[ein] hörte, an einer ganz ruhigen Stelle eingesetzt. Inliegende Einlagen sind so zu behandeln, wie vermerkt ist.<sup>35</sup>

Übrigens habe ich heute noch ein weiteres – und nun schon das 5te nachträgliche Geburtstagspaket bekommen, und zwar ein am *1ten März* abgeschicktes von Hanna Simon mit Cigaretten und Süßigkeiten, merkwürdigerweise alles noch durchaus genießbar und gutschmeckend, wenn auch natürlich etwas ausgetrocknet.

Zum Lesen komme ich jetzt sehr wenig; über meine Bismarcklektüre brauche ich wohl kaum ausführlicher zu berichten: meine Hauptquelle war das vorzügliche Langewiesche-Buch „Der Kanzler“, das ich ganz durchlas. Außerdem habe ich mir neulich in der Feldbuchhandlung die beiden ersten Bände der „Bücher der Münchner Jugend“ gekauft. Mit ganz wunderbaren Erzählungen von Ewers, Schnitzler<sup>36</sup> etc. Ich sende sie nach Beendigung nach Hause. Heute ging eine Kiste mit Wollsachen an Euch ab, darin u. a. auch Bücher für Fritz, zwei Couverts, die Korporatives enthaltend, auch von ihm nicht zu öffnen, sondern verschlossen zu bewahren sind, zwei zion. Broschüren, die A.H. Bruno Goldberg gehören und ihm nach Lektüre zugestellt werden müssen. Die 3 Hefte Faustabhandlung von Dr. M. Herrmann gehören Frau G. Sternberg und sind ihr auszuhändigen. Gleichzeitig ging heute ein 10 Pf.-Brief mit zwei weiteren Broschüren ab, die auch Goldberg gehören. Hoffentlich kommt die (sehr stabile Holz-)kiste bald und heil in Euren Besitz.

<sup>35</sup> Ernst Simon pflegte erhaltene Briefe nach Hause zu schicken; er versah sie jeweils mit Anweisungen, was die Eltern damit machen sollten.

<sup>36</sup> Hanns Heinz Ewers ((1871–1943) schrieb phantastische Erzählungen und Romane; über den österreichischen Schriftsteller Arthur Schnitzler (1862–1931) stellte Ernst Simon Jahrzehnte später Forschungen an, die sich in dem Beitrag Arthur Schnitzlers Shylock (*Entscheidung zum Judentum*, S. 276–282) niederschlugen.

Mit herzlichen Grüßen und der Bitte um recht baldige und recht ausführliche Nachricht bin ich Euer alter Ernst

[5] An die Eltern

d. 24.IV.18.

Geliebte Eltern!

Nun komme ich doch erst heute, Sonnabend, dazu, auf Eure lieben Briefe zu antworten. Zuerst sei der splendide Wertbrief von M. 50 bestätigt sowie mein herzlichster Dank für die geplante vorläufige Erhöhung der Wochenration ausgesprochen. Übrigens höre ich heute, daß die Paketsperre aufgehoben sei. Wenn das stimmen sollte, bitte ich vor allen Dingen um Schmiermittel, aber auch, wenn möglich, um Bonbons, Schokolade etc. also Sachen, die man ohne Brot essen kann. Heute abend z.B. bin ich eben einfach nicht satt geworden; es gab nur eine einzige Stulle und Tee und von dem Mittagbrot habe ich überhaupt keinen Bissen runterbringen können; da die Kantine zur Zeit auch keine Schokolade hat (etwas anderes hat sie ja nie) ist das natürlich kein sehr angenehmer Zustand, aber Gott sei Dank gibt es eben doch manche andere Freuden, die für die leiblichen Entbehrungen entschädigen können. So mußte ich beispielsweise gestern Abend auf Veranlassung des Herrn Etappenpfarrers, der am drittletzten Donnerstag sehr hübsch im Lazarett über Givets Geschichte gesprochen hatte, meinen Bismarckvortrag in der Stadt wiederholen.<sup>37</sup> Der Pfarrer veranstaltet nämlich jeden Freitag ebenfalls einen vaterländischen Unterrichtsabend im Rathaussaale der Mairie, zu dem die Kommandierten, die Leute der Genes.-Abt. Givet sowie die Angehörigen der in Givet stationierten Truppen „zu erscheinen haben“. Das klingt sehr großartig und so wird es Euch vielleicht wundern, daß es gestern alles in allem kaum mehr als 15 Mann waren. Der Pfarrer bat mich trotzdem zu sprechen, was ich denn auch tat, obwohl mein Vortrag naturgemäß unter der so deprimierenden Leere des Saales litt und – wenigstens nach meinem Empfinden – nicht entfernt so gut raus kam wie neulich. Immerhin schien der Herr Pfarrer recht befriedigt, entschuldigte sich noch vielmals wegen der Leere des Saales und bat mich in 14 Tagen noch einen Vortrag<sup>38</sup>, natürlich über ein anderes Thema zu halten, er wolle dann schon für Publikum sorgen. Diesmal sei es nur deshalb so leer gewesen, weil er die Sache nicht selbst in die Hand genommen, sondern seinem Schreiber überlassen habe; für die Zukunft garantiere er jedoch ein volles Haus. Wir gingen dann noch in der Nacht ziemlich lange spazieren und unterhielten uns großartig; er begleitete mich noch fast bis hinaus ins Lazarett, wo ich um 10<sup>45h</sup> eintraf. Im ganzen war es also trotz mannigfacher Verstimmung zu Anfang ein schöner Abend. Das Thema meines näch-

<sup>37</sup> Vgl. Simons ausführlichen Bericht über seinen ersten Vortrag im vorigen Brief (Nr. 4).

<sup>38</sup> Über diesen Vortrag über *Friedrichs des Großen Jugend* berichtet Ernst Simon am 12. Mai sehr ausführlich und zufrieden.

sten Vortrages ist mir selbst noch nicht ganz klar; ich schwanke augenblicklich zwischen „Friedrich der Große“, „Die Bedeutung der Presse“ und „Fontane und Lilienkron, zwei preussische Dichter“. Na – wir werden schon sehen, was sich herauskristallisiert. Außerdem muß ich am nächsten Donnerstag hier im Lazarett bei einer Aufführung des John Lehmannschen Schwankes „Im dritten Stock“ in der gar nicht kleinen Rolle des – Dienstmädchens mitwirken. Ich habe offen gestanden wenig Vertrauen zu der Sache, aber mit Gottes und Schmidtdorfs<sup>39</sup> Hilfe wird es hoffentlich auch noch einigermaßen werden. Zu Muttis Frage nach dem Zusammenhang zwischen Zionismus und Religion ist zu bemerken, daß beide *nichts* miteinander zu tun haben, sodaß sich unsere Parteileitung auf den Standpunkt stellt, genau wie die Sozialdemokratie Religion als Privatsache zu betrachten. Als beispielsweise Max Nordau<sup>40</sup> einem Kongreß (ich weiß nicht mehr welchem) vorsah, weigerte er sich ostentativ, an dem gemeinsamen Besuche der Synagoge teilzunehmen, weil er es mit seiner – wohl monistischen – Überzeugung nicht vereinigen zu können glaubte. Dieses Vorkommnis hat bei den Orthodoxen naturgemäß die größte Erbitterung hervorgerufen, und sie in eine Feindschaft hineingetrieben, die ebenso schädlich wie unnütz war und die in neuster Zeit Gott sei Dank im Schwinden begriffen ist. Damals entstand das in orthodoxen Kreisen – und besonders in ihrer Hauptstadt Frankfurt am Main – viel angewandte Schlagwort von der Religionsfeindlichkeit des Zionismus, das natürlich ebenso unrichtig ist wie etwa die Behauptung des Gegenteils. Etwas anderes ist es natürlich, wenn der Verein jüdischer Studenten in *offizieller* Eigenschaft nicht an einem unkoscheren Essen teilnehmen oder irgendetwas ausgesprochen unjüdisches tun (z.B. bei einer Pesachfeier Bier trinken) würde, denn man kann durch Befolgung der Vorschriften keinen Freigeist, wohl aber durch Nichtbefolgung einen Gläubigen verletzen. Das sind alles sehr delikate Fragen, bei denen im einzelnen mehr der Takt als feste Regeln entscheiden sollen und werden. Im Zusammenhang mit diesen Dingen steht ja auch das Problem der unbedingten Satisfaktion, ein Prinzip, zu dem sich unser Kartell<sup>41</sup> vor einigen Jahren entschlossen hat, und von dem heute ein erheblicher Teil von Bundesbrüdern wieder abzugehen bereit ist. Das Duell ist eben etwas durchaus Unjüdisches (ganz abgesehen davon, daß es etwas *Unmenschliches* ist) und die eventuelle Bekehrung irgend eines Antisemiten (die zudem sehr fraglich erscheint und durch gute Sport- und Turnleistungen mindestens in demselben Grade zu erreichen wäre) wiegt doch wohl kaum den Nichtanschluß vieler orthodoxer Gesinnungsgenossen auf, die den Duell zwang mit ihrem Gewissen nicht vereinen zu können glauben. So hat z.B. mein Leibbruder Rabau – er ist jetzt auch Heins Leibfux geworden – sich nur nach den schwersten inneren Kämpfen zum Eintritt ins K.J.V.

<sup>39</sup> Im Brief vom 12.6.18 bezeichnet Simon den im Zivilleben als Redakteur tätigen Schmidtdorf als „wundervollen Sänger und Deklamator“.

<sup>40</sup> Max Nordau (1849–1923), Arzt, Schriftsteller und zionistischer Politiker; auf den ersten neun zionistischen Weltkongressen hielt er jeweils das einleitende Programmreferat.

<sup>41</sup> Das *Kartell Jüdischer Verbindungen* (KJV).

entschließen können, obwohl er Jude und Zionist von bestem Schrot und Korn ist. Ich selbst möchte meine Stellungnahme zu dem für uns so besonders schweren Duellproblem vorläufig noch nicht präzisieren; nur soviel sei gesagt, daß ich als *Christ* bestimmt nicht Satisfaktion geben würde, nun aber unter den heutigen Verhältnissen doch aus Prestige Gründen dazu neige, sie zu befürworten. Einen festen Standpunkt habe ich mir aber in dieser Frage noch nicht „zugelegt“ und würde sehr gerne einmal Eure, besonders Vatis Meinung darüber hören, wennmöglich unter Berücksichtigung des jüdischen Ehrenstandpunktes. – Ich habe diese ganze Auseinandersetzung nur deshalb so ausführlich gestaltet, um zu zeigen, daß der Zionismus eine durchaus *moderne* Bewegung ist und keineswegs von dem in der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise erzogenen Menschen eine Um- oder Rückkehr zum Gottesglauben verlangt. Zum Kern dieser Frage selbst möchte ich übrigens noch bemerken, daß mir Muttis Worte von der größeren *Logik* und *Richtigkeit* der naturwissenschaftlichen Methode, sich den Aufbau des Weltganzen zu deuten, doch nicht so ganz unanfechtbar erscheinen. Ich will nicht etwa gegen diese Denkart selbst polemisieren, da ich ja selbst zu ihr hinneige, sondern nur einen Einwand gegen die Begründung machen, die Mutti ihr gibt. Wenn wir nämlich auf den Kern der Dinge zurückgehen, so bleibt bei beiden Erklärungsmöglichkeiten – sowohl bei der religiösen wie bei der entwicklungs-theoretischen – ein unerklärbarer Rest zurück, sodaß es sich im letzten Grunde beidesmal darum handelt, *Glauben* zu erwarten und zu gewähren. Das eine Mal glaubt man an das *Wunder*, das zweite Mal an die *Logik* der Entwicklung, aber von richtig oder unrichtig kann man – selbst relativ – schon deshalb nicht sprechen, weil beide Systeme in ihrer Art auf der als Voraussetzung, als durch einen Glaubensakt angenommenen Basis mit genau der gleichen Konsequenz entwickelt sind. – Dies soll also, wie gesagt, keine Anfechtung des Materialismus oder Darwinismus oder Monismus, sondern lediglich eine Bemerkung zur Methodik philosophischen Denkens sein. – Um auf die Frage Zionismus-Orthodoxie noch einmal kurz einzugehen, so glaube ich persönlich allerdings, daß der sogenannte Misrachismus\* (orthodoxer Zionismus, Führer Hermann *Struck*<sup>42</sup>) die denkbar größte Bedeutung erlangen wird; erst auf den beiden Grundsäulen Thora\* *und* Zion wird Israels Tempel neu erstehen können! – Trotzdem werde ich natürlich nicht „fromm“ werden und habe deshalb auch nicht weniger Freude an Eva Schnakenburgs frech-weltlichem Briefe<sup>43</sup>, der Euch sicherlich auch sehr viel Spaß machen wird. Ich bin mit den allerherzlichsten Grüßen Euer getreuer Ernst, der heute gezeigt hat, daß man den Zionismus auch ganz unpolemisch behandeln kann, siehste-wohl!

---

<sup>42</sup> Hermann Struck (1876–1944), Graphiker aus Berlin, seit 1923 in Haifa; religiöser Zionist, Mitglied des *Aktionskomitees der Zionistischen Organisation* und Führer des *Misrachi*. Mitte Dezember 1929, auf dem Höhepunkt von Ernst Simons Auseinandersetzung mit dem *Misrachi*, schrieb er ihm einen freundschaftlichen Brief.

<sup>43</sup> Von Eva Schnackenburg an Ernst Simon sind etliche Briefe erhalten, einer vom 23.4.1918.



[6] An Leutnant Kaufmann

d. 29.IV.1918

Kriegslaz. I. Saal 15, Dt. F. P. Nr. 260, Kriegs. Laz. Abt. 35

Hochzuverehrender Herr Leutnant!

Heute empfang ich den ausführlichen Brief vom 25. d.<sup>44</sup> und danke Herrn Leutnant herzlich dafür. Es war mir eine große Freude, mit welchem Interesse Herr Leutnant auf meine persönlichen Angelegenheiten eingegangen sind. Die rechtsphilosophisch-historische Rechtfertigung – oder besser Begründung – des viel verschrienen Militarismus scheint mir außerordentlich überzeugend zu sein, wenn ich auch glaube, daß derartige Gedankengänge zu hoch stehen und zu tief schürfen, um in einem Lazarettvortrag behandelt werden zu können. Umso mehr will ich mir aber jene andere Anregung zu Nutzen machen, diese Dinge zu eigenem Vorteil noch einmal durchzudenken.

Wenn ich mir zu diesem Thema noch einige Bemerkungen gestatten darf, so möchte ich vor allen Dingen betonen, daß ich der von Herrn Leutnant begründeten Auffassung durchaus nicht fern stehe oder mich gar – wie Herr Leutnant vielleicht meinen – dagegen innerlich irgendwie sträube. Zwischen meiner Anschauung und Handhabung des militärischen Wesens besteht eine fast tragische Inkongruenz, deren einzige Heilungsmöglichkeit ich in dem Umstande erblicke, daß sie mir in den weitaus meisten Fällen – wenigstens nachträglich – bewußt wird.

Ich gehe sogar darin noch einen Schritt weiter und bin der Ansicht, daß gerade beim Intellektuellen all die sekundären Kräfte – wie Witz, Geist, Schlagfertigkeit, Ironie, Anpassungsfähigkeit, Feuilletonbegabung etc. – zuungunsten der primären – Freude an der eigenen Körperkraft, Gemüt, Natürlichkeit und jenes „Schaudern“, das nach Goethe „der Menschheit bestes Teil“ ist, in geradezu gefährlicher Weise hervortreten. Ich betrachte deshalb das Heer als eine Schule allerbesten Art, nicht etwa als eine unnatürliche „Rückkehr zur Natur“ im Rousseauschen Sinne, sondern als eine Gewöhnung zur inneren Natürlichkeit, die – um ein Beispiel zu geben – das Wort „heilig“ wieder ohne nervöses Gesichtszucken wird aussprechen können. Solche Erwägungen waren auch schon vor zwei Jahren mitbestimmend, als ich mich wenige Tage nach meinem 17ten Geburtstag kriegsfreiwillig meldete.

Wie sehr sich diese Gedanken in meine ganze Weltanschauung einfügen, geht daraus hervor, daß ich es für meine Lebensaufgabe halte, an der Neuaufrichtung des jüdischen Volkes mitzuwirken, ein Ziel, das natürlich nicht ohne vorherige Regeneration zu erreichen ist. Und bei diesem Genesungsprozeß muß man bei sich selbst anfangen, wenn er irgend einen Erfolg versprechen, ja wenn er überhaupt nur ernst genommen werden soll.

Zu dem, was Herr Leutnant über „Gerechtigkeit“ und „Verantwortlichkeit“ gesagt haben, möchte ich noch bemerken, daß diese Begriffe ihre Bedeutung je nach der Definition ändern, die man dem Wesen der *Strafe* gibt. Man

<sup>44</sup> Leutnant Kaufmanns Brief vom 25.4.18, offenbar die Antwort auf Simons Schreiben vom 20.4. (vgl. oben, Nr. 4 Anm. 5), ist erhalten.

kann die verschiedenen Auslegungen dieses Wortes wohl in zwei große Lager teilen: die einen betrachten die Strafe als Mittel zur moralischen Hebung des Verbrechers, also als *Sühne*, die andern als den einzig wirksamen *Schutz* des Gemeinwesen vor dem anti- oder asozial Veranlagten (wobei keineswegs verkannt werden soll, daß beide Theorien durch das Medium der *Abschreckung* in engem, oft causalem Zusammenhang stehen).

Die Strafe als Schutz aufgefaßt, zieht ohne weiteres das System der Erfolgshaftung nach sich, und da das Heer keine Maschine zur Herstellung von Moral, sondern ein reines Zweckinstitut ist, macht es sich die praktisch-politische, und nicht die ethisch-pädagogische Strafauffassung zu eigen. Damit wäre dann ein historischer Zusammenhang nicht nur mit dem altdeutschen, sondern mit dem Urrecht der Menschheit hergestellt, das ja wohl die sittenwertenden Begriffe „gut“ und „böse“ aus den erfolgwertenden „zweckmäßig“ und „unzweckmäßig“ abgeleitet hat.

Eine besonders akute Bedeutung gewinnen diese Fragen übrigens im *Irrenrecht*, mit dem ich mich – natürlich in ganz laienhafter Weise, da ich kein Jurist bin, sondern Philologe werden will – während meiner vorsoldatischen Krankenpflegertätigkeit in einer Nervenabteilung<sup>45</sup> beschäftigt habe.

Und um nun zum Schluß auch auf den letzten Absatz von Herrn Leutnants Brief einzugehen, so ist es vielleicht nicht allzu taktlos von mir, wenn ich meiner Freude darüber Ausdruck gebe, daß meine Beförderung bisher nur aus Gründen, die in mir selbst liegen, unterblieben ist. Ich glaubte nämlich trotz allen Wohlwollens, das mir Herr Leutnant persönlich stets entgegenbrachten, die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß bei andern Stellen des Regiments ein gewisser Antisemitismus besteht. Sollte mich diese Beobachtung getäuscht haben, umso besser; wenn nicht, so werde ich solchen Anschauungen meinen festen Willen, Offizier zu werden, entgegensetzen, wozu ich – wenigstens was die gesellschaftliche Stellung meiner Eltern, Großeltern und Verwandten anbelangt – durchaus qualifiziert zu sein glaube.

Es ist möglich, daß ich in diesen letzten Sätzen zu weit gegangen und auf ein Gebiet hinübergewechselt bin, das Herr Leutnant lieber nicht berührt haben möchten. Für diesen Fall bitte ich mir zu glauben, daß meine Worte nur ein Beweis meines unbegrenzten Vertrauens zu Herrn Leutnant sind und nicht aus Anmaßung, sondern aus einem Bedürfnis nach Ehrlichkeit und Offenheit heraus gesagt worden sind.

Ich kann also wohl hoffen, daß mir Herr Leutnant deswegen auch nicht einen Teil des bisher bewiesenen Wohlwollens entziehen werden<sup>46</sup>,

und bin mit gehorsamsten Grüßen  
Euer Hochwohlgeboren  
aufrichtig ergebener Gefreiter Ernst Simon

<sup>45</sup> In einem Schulheft von Ernst Simon ist ein ausführlicher Bericht über einen *Besuch in der Irrenanstalt Dalldorf* vom 15. Mai 1915 erhalten.

<sup>46</sup> Leutnant Kaufmanns Antwort vom 10.6.18 ist erhalten. Er gibt Ernst Simon zu verstehen, daß er auf keine Offizierskarriere rechnen könne.

## Student und Redakteur (1919–1927)

Seinen Werdegang in den ersten Wochen nach der deutschen Kapitulation beschreibt Ernst Simon folgendermaßen: „Der Ausbruch der Revolution im November 1918, die für einige Zeit den festen Rahmen der Berliner Truppenkörper sprengte, führte mich in den Verband des Polizei-Präsidiums, wo eine besondere Compagnie, die XVte, zum Schutze des meist von Juden bewohnten Scheunenviertels gebildet wurde. Ich wurde als Vertreter dieser Compagnie in den Soldatenrat des Polizeipräsidiums gewählt, aus dem ich ausschied, als der damalige Polizei-Präsident Eichhorn die Bewaffnung der Schwarzkopfarbeiter verfügte.<sup>1</sup> Ich begab mich dann nach Jüterbog und erhielt nach einigen Wochen, etwa im Februar 1919, meine Entlassung.“<sup>2</sup> Ernst Simons Tätigkeit in der ‚Jüdischen Selbstwehr‘ scheint nicht undramatisch verlaufen zu sein; ein Echo davon findet sich zwei Jahrzehnte später in dem polemischen Schreiben an seinen damaligen Mitstreiter Felix Danziger.<sup>3</sup>

In Berlin unterhielt Ernst Simon engen Kontakt zu Bundesbrüdern in der zionistischen Studentenverbindung. Von ihnen wurde er zum Hebräisch-Lernen angespornt sowie mit zionistischem Schrifttum (in erster Linie Schriften von Martin Buber) vertraut gemacht. Im Wintersemester 1919/20 nahm er das Studium der Geschichte und Philosophie auf. Sobald er volljährig geworden war, wechselte er (zum Sommersemester 1920) an die Universität Heidelberg. Durch die Freundschaft mit jüdischen Studenten dort wurde sein zionistisches Engagement um eine jüdisch-religiöse Komponente bereichert. Es war der nachmalige Psycho-Analytiker Erich Fromm, damals selbst noch orthodoxer Jude, der Ernst Simon zu Rabbiner Nobel nach Frankfurt brachte, was seinen Lebensweg entscheidend beeinflussen sollte.

Unter Anleitung von Rabbiner Nobel<sup>4</sup>, bei dem er eine Zeitlang sogar im Hause wohnte, trat Ernst Simon den Weg zu einer jüdisch-religiösen Lebensweise an. Nach dessen unzeitigem Tod im Januar 1922 war es das Vorbild von Franz Rosenzweig, das ihm half, sich (gegen Martin Bubers religiösen Anarchismus) schrittweise einen jüdischen Lebensstil zu erarbeiten.

Unter den Schülern und Verehrern von Rabbiner Nobel, die ein jüdisches Lehrgut begründeten, wo junge Juden sich auf landwirtschaftliche Tätigkeit in Palästina vorbereiten konnten, ohne mit dem jüdischen Ritualgesetz in Konflikt zu geraten (was an vergleichbaren Ausbildungsstätten zionistischer Organisationen unvermeidlich gewesen wäre), nahm Ernst Simon eine führende Position ein.

---

<sup>1</sup> In seinem autobiographischen Essay (*Pädagogik in Selbstdarstellungen I*, S. 293) gibt Ernst Simon die Begründung: Er habe das damit heraufbeschworene Blutvergießen nicht verantworten können.

<sup>2</sup> Aus dem *Gesuch des Gefreiten der Reserve Dr. phil. Ernst Simon um Ausstellung eines Duplikats des Militärpasses* vom 10. August 1926.

<sup>3</sup> S. unten, Brief Nr. 76 vom 17.7.1939.

<sup>4</sup> Vgl. die Magisterarbeit von Rachel Rosenfeld-Heuberger, *Deutscher Patriot und religiöser Zionist: Nehemia Anton Nobel – eine intellektuelle Biographie*, Frankfurt / M 1990.

[7] An Martin Buber

d. 18.IV.22

Sehr verehrter Herr Doktor [Buber]!

Ich möchte meiner eiligen Karte heute diesen Brief folgen lassen und bitte Sie, freundlichst *ihn* als meine Antwort auf Ihr so tiefdringendes Schreiben zu betrachten [es folgen Details einen Aufsatz Simons über G. Landauer betreffend].

2. Was Sie über den „Zaddik“\* sagen, hat mich im wesentlichen überzeugt. Ich danke Ihnen (und mit mir Frau Rabbiner) über die Art, wie Sie Nobel s.z.l.<sup>5</sup> in diesem Zusammenhang erwähnen. Darf ich Ihnen dabei noch die Hand drücken für Ihren Brief, den Sie an Frau Rabbiner nach seinem Tode geschrieben haben. Sie ist unfähig, irgend jemand zu antworten – aber ich war Zeuge, wie wohlützig stark Ihr Brief in die Tiefe griff. Sie weiß um meinen Dank und ihre Zustimmung verleiht ihm seine volle Legitimität.

Aber war Nobel ein verborgener Zaddik [?], Einer von den Lamed Waw<sup>6</sup>? Ich meine nicht, trotz manchem, was man dafür anführen könnte. Ich spüre aber, wie unzulänglich hier Worte und gar Gründe werden, und meine deshalb auch – lassen wirs bei Landauer weg. Hingegen möchte ich gerade dann die Widmung bei dem Aufsatz für Landauer bestehen lassen. Um eine Verwandtschaft zu zeigen, die ich spüre; vor allem aber um meiner Stimmung gegenüber ehrlich zu sein, die mich nach dem Tode<sup>7</sup> von meiner Doktordissertation weg zu dieser Arbeit führte und sie bald als die einzig mögliche für mich erwies. Sie ist in stetem Gedenken des Meisters<sup>8</sup> geschrieben und das mag man ihr anmerken, auch wenn andere Probleme behandelt sind, als die ihn unmittelbar angingen. Das gilt allerdings auch und in besonderem Maße für den Schlußteil – und dies Gefühl hat Sie wohl zu Ihrem Vorschlag veranlaßt. Aber wenn nun ein selbstständiger Aufsatz daraus werden soll – und dies vor allem ändern hat mich an Ihren Darlegungen überzeugt: die Bestandteile *müssen* auseinander! – so wird es anders, als es jetzt dort steht. Und es hieße vielleicht gar Nobels Namen mißbrauchen, wenn ich ihn als Deckung für Forderungen nehme, die sich z. T. – von ganz andern Gesichtspunkten her – mit denen des alten, echten Liberalismus berühren werden. Ich bin kein Orthodoxer, kaum ein Konservativer, auch kein *romantischer* Eklektiker, denk ich: aber ein Eklektiker. Ich halte diese Stellung nicht für die einzig mögliche, und meine trotzdem, daß sie religiös zu rechtfertigen [ist].<sup>9</sup> Ihr „Cherut“ habe ich über Pessach gelesen – und ich darf sagen, daß die Rede mir den Jomtow\*

<sup>5</sup> Hebr. Abkürzung: Secher Zaddik liVracha – das Angedenken des Gerechten zum Segen.

<sup>6</sup> Vgl. dazu G. Scholem, Die 36 verborgenen Gerechten in der jüdischen Tradition, in: idem, *Judaica* I, Frankfurt / M 1963, S. 216–225.

<sup>7</sup> Rabbiner Nobels.

<sup>8</sup> Rabbiner Nobels.

<sup>9</sup> Der Text von hier bis zum Ende des Abschnitts ist gedruckt in: Buber, *Briefwechsel* II, Nr. 79.

geschmückt hat. Die ersten zwei Drittel unterschreibe ich fast Wort für Wort und bin froh darüber, daß ich sie erst jetzt gelesen habe. Frühere Kenntnis hätte eine Entwicklung beschleunigt und vor allem leichter gemacht, die ich mir nun erarbeitet habe. Manches hab ich (auch öffentlich) fast wörtlich so gesagt, ohne zu ahnen, daß es längst „steht“. Sie glauben mir, wie groß meine Freude war. Aber gegen das letzte Drittel hab ich Einwände, die mir gewichtig scheinen. Dazu las ich jetzt mit Franz Rosenzweig zusammen das Stenogramm Ihrer hiesigen Vorträge<sup>10</sup>. Auch da scheint mir dasselbe und z. T. anderes zu erwidern. Wie weit darf ich mich auf noch nicht gedruckte Gedanken beziehen?

Noch eine Bitte: könnte nicht eine Besprechung der Nobel-Gabe<sup>11</sup> im „Juden“ erscheinen? Sie versendet hier so, und zwar durch zu schnellen Verkauf. Alle Frankfurter Baale Batim<sup>12</sup> kaufen sie und nur ganz wenige außerhalb, die der Inhalt interessieren würde. Sie wird *zu gut* gekauft.

(Wissen Sie übrigens, daß Dr. Kaufmann ein Schuft ist. Ich hätte Lust, ihn einmal bloßzustellen. Sein Ansehen ist eine jüdische Schande.)

Darf ich Sie bitten, mir den Rest meines Aufsatzes möglichst bald zurückzustellen?

Mit nochmaligem herzlichem Dank bin ich Ihr Ihnen ergebener

Ernst Simon

[8] An Martin Buber

11.12.1922

Sehr verehrter und lieber Herr Doktor [Buber]!

Ich bin sehr beschäftigt und möchte Ihnen daher heute nur kurz die Mitteilung machen, daß ich gewillt bin, die Redaktionsarbeit schon am 1. Januar 1923 anzutreten.<sup>13</sup> Ich habe mich nämlich entschlossen, doch erst am Ende des Semesters zu promovieren (Ende Februar), da ich meine – sehr gut voranschreitende – Arbeit nun doch noch beenden will. Dadurch hab ich etwas länger Zeit und kann die 3 Stunden täglich ganz gut schon ab 1. I. nebenher machen. Bis dahin wird das Schriftliche wohl fertig sein. Falls Sie meine Adresse noch in Heft XII angeben wollen und können, bitte ich zunächst die Heidelberger Anschrift zu nennen. Ich fahre Donnerstag früh hier ab und am Abend

<sup>10</sup> Bubers Vorlesungsreihe *Religion als Gegenwart* von 1922 wurde erst Jahrzehnte später veröffentlicht: Rivka Horwitz, *Buber's Way to I and Thou*, Heidelberg 1978 (vgl. dazu Ernst Simons Brief an St. Schwarzschild vom 21.3.1978).

<sup>11</sup> *Gabe. Herrn Rabbiner Dr. Nobel zum 50. Geburtstag dargebracht von Franz Rosenzweig und Ernst Simon*, im Nov. 1921 herausgegeben, Frankfurt a.M. 5682=1921.

<sup>12</sup> Hebräisch: Hausväter, d.h. Leute, die das Buch mehr aus Loyalität kaufen und weniger aus sachlichem Interesse.

<sup>13</sup> Von Martin Bubers Zeitschrift *Der Jude*.

nach Berlin weiter. Ich könnte dort mit Dr. Kaznelson<sup>14</sup> sprechen. Auch wegen des Gehaltes, dessen Grundlagen sich seit diesen 4 Wochen ja wieder verschoben haben. Oder meinen Sie, daß sich das schon mechanisch geregelt hat? Verzeihen Sie bitte, daß ich Sie damit belästige, aber da Sie mich besser als Dr. K. kennen, und ich außerdem Scholems Pech ihm gegenüber<sup>15</sup> durch Sie erfahren habe, wende ich mich zunächst noch lieber an Sie.

Die Unterhaltung neulich am Sonntag habe ich als besonders schön und fruchtbar empfunden: Was Sie über Erziehung sagten, hat mir sogar in einem ganz concreten Fall eines mir nahestehenden früheren K.J. Vers sehr zu denken gegeben: Der Junge ist Devisenhändler einer Großbank geworden, spart sich Dollars, um nach Palästina zu kommen und ernährt nebenbei seine Eltern, seine beiden Großmütter und eine Tante, der er ein Geschäft eingerichtet hat. Dies macht den Fall besonders schwierig. Er hat jetzt ziemlich viel Geld; fragte mich neulich, ob er Ostern nach Würzburg gehen soll, den Dr. rer. pol. machen und 1½–2 Jahre ausspannen. Er ist nun kein Mensch, der in einem andern Beruf denn als Nationalökonom oder Jurist herüberkönnte und der auch hier nichts anderes geworden wäre. Auch bedrückt es ihn nicht moralisch, seiner Wirtschaftseinstellung nach, die sehr anständig, sogar sozialistisch, aber wie soll ich sagen: mit den „realen Tatsachen rechnend“ ist. Ich denke, ich werde ihm raten, Ostern auf die Universität zu gehen. Würden Sie sich entschließen können, mir in diesem concreten Fall, den ich Ihnen ja ziemlich genau geschildert habe, einen Rat zu geben? Leider kann ich Sie jetzt vor meiner Reise nicht mehr besuchen.

Das Scholemsche Manifest<sup>16</sup> kam mir sehr in die Quere. Es steckt voller Ressentiments, ist – trotz aller Stilkünste – nicht prinzipiell genug und spricht zuviel von „Kultur“. Immerhin: im Negativen Bundesgenossen. Wieweit im Positiven, vermag ich noch garnicht zu sehen. Es ist in diesem Ton etwas von derselben ungeistigen Ausschließlichkeit, welche „die Unterzeichneten“ dem Blau-Weiß\* vorwerfen. Man kann von einem Jungen wie Martin Bandmann – der menschlich ganz prachtvoll ist – nicht als von den „Herren Walter Moses, Bandmann, Georg Strauss“<sup>17</sup> reden. Schon diese Zusammenstellung – so au-

---

<sup>14</sup> Dr. Siegmund Kaznelson (1893–1959) vom Jüdischen Verlag, bei dem Bubers Zeitschrift *Der Jude* erschien.

<sup>15</sup> G. Scholem übersetzte für den *Juden* literarische Texte aus dem Hebräischen; anscheinend gab es mit dem Verlag Differenzen über das ihm zustehende Honorar.

<sup>16</sup> Am 18.12.1922 erschien in der *Jüdischen Rundschau* Nr. 97, S. 638, ein Offener Brief: ein Angriff von G. Scholem auf den Wanderbund *Blau-Weiß* und dessen Leiter Walter Moses, weil dieser dem Wanderbund armee-artige Züge verleihe. Nachgedruckt in: Jehuda Reinharz (Ed.), *Dokumente zur Geschichte des deutschen Zionismus 1882–1933*, Tübingen 1981.

<sup>17</sup> Der Arzt und Naturwissenschaftler Martin Bandmann aus Breslau war seit 1923 Mitglied der Bundesleitung des *Blau-Weiß* in Berlin; der Industrielle Dr. Walter Moses (1892–1955) wanderte 1924 an der Spitze einer *Blau-Weiß*-Gruppe nach Palästina aus; der Berliner Kaufmann Dr. Georg Strauss (1896–1975) gehörte ebenfalls der Bundesleitung des *Blau-Weiß* an, in den Jahren 1934–37 war er wesentlich an der Übersiedlung von Juden aus Deutschland nach Palästina beteiligt.

genfällig sie objektiv ist, verrät Instinktlosigkeit. Ich glaube nicht, daß es Sentimentalität ist, was da in mir verletzt wird.

Aber immerhin: etwas muß geschehen. Ich sprach neulich sehr lange mit Erich Fromm<sup>B</sup> darüber; er sagte schließlich: ein Manifest, wie wir es uns denken, wird ein peinliches Mißverhältnis zeigen zwischen den großen Dingen, die angerührt werden müssen, und den Namen, die sie tragen. Das jüdische Volk brauchte heute, in seiner entscheidenden Stunde, ein „Jüdisches Manifest“, das vielleicht ebensowenig wie einst das kommunistische auf sofortigen Widerhall zu rechnen hätte, aber doch wohl langsam in eine große Wirkung hineinwüchse. Da müssten aber Männer wie Sie, Baeck, eventuell Agnon<sup>18</sup> die Sache tragen, auch nicht als Führer – aber eben als *Männer*. Mit uns könnten Sie sich dann verbünden.

Ich gebe Ihnen diesen Gedanken meines liebsten Freundes weiter. Er scheint mir sehr erwägenswert. Es mag sein, daß Sie ihn heute nicht mehr oder noch nicht verwirklichen können, aber Sie sollen doch darum wissen, welche Möglichkeiten es da gibt – soweit die Jugend und ihre Empfänglichkeit für ein Wort in Betracht kommt<sup>19</sup>.

Nun ist es doch ein richtiger Brief geworden, doch jetzt muß ich schließen. Ich würde Sie am liebsten dann um den 7. Januar besuchen, auf meiner Rückkehr nach Heidelberg; eventuell auch früher, ab 1. I. bin ich wieder in der Nähe (in FfM). Ihre Antwort erreicht mich bis Mittwoch Abend hier; bis Donnerstag Abend Frankfurt, Börneplatz 16, ab Freitag früh Berlin W. 50, Tauentzienstr. 12B (dorthin bitte keine Karte).<sup>20</sup>

In aufrichtiger Verehrung  
Ihr ganz ergebener Ernst Simon

Herzliche Empfehlung an Ihre Gattin und an Eva.<sup>21</sup>

Entschuldigen Sie noch ein P.S.: Ich habe das Landauerangebot des Marcan-Block-Verlages<sup>22</sup> endgültig abgelehnt, nachdem Franz R[osenzweig] mir meine inneren Bedenken bestätigt hat.

<sup>18</sup> Rabbiner Dr. Leo Baeck (1873–1956), einer der bedeutendsten Repräsentanten der deutschen Judenheit, besonders während der NS-Zeit; der berühmte hebräische Erzähler Samuel Josef Agnon (1888–1970) lebte während der Jahre 1913 bis 1924 in Deutschland.

<sup>19</sup> Bubers 1909–1914 in Prag vor dem jüdischen Studentenverein *Bar Kochba* gehaltenen *Reden über das Judentum* hatten eine Generation junger jüdischer Intellektueller entscheidend beeinflußt.

<sup>20</sup> Die Frankfurter Adresse ist die von Rabbiner Nobel, in dessen Haus Ernst Simon eine Zeitlang wohnte; die Berliner Adresse ist die von Simons Eltern.

<sup>21</sup> Bubers Tochter.

<sup>22</sup> Anscheinend war Ernst Simon aufgefordert worden, die Briefe von Gustav Landauer herauszugeben; dies tat Buber dann selbst zusammen mit Ina Britschgi-Schimmer: *Gustav Landauer – Sein Lebensgang in Briefen*, 2 Bde., Frankfurt 1929.

[9] An Karl Jaspers<sup>23</sup>

Hochverehrter Herr Professor!

Sie werden mir verzeihen, wenn ich auf diesem für einen Studenten seinem Lehrer gegenüber etwas ungewöhnlichen Wege, auf unsere Diskussion in der letzten Sitzung des Seminars zurückkomme. Ich habe nämlich nicht den Eindruck gewinnen können, als ob die Frage, die ich mit meinen kurzen Bemerkungen anschnitt, durch ihre Entgegnung schon ganz beantwortet war. Ich stand auch zu stark unter dem frischen Eindruck Ihrer Schilderung Hegels, die zu loben ich mich nicht unterfangen werde, die aber jedenfalls das Eindrucksvollste war, was ich bisher in meiner Studienzeit über oder von einem deutschen Philosophen gehört habe, ich stand zu frisch unter diesem Eindruck, um mich so präzis auszudrücken, wie es wohl nötig gewesen wäre. Deshalb lassen Sie mich schriftlich das Wesentliche nachholen.

Ich meine dies: der Verzicht auf Leben, Liebe, *eigenen* Tod u.s.f., den Hegel dem Individuum seines Systems auferlegt, nimmt er selbst mit diesem System in *geringerem* Maße als der Durchschnittsmensch auf sich, da er eben ein „Held“<sup>24</sup> ist. Sie haben meine Bemerkung über Hegels Heldenbegriff als eine hegelphilologische angesehen – derartiges lag mir nach Ihren Worten natürlich ganz fern. Nein, ich meinte schon etwas sehr Inhaltliches, was gerade für die Weltanschauungs-psychologische Erfassung H[egel]s eminent wichtig ist: für den „Helden“, der im Einklang mit der Zeit lebt und sein persönliches Schicksal *zugleich* mit dem Schicksal der Zeit vollendet, für den gibt es doch wieder Leben, Liebe und Tod (wie für Cyrus, so für Hegel selbst) – denn all diese individuellen Kategorien sind für den repräsentativen Menschen doch eben zugleich objektive Kategorien. Hegels Wille zum System war also kein Verzicht auf das Leben, sondern der (allerdings „heldische“, aber nicht heroische) Entschluß zur praestablierten Harmonie zwischen seinem Leben und dem Leben des Weltgeistes. Und nun kommt noch etwas hinzu, was ihm die Übernahme dieses Schicksals besonders leicht macht oder was vielleicht umgekehrt aus dieser Übernahme folgt: die Konzeption, daß die eigene Zeit die der Vollendung sei, ihr Held also – der ja, der Hierarchie des Systems entsprechend, Philosoph sein muß – gleichfalls der vollendete Mensch sein kann. Zwar ist auch er – wie es in der Gesch. Phil.<sup>25</sup> einmal heißt – nicht glücklich,

---

<sup>23</sup> Photokopie aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar. Brief undatiert. Der Empfänger dürfte Prof. Karl Jaspers gewesen sein; er war dann einer der Prüfer in Ernst Simons mündlichem Dokorexamen (23.2.1923). Jahrzehnte danach erinnerte Ernst Simon ihn daran, wie er bei dieser Gelegenheit ‚auf einen Stuhl mit schütterem Stroh weisend‘ gesagt habe: „Setzen Sie sich lieber dort nicht hin – dort können Sie durchfallen!“ Worauf Ernst Simon geantwortet haben will: „Vielleicht setze ich mich durch, Herr Professor!“

<sup>24</sup> Ernst Simon erwähnt einen Vortrag über *Die Gestalt des jüdischen Helden*, den er im Hause des Berliner jüdischen Mediziners Wilhelm Fließ gehalten hatte, entweder solange er noch in Berlin wohnte oder während der Semesterferien.

<sup>25</sup> Seine Geschichtsphilosophie entfaltete Georg Wilh. Friedr. Hegel (1770–1831) besonders in seinen Vorlesungen an der Berliner Universität (seit 1818).



aber er lebt seine Leidenschaften aus, und *daß* er das kann, ohne den Plan des Weltgeistes zu stören, dies gerade macht ihn zum Helden.

Ich möchte noch einen Gesichtspunkt anführen, der mir für meine Auffassung zu sprechen scheint. Wäre Hegel in dem Maße tragischer Selbstüberwinder, wie Sie ihn darstellen, und nicht vielmehr das Genie, das seine Erkenntnisleidenschaft ausleben will und sich darin befriedigt, so müßte seine Stellung zur eigenen Gegenwart, die Sie gestern ja auch berührten, denn doch anders sein. Dann hätte er nämlich den Mut gefunden, die Conzeption der „faulen Existenz“, der „geschichtslosen Zeit“, der „bloßen Existenz oder Möglichkeit“ auch auf die *eigene* Zeit oder wenigstens auf eine ihrer Epochen anzuwenden. *Dies* wäre ein in Ihrem Sinne heroischer Akt gewesen; Hegel aber zog es vor, ein „Held“ im Sinne der eignen Definition zu sein. Und so möchte ich meinen Einwand zusammenfassen: Sie haben einen Hegelschen „Helden“ – oder vielleicht *den* einzigen, den es jemals gab, eben Hegel selbst – vom Pathos des griechischen Heroen her interpretiert. Und dieser Deutung wollte ich mit meinen kurzen Bemerkungen widersprechen.

Ich darf die Gelegenheit benutzen, sehr verehrter Herr Professor, Ihnen 3 Sonderdrucke verschiedener Arbeiten<sup>26</sup> beizulegen, die zwar alle eine philosophische Absicht haben, doch aber nicht eigentliche Wissenschaft geben wollen (was ich durchaus nicht zu ihren Vorzügen rechnen will). Vielleicht finden Sie einmal Zeit, die Aufsätze zu lesen. Ich vermute, daß Sie die Besprechung der „Tagebücher Theodor Herzls“<sup>27</sup> am meisten interessieren wird, weil sie sehr stark von psychologischen Problemen ausgeht.

Zuletzt noch eine Bitte: ich möchte womöglich Ende Januar promovieren;<sup>28</sup> ließe sich mein Referat vielleicht auf den Februar verschieben? Ich wäre überhaupt dankbar, wenn ich es etwas zwanglos gestalten könnte und z.B. von der Verpflichtung entbunden wäre, es Ihnen vorher zu zeigen. Dann spare ich die Zeit für die Reinschrift.

In aufrichtiger Verehrung bin ich Ihr sehr ergebener  
Ernst Simon

Im Januar 1923 trat Ernst Simon die Redaktion der 1916 von Martin Buber begründeten Zeitschrift ‚Der Jude‘ an, in der er selbst etliche Beiträge veröffentlichte.<sup>29</sup> Diese Tätigkeit kam im Herbst 1924 vor allem aufgrund finanzieller Schwierigkeiten zum Erliegen. Daraufhin übernahm Ernst Simon (zunächst zusammen mit seinem Freund

<sup>26</sup> Darunter wahrscheinlich *Der werdende Mensch und der werdende Jude* (über Gustav Landauer), in: *Der Jude* 6 (1921 / 22), S. 457–475, denn dieser Titel ist auf dem ersten Briefblatt oben links nachträglich notiert.

<sup>27</sup> Theodor Herzls *Tagebücher*, in: *Der Jude* 6 (1921 / 22), S. 649–659; in zionistischen Kreisen stieß dieser Artikel wegen seiner kritischen Haltung auf scharfen Widerspruch.

<sup>28</sup> Ernst Simon promovierte zum Ende des Wintersemesters 1922 / 23 mit einer geschichtsphilosophischen Arbeit *Ranke und Hegel* (gedruckt 1928 beim Verlag R. Oldenbourg, München, als Beiheft 15 der *Historischen Zeitschrift*); demnach dürfte dieser Brief aus dem Dezember 1922 stammen (letzte Sitzung vor den Weihnachtsferien?).

<sup>29</sup> *Die jüdische Geschichte – eine kritische Betrachtung über grundsätzliche Dinge*, in: *Der Jude* 6 (1921), S. 196–200. – *Der werdende Mensch und der werdende Jude*, in: *Der Jude*

Leo Löwenthal) die Redaktion des ‚Jüdischen Wochenblatts‘ in Frankfurt am Main, das er selbst als eine ‚gesetzestreue, aber antiseparatistische Zeitung‘ schilderte, die ‚dem Zionismus gegenüber neutral‘ sei.

Im Winter 1923 war Ernst Simons jüdisch religiöse Position so weit fixiert, daß er zur Gründungsversammlung von „Ahduth, Vereinigung gesetzestreuer Juden Deutschlands“ in Frankfurt am Main eingeladen wurde. Mit seiner Promotion (im Februar 1923) brach Ernst Simon die akademischen Studien zunächst ab und widmete sich in Heidelberg jüdischem Lernen bei dem rabbinischen Gelehrten Rabinkow<sup>30</sup>, zu dem ihn wiederum Erich Fromm gebracht hatte.

[10] An Leo Strauss

Frankfurt a.M., Bockenheimer Landstr. 115  
den 30. März 1923

Lieber Leo Strauss!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Beitrag, der unter „Bemerkungen“ gebracht wird<sup>31</sup> und mir ganz außerordentlich gefällt [es folgen redaktionelle Details].

Da ich leider in nächster Zeit, schreibunlustig und lern [freudig], wie ich zur Zeit bin, kaum dazu kommen werde, auf Deinen Aufsatz in der Rundschau<sup>32</sup> öffentlich einzugehen, so will ich Dir ganz kurz hier das sagen, was ich gegen Deine Position zu stellen habe.

Du hättest nur dann recht, uns als romantisch und letztthin Ungläubige abzutun, wenn wir in dem *beini uwein Bnej Israel*<sup>33</sup> unser eigenes Ich an Stelle des G"ttes<sup>34</sup>-Ich setzen würden, woran keiner von uns denkt. Dieses allerdings ist der typisch romantische, und wie auch ich glaube, tief irreligiöse Akt, durch den ein Teil der religiös „Gestimmten“ den *Brit*<sup>35</sup> zu vollziehen suchen. Was wir ablehnen, ist lediglich eine Aussage über Dinge, die man nicht wissen kann, d.h. eine Aussage über das Wesen G"ttes. Die tiefe Beziehung, die eine jüdische Theologie gerade zur *Negativen Attributenlehre* des

---

6 (1921–22), S. 457–475 (über Gustav Landauer). – Den kritischen Beitrag Theodor Herzls Tagebücher, in: *Der Jude* 6 (1921–22), S. 649–659, der ihm in zionistischen Kreisen heftige Gegnerschaft eintrug. – Im Chaos, in: *Der Jude* 7 (1923), S. 655f. – Zur Wertung des Alters im Judentum, in: *Der Jude* 8 (1924), S. 412–422. – Erziehung zur Tradition, in: *Der Jude* 9 II (Sonderheft Erziehung) (1925 / 26), S. 105–117. – Zum Problem der jüdischen öffentlichen Meinung, in: *Der Jude* 9 (1927), S. 41–50.

<sup>30</sup> Der wenig bekannte Talmudist R. Salman Boruch Rabinkow (1882–1941) war zu Anfang unseres Jahrhunderts als Hauslehrer eines jüdischen Flüchtlings / Emigranten aus Rußland nach Heidelberg gekommen und fristete dort ein überaus bescheidenes Dasein.

<sup>31</sup> Das Heilige, in: *Der Jude* 7 (1923), S. 240–242.

<sup>32</sup> In der *Jüdischen Rundschau* vom 3.1.23 unter der Rubrik *Jugendbewegung* war von Leo Strauss eine Antwort auf das *Prinzipielle Wort* der Frankfurter erschienen.

<sup>33</sup> Der Sabbat als Bund (*Brit*) zwischen Gott und den Israeliten; der Vers Ex 31, 17 wird im Kiddusch am Sabbatmorgen rezitiert.

<sup>34</sup> Die abgekürzte Schreibung der deutschen Vokabel *Gott* (in Analogie zu deren hebräischem Äquivalent) geht wohl auf die Schreibkraft zurück.

<sup>35</sup> Hebr.: *Bund*.

Maimonides in diesem Punkte immer wieder neu herstellen kann und muß, dürfte Dir sofort geläufig sein. Nicht die Transzendenz ist es also, die wir anzweifeln – wie könnten wir, da wir ja durch sie leben – nur Beweis und Aussage über das Unbeweis- und Unaussagbare darf man von uns wie von keinem Menschen fordern. „Ein Schuft ist, wer mehr gibt als er hat.“ Schon Deine gewiß vorsichtige Bemerkung in Deinem Aufsatz, in der Du G<sup>tt</sup> die völlige Unabhängigkeit von allem irdischen Geschehen zuweist, scheint mir die Grenze des Erlaubten zu überschreiten, ganz ebenso wie die umgekehrte Bemerkung der Mystik, die diese Abhängigkeit so stark und zwangsläufig betont. Ich verstehe die Psychologie, aus der eine solche Abwehr entstanden ist, aber ich darf ihr nicht folgen, d.h. einen neuen Deismus konstituieren, der anstatt der losgelassenen Welt den losgelassenen G<sup>tt</sup> setzt und ganz ebenso wie jener die Einheit dieser Welt zerstört. Vielleicht ist geradezu dieses Bedürfnis nach religiöser Konkretheit, auch da, wo sie prinzipiell [möglich]<sup>36</sup> ist, diese Sehnsucht nach etwas Greif-, Faß- und Beweisbarem romantischer als unsere Position, die sich in der ewigen und fruchtbaren Resignation des Menschen und Juden zwar erschöpft, aber doch aus ihr schöpferisch wird.

Du wirst mir verzeihen, daß ich diese Bemerkungen Dir nicht handschriftlich machen kann, besonders dann, wenn Du bedenkst, daß sie ja andernfalls sogar gedruckt würden.

Noch ein redaktioneller Schwanz! Laß doch bitte die Bemerkung über Mendelssohn und Rosenzweig, die in diesem Zusammenhang und ohne den Zusammenhang, in den Du sie demnächst hineinstellen wirst, sehr viel feindseliger wirkt, als Du sie meinst und als ich sie und Dich verstehe, aus der „Bemerkung“ herausen<sup>37</sup>. Ich werde sie Dir streichen und hoffe, daß Du sie in die Korrektur, die Dir zugehen wird, nicht wieder hineinflickst. Wenn Du aber großen Wert darauf legst, so mag sie bleiben.

Ich bin mit herzlichen Grüßen

[Ernst Simon]

[11] An Felix Rosenblüth

Frankfurt a./M. Bockenheimer Landstr. 115

5. Juni 23

Lieber Felix Rosenblüth!

Du wirst von den Vorgängen, die sich anschließend an meinen Vortrag<sup>38</sup> in der hiesigen Ortsgruppe ereigneten, gehört haben und noch weiter hören. Die Ortsgruppe beschloß nun auf meine Beschwerde, Herrn Wolfs unparla-

<sup>36</sup> Hier war das Durchschlagpapier defekt, daher fehlen ein paar Buchstaben.

<sup>37</sup> Auch dieser Dialekteinschlag dürfte auf die Schreibkraft zurückgehen. Leo Strauß scheint Simons Vorschlag angenommen zu haben, denn die gedruckte Fassung enthält keine Bemerkung über Mendelssohn und Rosenzweig.

<sup>38</sup> Über Theodor Herzls Tagebücher; in einem Schreiben vom 31. Mai 1923 bezeichnet Rechtsanwalt Dr. jur. Arthur Rosenblatt, Frankfurt, diesen Vortrag als „entstellende Kritik an Herzls zionistischer Tätigkeit und Lebensführung“.

mentarische Handlungsweise<sup>39</sup> zu billigen, was mich zum Austritt aus ihr zwingt. Selbstverständlich bleibe ich Mitglied der Z.V.f.D.\*

Damit ist die Angelegenheit äußerlich erledigt. Innerlich hat sie mir doch einen mächtigen Stoß gegeben und zwar in Richtung auf weitere, vielleicht jahrelange Zurückgezogenheit und Verzicht auf jedes publicistische und rednerische Hinaustreten. Eine Ausnahme könnte etwa intime Keren Hajesod\*-Arbeit von Mann zu Mann machen. Aus diesen Gründen gedenke ich auch meinen zweiten Aufsatz, den über Herzls Politik<sup>40</sup>, der im wesentlichen als Grundlage meines Vortrags gedient hat, nicht zu veröffentlichen, obgleich ich jedes dort gesagte *negative* Wort für richtig halte. Allerdings bin ich der Ansicht, daß mir die Umriss der nun neu zu schaffenden zionistischen Ideologie doch noch nicht entfernt klar genug sind, als daß ich dieses entschiedene *Nein* zum Alten heute öffentlich sprechen wollte. Aus diesem Grunde werde ich von nun an schweigen. Der dritte Aufsatz<sup>41</sup> sollte im wesentlichen eine Kritik der heutigen zionistischen Politik in ihrer Prinzipienlosigkeit, dargelegt an den Beispielen Jabotinsky und Walter Moses<sup>42</sup> – sowie eine Kritik des ganzen Universitätsprojektes<sup>43</sup> enthalten, das ja für die völlig assimilierte Kulturpolitik der Bewegung Zeugnis ablegt. Ich wäre dabei auf die Frage zu sprechen gekommen, ob denn nun tatsächlich der Herzlsche Zionismus geglückt ist, welchen Tatbestand ja der Zionismus seinem öffentlichen Auftreten zugrundlegte. Meiner Meinung nach ist er nämlich nur halb und im entscheidenden Teil nicht geglückt: die Völker<sup>44</sup> sind gewonnen, doch nicht das Volk. Das hat meiner Ansicht nach seine sehr tiefen Ursachen, die ich zu ahnen beginne. Doch will ich, wie schon gesagt, mein *Nein* nicht weiter aussprechen, ehe mir nicht das korrelative *Ja* zu gleicher Gewißheit geworden ist. Dir aber, den ich in unserer brieflichen Auseinandersetzung immer wieder auf den Aufsatz verwiesen habe, glaube ich einen näheren Einblick in meine Gedankengänge schuldig zu sein und lege Dir deshalb das Manuskript bei; ich bitte Dich aber, es vertraulich zu behandeln und es mir so bald als möglich wieder zuzustellen.

Anbei folgen die Berichte von Blumenfeld<sup>45</sup> wieder zurück. Ich habe sie nach Deinen Anweisungen vertraulich behandelt und sie nur meinen beiden Freunden gezeigt.

Mit herzlichen Grüßen [Ernst Simon]

<sup>39</sup> Ernst Simon war auf seinen Vortrag hin, der eine heftige Kontroverse auslöste, das Schlußwort verweigert worden.

<sup>40</sup> Von der Arbeit an diesem Aufsatz berichtet Simon an Buber im Brief vom 18. IV. 1923.

<sup>41</sup> Vorläufiger Titel: Herzls Erbschaft (Beleg 18. IV. 23 an Buber).

<sup>42</sup> Vladimir Zeev Jabotinsky (1880–1940), zionistischer Politiker, Führer der revisionisten Zionisten; Walter Moses (1892–1955), Industrieller, Mitbegründer des *Blau-Weiß* (1913), 1924 nach Palästina gegangen.

<sup>43</sup> Die Hebräische Universität in Jerusalem, gegründet 1925.

<sup>44</sup> Die Nicht-Juden im Kontrast zum jüdischen Volk.

<sup>45</sup> Kurt (Jehuda) Blumenfeld (1885–1963), zionistischer Funktionär; seit 1920 Mitglied des Aktionskomitees der World Zionist Organization; seit 1933 in Palästina.

[12] An Franz Rosenzweig, Frankfurt a./M., Eduard Strauss<sup>46</sup>,  
Richard Koch<sup>47</sup>, Martin Buber<sup>48</sup>, Sonnenholz bei Rosenheim  
Ob[er]bayern

22.7.23

Sehr geehrte Herren!

Ich möchte Ihnen auf das Schreiben von Franz Rosenzweig, das gemeinsam an uns ergangen ist<sup>49</sup>, auch gemeinsam und zugleich dem Briefschreiber antworten. Der Vorschlag des Viererrates scheint mir aus mannigfachen persönlichen und sachlichen Gründen nicht geeignet zu sein. Weder haben die in Aussicht genommenen Mitglieder dieser Institution die gleiche Grundeinstellung zum Wesen des Lehrhauses, noch auch sind sie in gleicher Weise untereinander menschlich und sachlich verbunden und also gewillt, die Verantwortung für die Schritte des andern mitzutragen. Daraus ergibt sich, daß nicht nur für die von Rosenzweig angeführten Fälle eine vierfache Erleichterung der Arbeit, sondern für eine mindestens ebenso große Anzahl von Fällen eine Erschwerung eintreten würde. Aber selbst, wenn diese Institution ebenso reibungslos funktionieren würde, wie sie es nicht tun wird, so wäre auch dann das Lehrhaus nicht vor einem langsamen Sterben gesichert, das mit allen unvermeidlichen Verfallserscheinungen eines solchen Prozesses nur geeignet wäre, die historische Stellung, die sich Gedanke und Wirklichkeit des Lehrhauses für eine kurze Zeit errungen haben, psychologisch und tatsächlich zunichte zu machen. Ohne die von Rosenzweig aufgestellte Ideologie des

<sup>46</sup> Der Biochemiker (und Religionswissenschaftler) Eduard Strauss (1876–1952), war eine der dominanten und anscheinend auch problematischen Persönlichkeiten um das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt a.M. Am 22.8.23 schreibt Simon an Buber: „Sie haben mir mitgeteilt, dass Hallo mit einem Ultimatum in Sachen Strauss gegangen ist. Je mehr ich dies bedachte, desto notwendiger schien es mir, im Interesse meiner Freundschaft mit Rosenzweig, diesem gegenüber sein Schweigen in dieser Angelegenheit, trotz meiner ausdrücklichen Frage nach Hallos Gründen, zur Sprache zu bringen. Es scheint mir nicht recht, dass R. mich zum *Viererrat* aufforderte und mir eine Voraussetzung verschwieg, die meine Entscheidung hätte wesentlich beeinflussen können. Vielleicht lag eine Nötigung zum Schweigen durch Hallo vor – aber jedenfalls muss ich Klarheit darüber haben, wenn meine Beziehung zu R. so rein und sauber bleiben soll wie zuvor.“

<sup>47</sup> Der Frankfurter Mediziner Richard Koch war der behandelnde Arzt von Franz Rosenzweig; auf dessen Wunsch hatte er auch am Lehrhaus unterrichtet.

<sup>48</sup> Bubers ziemlich scharfe Reaktion auf diesen Brief (vom 30.7.1923) ist abgedruckt in Buber, Briefwechsel II, Nr. 135.

<sup>49</sup> Brief vom 17.7.23 an E. Strauss, M. Buber, R. Koch, E. Simon, abgedruckt in: *Franz Rosenzweig, Briefe*. Unter Mitwirkung von Ernst Simon ausgewählt und herausgegeben von Edith Rosenzweig, Berlin 1935, 483–486 (Nr. 373) sowie in: Franz Rosenzweig, *Gesammelte Schriften* I/2, 912–915 (Nr. 869). Im Sommer 1922 hatte Franz Rosenzweig infolge seiner Krankheit die Leitung des Freien Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt a.M. niederlegen müssen. Sein Nachfolger, der Archäologe und klassische Philologe Rudolf Hallo (1896–1933), war nach nur einem Jahr zurückgetreten; aus seinem Abschiedsschreiben an Buber vom 20.8.23 (Buber, *Briefwechsel* II, Nr. 138) gehen die Beweggründe nicht hervor. Daraufhin hatte Rosenzweig die Leitung des Lehrhauses durch die vier Adressaten gemeinsam vorgeschlagen.

Lehrhauses hier im einzelnen widerlegen zu wollen, muß doch gesagt sein, daß sie mit seiner eigenen leidenschaftlichen Mitarbeit steht und fällt. Ohnedies wird sich die schon jetzt zutage getretene Gefahr ins Unverantwortliche steigern, die Gefahr nämlich, daß das Lehrhaus zu einer nur noch ideologisch durchatmeten, nicht aber mehr persönlich durchseelten „Institution“ wird, die dann, gerade infolge der Ideologie des Am-Haarez-Lehrers<sup>50</sup>, an ihren Dozenten mehr sündigt, als sie an ihren Schülern gutmachen kann. Aus diesen Gründen scheint mir der Gedanke des Viererrates undurchführbar.

Auf der andern Seite erhebt sich nun die Frage, ob es zu verantworten ist, die durch Rosenzweig und seine Mitarbeiter geschaffene Möglichkeit unausgenutzt zu lassen. Es besteht heute in Frankfurt ein kleiner, aber kapitalkräftiger und gesellschaftlich mächtiger Kreis von Menschen, die gewillt und in der Lage sind, für die jüdische Ausbildung der Frankfurter Jugend etwas Durchgreifendes zu leisten. Würde man heute in der Erkenntnis, daß dem Lehrhaus in seiner bisherigen Form nichts als ein schneller und ehrenvoller Tod bleibt, eine Tatsache, die übrigens durchaus *für* sein bisheriges Bestehen spricht, würde man daraufhin auch die „Gesellschaft für jüdische Volksbildung“ zur Auflösung veranlassen, so hätte man sich einer schweren Unterlassungssünde schuldig gemacht. Es gilt vielmehr, die fortbestehenden Möglichkeiten in einer neuen Weise auszunutzen. Daher mache ich den Vorschlag, den Schwerpunkt des Freien Jüdischen Lehrhauses bereits vom Wintersemester ab von den Vorlesungen in die schon jetzt begonnenen Lernkurse hineinzuverlegen. Der Kerngedanke des Lehrhauses, gerade an die ganz oder halb entfremdeten jüdischen Schichten heranzukommen, bleibt auch in seiner neuen Gestalt erhalten; nur daß dieser Versuch nicht mehr durch Vorlesungen, sondern ganz wesentlich durch gemeinsames Lernen zu erfolgen hätte. Auch die Lösung dieser Aufgabe hängt freilich ganz wie die erste an der Persönlichkeit seines Leiters. Während aber für jene in der Tat kein Geeigneter zu finden ist, glaube ich für die zweite einen Mann namhaft machen zu können, der bereits seit Jahren in ähnlichen Dingen erprobt ist, zudem das notwendige jüdische Wissen und die unerläßliche pädagogische Begabung besitzt, sowie schließlich Franz Rosenzweig freundschaftlich nahe steht. Ich meine den Arzt Dr. Josef Prager<sup>51</sup>, den Sohn des verstorbenen Casseler Landrabbiners, der sich zur Zeit in Breslau jüdischen Studien widmet. In ihm könnten wir, falls sein Einverständnis zu erlangen ist, eine Persönlichkeit gewinnen, die hier in Frankfurt den Beruf des Lernens und Lehrens hauptamtlich ausübte. Die Wirkungen, die schon von den rein zeitlich dadurch gegebenen Möglichkeiten zu erwarten sind, können bei entsprechender propagandistischer und organisato-

<sup>50</sup> Am-Haarez, hebr.: Mensch ohne spezifisch jüdische Kenntnisse.

<sup>51</sup> In seinem Schreiben vom 28.7.23 erklärt sich Dr. Prager (Facharzt für Nervenkrankheiten, 1885–1982) für derzeit außerstande, eine solche Stelle am Frankfurter Lehrhaus zu übernehmen. – Rosenzweig schreibt zu diesem Punkt (27.7.23 an Buber): „Prager hätte ich wahrhaftig gern hier: aber die isolierten Lernkurse würden nichts andres mehr sein als eine misrachistische Sprachschule, auf die sich kein von draußen Kommender mehr verirren würde.“

rischer Vorbereitung recht erheblich sein, wenn sie auch heute noch nicht mit aller Bestimmtheit zu übersehen sind. Als Mitarbeiter für diese Aufgabe stünden Dr. Prager eine Reihe jüngerer Kräfte zur Verfügung, so vor allem Dr. Erich Fromm<sup>B</sup>.

Diesen Vorschlag möchte ich Ihnen noch mit dem schließenden Bemerkungen unterbreiten, daß die Stellung zu ihm meines Erachtens unabhängig sein kann von der Frage, wie man zu dem bisherigen Vorlesungsbetrieb des Lehrhauses steht, dessen immanente Kritik, die ich im ersten Teil dieses Briefes gegeben habe, mehr eine Antwort auf Rosenzweigs Schreiben<sup>52</sup> als eine von ihm untrennbare Begründung für meinen Vorschlag sein will.

[Ernst Simon]

[13] An Hugo Rosenthal

Berlin<sup>53</sup>, den 7. Oktober 1923  
Wolfenbüttel, Samsonschule

Lieber Hugo Rosenthal!

Ich danke Dir sehr herzlich für Deinen Brief und für die Zusendung Deines schönen Aufsatzes über den Sabbath.<sup>54</sup> Ich nehme die Arbeit mit besonderem Vergnügen an und werde sie vielleicht schon im nächsten Doppelheft, vielleicht aber auch erst etwas später in einem der Erörterung religiöser Probleme gewidmeten Sonderheft bringen.

Deine Frage nach der Stellung meiner Frankfurter Freunde zur Orthodoxie und zu Eueren Gedankengängen kann ich am besten dadurch beantworten, daß ich kurz auf dasjenige eingehe, was mir an Deinem Aufsatz irrtümlich erscheint. Die Bedenken nämlich, die Du selbst aussprichst, empfinde ich nicht. Im Gegenteil scheint mir die Form gerade in ihrer Einfachheit außerordentlich glücklich zu sein. Jeder Ton eines falschen Pathos, der bei Isaak Breuer z.B.<sup>55</sup> so unerträglich wirkt, ist hier vollkommen vermieden, und sogar die Zitate aus dem Hebräischen sind mit einer Schlichtheit und Bildkraft übersetzt, die ich für vorbildlich halte. Aber inhaltlich habe ich Einwendungen zu machen. Natürlich nicht als Redakteur, der in dem ausgezeichneten Aufsatz höchstens das Wort Gott mit dem o und nicht orthodox G"tt schrei-

<sup>52</sup> Rosenzweig bemerkte dazu (in dem schon zitierten Brief an Buber vom 27.7.23): „E. Simons stark von Scholem suggerierte – daher der schneidende Ton – Ablehnung nehme ich nicht tragisch; er würde in einem Lehrhaus, das Sie drei [d.h. Buber, Strauss und Koch] leiten würden, trotzdem mitarbeiten und könnte dann den Lernkursen soviel Gewicht geben, wie er könnte.“

<sup>53</sup> Dort beteiligte sich Ernst Simon an den Bemühungen um die finanzielle Sanierung des *Juden*.

<sup>54</sup> Hugo Rosenthal, Der Sabbath, in: *Der Jude* 7 (1923), S. 714–726 (ursprünglich Vortrag, gehalten auf der Führertagung des *Brith Haolim*, 1923).

<sup>55</sup> Isaak Breuer (1883–1946), Enkel und Erbe von Samson Raphael Hirsch, führende Persönlichkeit der jüdischen Orthodoxie in Deutschland, übersiedelte 1936 nach Palästina; verfaßte neben juristischen und theologischen Abhandlungen auch Romane.

ben wird und dafür andererseits den Schem Hameforasch<sup>56</sup>, den Du an einer Stelle ausschreibst, beseitigt, sondern als Leser und in den gleichen ...<sup>57</sup> jüdischer Mensch. Als solcher muß ich sagen, daß mir die Auseinandersetzungen mit der metaphysischen Kategorie der Halacha\* bei Dir nicht in der notwendigen Tiefe erfolgt zu sein scheinen. Ich darf das vielleicht an einem Widerspruch deutlich machen, der Dir selbst begegnet und den Du vielleicht sogar beabsichtigt hast, dann aber, ohne ihn in seiner vollen Fruchtbarkeit zu erkennen. Du sprichst das eine Mal von der Erstarrung, die in der traditionellen Auslegung der Sabbath-Verbote liegt und zur Bestimmung des T'chum<sup>58</sup> geführt hat, die Du ablehnst (Seite 4). Das andere Mal, an einer besonders schönen Stelle übrigens, ist die Rede von dem Sabbathraum, den man nicht ungestraft, d.h., nicht ohne aus dem geweihten Bezirk herauszutreten, überschreiten darf. Du siehst nicht, oder sagst jedenfalls nicht, daß das halachische Instrument, durch das die Tradition den metaphysischen Gedanken und die zwischenmenschliche Realität des Sabbathraumes geschützt hat, ja die Bestimmung des T'chum ist. Du siehst an diesem Beispiel, daß zur Erkenntnis der religiösen Gegenwart des heute vorhandenen Gesetzes, über dessen prinzipielle Reformbedürftigkeit ich mit Dir einig bin, nicht auf genetische Weise entschieden werden kann. Das haben bereits die Karäer<sup>59</sup> und nach ihnen Uriel da Costa und Abraham Geiger<sup>60</sup>, ja sogar Buber, immer wieder versucht. Es besagt nichts für den religiösen Wert oder Unwert einer Uebung oder einer Vorschrift, wie sie entstanden ist; religiös allein wichtig ist, was sie ist und wird. Die Frage nach der biblischen, von der mündlichen Lehre unverfälschten, Legitimität der gesetzlichen Vorschriften ist Dir gemeinsam mit dem Liberalismus, vom dem Du Dich in diesem Punkte zu Unrecht abschneiden willst. Aber was Dich nun von diesen Liberalen in der Tat trennt, ist der Sinn für die Notwendigkeit des Gesetzes, die vielleicht eine tragische Notwendigkeit ist, und der Wille, in das Ganze hineinzugehen, die beide aus dem Bewußtsein stammen, das Dich mit uns Frankfurtern eint, daß wir Entwurzelte und Heimkehrende sind. Damit ist wohl Deine Frage nach unserer angeblichen Orthodoxie beantwortet. Wir leben fast alle konservativer, als Du es anscheinend für Dich erwählt hast, möglicherweise deshalb, weil uns durch die große Persönlichkeit Nobels<sup>61</sup> die historische Kontinuität, die für eine

---

<sup>56</sup> Das Tetragramm.

<sup>57</sup> Vom nächsten Blatt des Durchschlags ist die linke obere Ecke abgerissen, so daß einzelne Wörter fehlen.

<sup>58</sup> Hebräisch: Bereich; Raum von 2000 Ellen rings um eine Siedlung, den ein Jude am Sabbat nicht verlassen darf.

<sup>59</sup> Jüdische Sekte (seit dem 9. Jahrhundert), die ihre religiöse Praxis ausschließlich auf die Bibel gründet und die nachbiblische rabbinische Tradition nicht als Autorität anerkennt.

<sup>60</sup> Uriel da Costa (1590–1640), Nachfahre von Marranen, kehrte 1618 in Amsterdam zum Judentum zurück, wurde ob seiner Ablehnung rabbinischer Traditionen in den Bann getan; auch Abraham Geiger (1810–1874), der Vorkämpfer des Reformjudentums, gab der biblischen Überlieferung vor der nachbiblisch-jüdischen den Vorzug.

<sup>61</sup> Rabbiner Anton Nehemia Nobel (1871–1922), Ernst Simons Mentor in Frankfurt am Main.



ganze Generation verloren gegangen ist, durch diesen einmaligen Menschen wiederhergestellt wurde. So ist uns mehr möglich geworden, als Dir möglich zu sein scheint, aber wir tun nichts, was uns religiös unmöglich wäre und lassen also mancherlei, der eine dies, der andere das. Allerdings haben wir eine sehr tiefe Beziehung zu jener metaphysischen Kategorie, die Halacha\* heißt, und sind vorläufig mehr Rebellen gegen einzelne ihrer uns unerträglich erscheinenden Teile als schon Reformatoren; d.h., wir wagen noch nicht, zwischen objektiver religiöser Ueberlebtheit und psychologischer individueller religiöser Unfähigkeit in jedem Falle zu unterscheiden, also zwischen zwei Dingen, die ja beide Quellen des Abfalls vom Gesetz sein können. Vielleicht werden wir einmal, wissender geworden durch eine langjährige, ernste, lernende Vorbereitung und weiser durch die Luft des Landes Israel<sup>62</sup> und seiner jungen religiösen Bedürfnisse diesen entscheidenden Strich wenigstens für einen kleinen Kreis ähnlich bemühter Menschen ziehen können. Heute sind wir noch ganz und gar in der Vorbereitung, freilich mit einem Ziel, für das eine solche Entscheidung der eigentliche Antrieb ist. [Was uns] ... auf das schärfste von der Orthodoxie wie von der zionistischen Bourgeoisie scheidet, ist deren gemeinsame Ueberzeugung, daß es heute auf die Frage des Judentums eine eindeutige Antwort gäbe. Wir empfinden auf das tiefste das Leid, die Aufgabe und gelegentlich auch die Seligkeit, mitten in diesem Werden zu stehen und wollen nichts anderes, als in das Neue, was im Lande<sup>63</sup> menschlich und religiös werden wird, nicht unsere Ueberzeugung als Teil der neuen Mischung hinzugeben, sondern vielmehr uns selbst. Dabei sind uns Bundesgenossen erwachsen, wo wir sie nie suchten, wenn auch erhofften: in den radikalsten Kreisen der palästinensischen Arbeiterschaft; es sind uns die Kreise fremd und feindlich geworden, von denen wir ausgingen: der deutsche offizielle Zionismus und gar seine Jugendbewegung, die aus der furchtbaren Unsicherheit dieser Zeit in eine verlogene Antwort eingetreten sind. Ich glaube sagen zu dürfen, daß wir mit Menschen Deiner Art in Palästina auf das engste zusammenarbeiten können. Ich habe schon neulich Dr. Biram, bei dem Du Dich auf mich berufen hast, auf das wärmste Deine Anstellung empfohlen und halte es für möglich, daß wir in einigen Jahren an der gleichen Schule unterrichten werden.<sup>64</sup>

Ich möchte Dir in diesem Zusammenhange gleich noch von einem praktischen Plan erzählen, der in engem Zusammenhange mit den eben dargelegten theoretischen Ueberlegungen steht. Wir sind der Meinung – die ich ja wohl,

---

<sup>62</sup> Anspielung auf den (aramäischen) Spruch im babylonischen Talmud, die Luft des Landes Israel mache weise (Baba batra 158b).

<sup>63</sup> Israel, damals noch Palästina genannt.

<sup>64</sup> Dr. A. Biram hatte Ernst Simon bereits zum Oktober 1923 an seine Realschule in Haifa berufen wollen; damals hatte Simon abgelehnt, „da ich mich weder in meiner sprachlichen noch allgemeinen jüdischen Vorbildung zur Zeit für geeignet halte, den Posten auszufüllen“ (so 10.4.23 an Buber). In den Jahren 1930–1933 unterrichtete Ernst Simon dann an Birams Schule.

wenn ich mich recht erinnere, auch in meiner Schlüchterner Rede<sup>65</sup> ausgesprochen habe – daß das tiefste Galuth\* unseres Volkes heute darin besteht, wenn sich die besten Emanationen seiner nationalen Seele nicht mehr vertragen können und sogar als Feinde befehlen: der Rabbi und der Chaluz\*<sup>66</sup>, die sich bitter fremd geworden sind. Ueberpersönlich ausgedrückt bedeutet dies, daß die Thora und die Arbeit heute in einer erschreckenden Weise auseinanderfallen, daß die Hüter der Thora\* dem Phänomen der körperlichen Wiedergeburt, die zugleich eine soziale ist, fremd geblieben sind, und daß die Erbauer des Landes nicht mehr wissen, welches Land sie bauen. Dieser Gedanke ist den Eueren benachbart, ich erkenne ihn aus Euerer Formulierung, die Religion und Sozialismus will, heraus, wenn ich auch die Begründung des israelischen Sozialismus in dem auch von Dir zitierten Worte: „Ki li haarez“<sup>67</sup> als eine tief einheitliche und nicht als eine dualistisch-scheinreligiöse wie Du auffasse. Aus solchen Gedankengängen sind wir zu dem Plan gekommen, ein neues Lehrgut in Deutschland zu errichten, das versuchen will, sich den Namen eines jüdischen Lehrgutes zu verdienen.<sup>68</sup> Der Sabbat soll dort nicht nur „ein Rasttag der Erschöpfung“, sondern wirklich „ein [Ruhe]tag der Schöpfung“ sein, wie Rabbiner Nobel ihn einmal dem christlichen Sonntag gegenübergestellt hat. Wir hoffen, dadurch auch die auf anderen Gütern und besonders in Palästina ausgebrochenen seelischen [?]-Krankheiten vermeiden zu können, die sich in einer vollkommenen [?] der jungen Menschen und den unerträglichsten sexuellen Schwierigkeiten zeigen. Auf diesem Gut wird nicht nur, wie auch auf anderen, ein [Deb]it mit in den Kauf genommen werden müssen, das sich aus der beruflichen Ausbildung der Chaluzim\* ergibt, sondern ein zweites, das ihrer sonst überall vernachlässigten jüdischen Ausbildung dient. Wir werden einen Lehrer dort haben müssen – vielleicht wird es Erich Fromm<sup>B</sup> sein – der halbtätig mitarbeitet und die andere Zeit des Tages sich für Hebräisch- und T'nachstunden<sup>69</sup> vorbereiten kann. Wir haben als landwirtschaftlichen Leiter Moses Unna genommen, den Sohn des Mannheimer Rabbiners, der seit 6 Jahren Landwirt ist und in seinem Berufe sehr Tüchtiges erreicht hat, außerdem wirkliche jüdische Qualitäten besitzt. Er wird im Verein mit einem christlichen Inspektor das Gut zu leiten haben. Es werden aus unserem Frankfurter Kreis einige Jungen und Mädchen hingehen, doch besteht vielleicht die Möglichkeit, auch von Euern Freunden einige auf das Gut zu nehmen. Doch bitte ich Dich, die Angelegenheit vorläufig völlig diskret zu behandeln, da ich noch mitten in den Verhandlungen über den Erwerb und die Gründung stehe. Es

---

<sup>65</sup> Die Rede, die Ernst Simon anscheinend in dem hessischen Städtchen Schlüchtern gehalten hatte, ließ sich leider nicht mehr ausmachen.

<sup>66</sup> Ausgearbeitet hat Ernst Simon diesen Gegensatz in seinem Vortrag Talmid Chacham und Chaluz (aus einem Referat gehalten auf dem 5. Bundestag des *Zeire Misrachi*), Berlin 1934, 8 S.

<sup>67</sup> „Denn mein ist das Land“, Ex 25, 23 als Begründung für die Einrichtung des Brachjahrs und Jubeljahrs.

<sup>68</sup> Das geplante Lehrgut entstand 1924 in Betzenrod, Landkreis Fulda.

<sup>69</sup> T'nach – die hebräische Bibel.

wäre gut, wenn die evtl. in Betracht kommenden Praktikanten, die Du mir vorschlagen könntest, in ihrer Lebensführung prinzipiell konservativ gerichtet sind, da das Gut sonst seinen Charakter verlieren würde. Sobald wir einen festen Kern ungefähr einheitlicher Menschen zusammen haben, die also etwa – um das Konkrete anzudeuten – auf T'fillin\*, Schabbath und Koscher\* Wert legen, können wir sehr viel toleranter sein und auch dem Judentum ferner stehende zulassen, wenn sie nur offenen Herzens sind. Laß' Dir die Sache mal durch den Kopf gehen und schreib' mir darüber.

In der Hoffnung, recht bald von Dir zu hören, bin ich mit den herzlichsten Grüßen und nachträglichen Wünschen für das neue Jahr<sup>70</sup>, das Dich hoffentlich nach Erez Israel\* bringen wird,

Dein ES [Ernst Simon]

[14] An Dr. Bradt<sup>71</sup>

Heidelberg, Gaisbergstr. 27  
10.6.1924

Hochgeehrter Herr Sanitätsrat!

Indem ich Sie herzlich um Verzeihung bitte, daß ich solange nichts von mir habe hören lassen, möchte ich heute dafür Ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenken, der sicher im Interesse der Akademie<sup>72</sup> von großer Bedeutung sein wird. Es handelt sich um Herrn Rabinkow.<sup>73</sup> Wie Sie vielleicht gehört haben, besteht die dringende Gefahr, daß Herr R. noch vor Rosch Haschana<sup>74</sup> Deutschland für immer verläßt, um nach Rußland zurückzukehren, wo er glaubt, daß ihm größere Wirkungsmöglichkeiten winken. Ich habe in dem einen Jahr, da ich das Glück hatte, Herrn R. zum Lehrer zu haben, nicht nur die Bedeutung dieser ganz ungewöhnlichen Persönlichkeit erkannt, sondern ich bin auch zu der begründeten Überzeugung gekommen, daß die künftige geistige Entwicklung des deutschen Judentums ganz wesentlich davon abhängt, ob es gelingt, Herrn R. noch einige Jahre hier zu halten. Wir haben jetzt unter seiner Leitung hier in Heidelberg ein Seminar, das nicht etwa nur – wie man es betiteln könnte – uns in die Geschichte der Halacha\* von ihren frühe-

<sup>70</sup> Das jüdische Jahr 5684 (seit Erschaffung der Welt) hatte am 11. September 1923 begonnen.

<sup>71</sup> Einer der zwei erhaltenen Durchschläge dieses Schreibens trägt den handschriftlichen Vermerk: Brief an S.-R. Dr. Bradt, Vorsitzenden der *Akademie für die Wissenschaft des Judentums*.

<sup>72</sup> Die *Akademie für die Wissenschaft des Judentums*, Forschungsinstitut in Berlin, 1918 auf Anregung von Hermann Cohen und Franz Rosenzweig gegründet. Sie bestand bis 1934. Ihre Aufgabe war die Erforschung des Judentums in seinen sprachlichen, literarischen, geschichtlichen, religiösen und philosophischen Aspekten.

<sup>73</sup> R. Salman Boruch Rabinkow (1882–1941), Anhänger des Chabad-Chassidismus, war als Privatlehrer von J. Steinberg nach Heidelberg gekommen; dort hatte Erich Fromm angefangen, bei ihm zu ‚lernen‘, und Freunde, darunter Ernst Simon, zu ihm gebracht.

<sup>74</sup> Das jüdische Neujahrsfest fiel 1924 auf den 29. / 30. September.

sten, vorbiblischen Anfängen her einführt, sondern das darüber hinaus die Grundlegung für eine zugleich moderne und traditionelle Weltanschauung schafft und somit die Möglichkeit gibt, die jüdische Wissenschaft wirklich von Grund aus neu aufzubauen. Grundsätzlich anders eingestellt als die drei bisherigen Versuche dieser Art: anders als die Kapitulation vor der kritischen Methode, die die jüdische Wissenschaft des 19. Jahrhunderts kennzeichnet, anders auch als die begriffsunklare, romantisch-homiletische angebliche Synthese Samson Raphael Hirschs<sup>75</sup> und anders schließlich als der Versuch des Berliner Rabbinerseminars, insbesondere Prof. Hoffmanns<sup>76</sup>, der Bibelkritik auf ihr eigenes Gebiet zu folgen und sie dort mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen – ein Versuch, der naturgemäß trotz einzelner Erfolge gescheitert war, bevor er recht begonnen wurde, weil hier die Kritik mit weit überlegenen Waffen kämpfte. Was Herrn Rabinkows Methode auszeichnet, soweit man sie in dieser Kürze charakterisieren kann, ist ein völlig anderes: für ihn ist die wesentliche Kategorie des jüdischen Geistesprozesses die der Tradition, innerhalb derer auch die schriftliche Fixierung durch die Bibel nur eine Etappe bildet. Die ganze Fragestellung der Bibelkritik wird also hiermit entwurzelt: nicht mehr handelt es sich um die leidenschaftlich behauptete und leidenschaftliche bestrittene Festsetzung des Zeitpunktes, in dem die jüdischen Lehren entstanden sind, sondern nur noch um den Punkt, in dem sie schriftlich fixiert wurden. Es leuchtet unmittelbar ein, daß diese Einstellung nicht nur wissenschaftlich, sondern auch für die lebendige Religiosität von der größten Tragweite ist. Die Wirkung vom Wissenschaftlichen auf das Religiöse ist wechselseitig; dieses wird von einem tief unjüdischen Dogmatismus wieder befreit, und jenes kann nunmehr ohne Angstaffekt und ohne Opfer des Intellekts sachlich durchforscht werden.

Ich habe aus dem ungeheuren Gebiete der Rabinkowschen Gelehrsamkeit nur eine Frage herausgegriffen, weil gerade sie im Mittelpunkt unseres Seminars steht und auch seinen Schülern am ehesten die Möglichkeit eigener wissenschaftlicher Betätigung schon jetzt verschafft. Die ungeheure talmudische Gelehrsamkeit des Herrn R. [abinkow] und seine philosophische und juristische Bildung kommen uns täglich auf vielen anderen Gebieten zustatten; das Talmudlernen bei ihm dürfte in der ganzen Welt etwas völlig einzigartiges sein.

Hochgeehrter Herr Sanitätsrat, ich schreibe Ihnen das alles nicht, um Sie von der Bedeutung des Herrn R. zu überzeugen. Ich weiß, daß das völlig unnötig ist, aber ich wollte Ihnen ein etwas lebendigeres Bild von seiner Wirkung geben, gerade weil Sie bei meinem Berliner Aufenthalt mit so viel Vereh-

---

<sup>75</sup> Samson Raphael Hirsch (1808–1888), Begründer der jüdischen Neo-Orthodoxie, begründete die jüdische *Austrittsgemeinde* in Frankfurt a.M., die sich von der Großgemeinde absonderte, weil deren religiöse Praxis ihr nicht ernsthaft genug erschien.

<sup>76</sup> David Hoffmann (1843–1921), langjähriger Leiter des 1872 von E. Hildesheimer in Berlin gegründeten orthodoxen Rabbinerseminars; 1874 in den Seminar-Berichten erschien seine Widerlegung der Lehre von der Scheidung der Pentateuch-Quellen „Die wichtigsten Instanzen gegen die Graf-Wellhausensche Hypothese“.

zung von ihm gesprochen haben. Heute handelt es sich darum, daß meiner Ansicht nach die Akademie einen Versuch machen sollte, Herrn Rabinkow in Deutschland zu halten. Sie äußerten damals die Absicht, Herrn R. hier in Heidelberg zu besuchen; wenn ich Ihnen heute einen Rat geben darf, so geht der dahin, dies recht bald zu tun, ehe es zu spät ist. Bei dieser Gelegenheit würde ich an Ihrer Stelle Herrn R. vorschlagen, hier in Heidelberg seine Jeschiwah\* zu eröffnen, die als eine Zweigstelle der Akademie zu gelten hätte. Natürlich müßte die Akademie dafür einen gewissen Betrag zur Verfügung stellen; die privaten Bedürfnisse des Herrn R. sind zwar so beispiellos gering wie bei keinem mir sonst bekannten Menschen, doch weiß ich, daß ihn an Rußland gerade die Möglichkeit reizt, Schüler auszuhalten und sich diese also nur nach der intellektuellen Befähigung und ganz abgesehen von ihrer ökonomischen Lage auszusuchen. Als Ort käme Heidelberg vor allen anderen in Betracht, weil Herr R. meiner Kenntnis nach starke Widerstände gegen jede größere Stadt hat und andererseits die Nähe Frankfurts und seiner Bibliothek doch die Vorzüge eines jüdischen Zentrums bietet.

Ich bitte Sie, hochgeehrter Herr Sanitätsrat, diesen Brief mit völliger Diskretion zu behandeln. Herr R. weiß selbstverständlich nichts von meinem Schreiben und darf nie etwas davon erfahren: Ihr Schritt bei ihm muß vollkommen spontan erscheinen, sonst ist er von vornherein ohne jede Wirkung. Die Diskretion bitte ich auch auf die theoretischen Teile dieses Briefes auszuweiten, denn meine Verantwortung gegenüber diesen letzten Dingen des Judentums wäre allzu gering, wenn ich immerhin zufällige Formulierungen eines Briefes für die authentische Interpretation der Lebensauffassung eines Mannes wie Rabinkow ausgeben würde.

Was nun meine eigene Arbeit im Rahmen der Akademie betrifft,<sup>77</sup> so stehe ich nach, wie vor prinzipiell äußerst freundlich zu diesem Gedanken und wünsche mir nichts mehr als daß er sich bald verwirklichen ließe. Nur kann ich Ihnen eine endgültige Antwort nicht geben, bevor ich weiß, wie es mit Herrn R. wird, da meine ganze geistige Entwicklung davon abhängt, ob ich diesen einzigartigen Lehrer behalten darf oder nicht. Sollte sich das ermöglichen lassen, so würden mir am ehesten Arbeiten religionsphilosophischer Art liegen, etwa eine Untersuchung über den Begriff der Tschuwah\* bei den einzelnen Propheten. Meine letzte kleine Arbeit, die im „Juden“ erschienen ist<sup>78</sup>, geht Ihnen gleichzeitig zu; ich bitte Sie<sup>79</sup> aber nicht als für mich charakteristisch anzusehen, insbesondere nicht als charakteristisch für einen Schüler Rabinkows. Herr R., der sie in ihrem jetzigen Zustand erst gedruckt kennen

<sup>77</sup> Am 10.9.1925 führte Ernst Simon ein Gespräch mit Sanitätsrat Dr. Bradt, in dem er Möglichkeiten erörterte, ein Forschungsprojekt im Rahmen der *Akademie für die Wissenschaft des Judentums* zu betreiben. Als mögliche Themen bot er an: 1) Problemgeschichte der jüdischen Königstheorie von der Thora bis zu Maimonides; 2) Die Geschichtsphilosophie von Heinrich Grätz.

<sup>78</sup> Zur Wertung des Alters im Judentum, in: *Der Jude* 8 (1924), S. 412–422.

<sup>79</sup> Müßte heißen: sie – wohl ein Versehen der Schreibkraft, zumindest im Durchschlag nicht korrigiert.

lernte, äußerte mir die stärksten Bedenken, insbesondere über die allzu homiletischen Mittelteile. Immerhin wird Ihnen der Aufsatz ein Bild geben, in welcher Richtung etwa meine Begabung liegt.

Ich verbleibe in Erwartung Ihrer baldigen Mitteilung<sup>80</sup>  
Ihr Sie aufrichtig hochschätzender [Ernst Simon]

[15] An Eugen Mayer<sup>81</sup>

Heidelberg, Schröderstraße 38, den 30.7.24

Lieber Herr Doktor!

Ich muß Ihnen heute eine Absage geben, über die Sie sich im ersten Augenblick ärgern, die Sie dann aber verstehen werden. Es handelt sich um den Artikel über „Das konservative Judentum“, den ich Ihnen für das Gemeindeblatt zugesagt habe und den ich zum 1. August liefert sollte und wollte.

Ich habe den Aufsatz vorgestern Nacht geschrieben; er ist völlig fertig; aber ich kann ihn nicht drucken. Die Arbeit ist so grundsätzlich geraten, daß sie eine scharfe Abrechnung mit dem heutigen orthodoxen Judentum enthält, die religiöse Krise der Zeit in der Diskrepanz zwischen dem gelebten und dem zugleich gesetzten und geforderten Judentum aufweist und als einzigen Trostblick den auf das neuerwachte schlechte jüdische Gewissen, sowohl im Liberalismus wie in der Orthodoxie frei läßt. Mir kamen schon Bedenken, ob diese Arbeit gerade für die Zwecke des Gemeindeblattes geeignet sein würde, aber ich hätte es schließlich dem Redakteur Dr. Eugen Mayer überlassen können, wie weit er das offiziell decken darf, was der Mensch Eugen Mayer denkt und ja auch schon z. T. bekannt hat. Aber Erich Fromm und mit ihm in voller Übereinstimmung Herr Rabinkow<sup>82</sup> machten einen anderen Gesichtspunkt geltend, der mich völlig überzeugt hat: so gut der Aufsatz auch sei – selbst Herr R. lobte ihn in vielen Teilen – so sei es doch biographisch eine absolute Unmöglichkeit, mit 25 Jahren eine Arbeit über – das konservative Judentum – zu veröffentlichen. Es widerspräche dies dem Inhalt gerade dessen, was zu sagen sei; und so sehr die innere Logik des Gegenstandes einem jungen und noch nicht sehr wissenden Liberalen oder auch Zionisten oder Kommunisten das Recht gäbe, in jungen Jahren Entscheidendes zu sagen, so sehr sei für den Sprecher der Tradition die persönliche Legitimität durch Wissen oder Alter, möglichst durch beides, vonnöten (Ich habe ja ähnliche Gedanken in meinem letzten Aufsatz im ‚Juden‘ ausgeführt und es macht mich sehr nachdenklich, daß ich sie nicht sofort auf mich selber angewandt und Ihren Antrag<sup>83</sup> über-

<sup>80</sup> Am 5. Aug. 1924 antwortet Sanitätsrat Bradt, die *Akademie für die Wissenschaft des Judentums* könne Herrn Rabinkow nicht übernehmen; er schlägt vor, beim Berliner Rabbiner-Seminar anzufragen.

<sup>81</sup> Handschriftlicher Zusatz: An Herrn Dr. Eugen Mayer.

<sup>82</sup> Ernst Simons Freund bzw. Lehrer.

<sup>83</sup> In seinem Schreiben vom 16. Juli 1924 hatte Eugen Mayer für den gewünschten Aufsatz bereits sechs inhaltliche Punkte vorgegeben; konzipiert war der Aufsatz als Teil einer dreiteili-

haupt angenommen habe). In diesem Fall liegt es nun noch besonders schwierig: es werden Vorwürfe erhoben, die nicht bewiesen, sondern nur behauptet werden. Hinter ihnen steht, und das merkt man dem Aufsatz wohl auch an, die Legitimität des Protestes, zu dem an sich ja jeder, auch der junge Mensch berechtigt ist. Die Wirkung aber, auf die es doch ankommt, ist nur möglich durch die unmittelbare Autorität des sprechenden Menschen, durch das Gewicht des Namens und des lebendigen Wissens, oder aber durch den genauen und exakten Beweis, der nur in großer Ausführlichkeit zu führen ist. Da es sich hier aber um keine Rede und um kein Buch, sondern um einen kurzen Aufsatz eines jungen und noch unwissenden Menschen handelt, verbietet sich seine Publizität. Ich bin gern bereit, Ihnen die Arbeit, die ich allerdings nur in einem handschriftlichen Exemplar besitze, einmal zur privaten Einsicht zugänglich zu machen.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Ernst Simon.<sup>84</sup>

[16] An Franz Rosenzweig

24. Oktober 24  
Heidelberg, Schröderstr. 38

Lieber und verehrter Herr Doktor!

Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen heute mit Schreibmaschine schreibe, ich bin von meiner Vortragsreise eben zurückgekehrt, und habe soviel Arbeit hier vorgefunden, daß ich bei bestem Willen zu keinem vernünftigen handschriftlichen Brief komme.

Zunächst möchte ich Goldners Anfrage bestätigen, daß ich also am 1.2.3. Dez. in Frankfurt sprechen werde.<sup>85</sup> Ich werde die zweite Novemberhälfte leider in Deutschland u. der Schweiz herumreisen müssen, um mir für meine Heirat<sup>86</sup> Geld zu verdienen. Mit dem „Juden“\* habe ich Sorgen, die diesmal über das übliche wirklich hinausgehen. Ich stehe zur Zeit in einem schweren Konflikt mit Kaznelson<sup>87</sup>, der veranlaßt ist durch Hoeflichs Bemerkung über Hans Herzls Taufe<sup>88</sup> und vielleicht auch durch Bergmanns Worte über De Haan,<sup>89</sup> auf die der „Jude“ meiner Meinung nach stolz sein kann, der aber in

---

gen Serie: unter der Gesamtüberschrift *Zur religiösen Lage der Gegenwart* sollte je ein Beitrag über die Situation im Christentum, im liberalen und im konservativen Judentum erscheinen.

<sup>84</sup> Die letzten vier Wörter Bleistiftzusatz.

<sup>85</sup> Damit nahm Ernst Simon seine Vorlesungen am von Rosenzweig begründeten Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt / M auf, als dessen Sekretär der Mediziner Martin Goldner damals fungierte (s. Verzeichnis der Briefpartner).

<sup>86</sup> Im März 1925 heiratete Ernst Simon Toni, geb. Rapaport.

<sup>87</sup> Siegmund Kaznelson (1893–1959), seit 1921 Leiter, später Inhaber des Jüdischen Verlags, wo auch Bubers Zeitschrift *Der Jude* erschien.

<sup>88</sup> Eugen Hoeflich (Schriftstellername: Mosche Ben-Gavriel), Theodor Herzls Sohn, in: *Der Jude* 8 (1924), S. 600f.

<sup>89</sup> Hugo Bergmann, De Haan als Dichter, in: *Der Jude* 8 (1924), S. 598–600. Der Dichter und Journalist Jacob Israel de Haan (1881–1924) war am 30. Juni 1924 in Jerusalem ermordet

Wahrheit nur der Ausdruck jenes sich immer vertiefenden und verschärfenden Gegensatzes ist, der mich vom Berliner Zionismus unterscheidet. Auch Buber hat mich diesmal nicht mehr in der Art gedeckt, wie er es bisher tat, sodaß ich meine Stellung selbst dann für gefährdet halten muß, falls es unwahrscheinlicher Weise gelingen sollte, den materiellen Bestand der Zeitung zu retten. Ich bin selbstverständlich keineswegs gewillt, irgendwelche Gesinnungskompromisse zu schließen, und würde die Zeitschrift, wenn überhaupt, nur in dem Geiste weiterführen, in dem ich sie in den letzten Monaten geführt habe. Ich erhoffe von einer Aussprache mit Buber eine günstige Klärung, bin aber weniger optimistisch, was die Möglichkeit angeht, die Zeitschrift zu halten. Ich habe natürlich einige andere Berufsmöglichkeiten: so ist mir wieder die Chefredaktion des „Jüd. Wochenblatts“ angeboten, die ich aber nicht will, weil ich dort viel schreiben müßte<sup>90</sup>, außerdem hat mir Jakob Michael die Leitung seines Waisenhauses Ahawah, (100 Kinder) in Berlin<sup>91</sup> angetragen, wozu ich bei genügenden zeitlichen Kautelen<sup>92</sup> mehr neige. Die Hamburger Lehrhaussache<sup>93</sup>, die mir gerade gestern durch den Besuch eines Hamburger Herren wieder nahegebracht wurde, wird mir als einzigem Kandidaten offengehalten, doch ist sie z.Z. aus finanziellen Gründen undurchführbar.

So habe ich allerhand Sorgen und sehe zu, trotzdem etwas zu lernen<sup>94</sup>, was mir auch immer wieder glückt. Aber natürlich ist es schwerer. (Alle Mitteilungen übrigens – bis auf die letzte – streng diskret.)

Ich wollte Ihnen neulich über das Rabbinerproblem<sup>95</sup> schreiben und insbesondere das der Predigt, über das ich viel nachgedacht habe (Meine kurze Bemerkung im Jüd. Wochenblatt halte ich für erlaubt und nicht homiletisch). Ich würde mich über eine Äußerung von Ihnen sehr freuen. Was nun die Predigt selbst anbetrifft, so ist sie völlig legitim an ihrem Orte nur dann, wenn sie das Medium für jenes geheime Zwiegespräch mit dem unbekanntem Partner abgibt, das in der menschenlosen Einsamkeit zwar geführt, aber nicht darge-

---

worden. In einem Schreiben an Buber vom 10. Juli 1924 hatte Ernst Simon dringend darum gebeten, Buber möge selbst darüber schreiben, da der Fall von offiziellen zionistischen Organen vertuscht werde, doch Buber verzichtete auf eine eigene Stellungnahme.

<sup>90</sup> Trotz dieser Bedenken trat Ernst Simon bereits zum 1. 11. 24 in die Redaktion des *Jüdischen Wochenblatts* ein.

<sup>91</sup> Jakob Michael (1894–1979), Industrieller und Philanthrop, emigrierte 1933 über Holland in die USA. Nach der Verpflanzung des Jüdischen Waisenhauses *Ahawah* nach Kirjath Bialik (bei Haifa) unterhielt Simon guten Kontakt zu dieser Institution, vermittelte Erzieher dorthin und unterstützte Spendenaufrufe.

<sup>92</sup> Simon suchte eine berufliche Tätigkeit, die ihm genügend Zeit ließe, sich im Hinblick auf seine Einwanderung nach Palästina jüdisch und hebräisch weiterzubilden.

<sup>93</sup> Erhalten ist ein Brief vom 1. 12. 24, in dem Hermann Philipp aus Hamburg Ernst Simon eine Anstellung als Lehrer an der Talmud Tora Realschule in Aussicht stellt.

<sup>94</sup> Gemeint ist *lernen* im jüdischen Sinne; dafür hatte sich Ernst Simon eine Art 5-Jahres-Plan aufgestellt, in dem er genau festlegte, welche Werke der jüdisch-traditionellen Literatur er in welchem Zeitraum erarbeiten wollte.

<sup>95</sup> Vielleicht im Anschluß an Rosenzweigs Rezension Ein Rabbinerbuch, das im Aprilheft des *Juden* 1923 erschienen war (*Der Jude* 7, S. 237–240).



stellt werden kann, und das als Zeugen nur die immer wieder ungekannte und namenlose Gemeinde verträgt, nicht aber den kleinen Kreis der Allzube-kannten. Dies wohl war das Geheimnis der Nobel'schen Predigt.<sup>96</sup> Ihr gegen-über war man weniger Zuhörer als Augen- und Ohrenzeuge. Jede Art von Predigt, die ohne die wirkliche Kraft von solchem Urbild her sich abzieht, ist illegitim und erst wieder möglich, wenn sie sich bewußt ins Didaktische der alten Drosche<sup>97</sup> bescheidet.

Zu Ihren „Bauleuten“<sup>98</sup> sagte mir Baeck<sup>99</sup> etwas sehr richtiges: Sie halten den Minhag\* für ein Organ der halachischen\* Fortentwicklung, in Wahrheit ist er das unterschiedslos konservierende Gefäß und wirkt also reaktionär. Ich möchte noch hinzufügen, daß alles naturalistisch-Volkstümliche reaktionär ist und daß Sie jener Sphäre, der Sie in ihrer Abgrenzung gegen den Zionis-mus<sup>100</sup> entgangen sind, hier verfallen. Das ist nicht nur ein persönliches Pro-blem, sondern könnte eine Gefahr der Generation werden: Daß sie nämlich das empirische Judentum, auf das sie bei ihrer Rückkehr zufällig auftrifft, ver-absolutiert. Zwar nicht idealistisch als dessen „Wesen“<sup>101</sup>, sondern naturali-stisch als dessen heute lebendige Daseinsform. Früher waren die Baale tschu-woh<sup>102</sup> geneigt, Apikorcim\* zu werden (Da Costa<sup>103</sup>), heute werden sie leicht Pietisten<sup>104</sup>. Toni wird wahrscheinlich schon diesen Sabbath zu Ihnen kom-men, spätestens den nächsten.

Mit den herzlichsten Grüßen an Sie beide und den süßen Dritten<sup>105</sup>

bin ich Ihr stets getreuer [Ernst Simon]

<sup>96</sup> Nehemia Anton Nobel (1871–1922), Rabbiner in Frankfurt / M, zu dessen Schülern und Verehrern sich auch Franz Rosenzweig zählte.

<sup>97</sup> Hebr.: Derascha, jüdische Predigt; das Standardwerk über die Institution der Predigt im jüdischen Gottesdienst ist bis heute L. Zunz, *Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden*, Berlin 1832.

<sup>98</sup> Franz Rosenzweig, Die Bauleute – Über das Gesetz, an Martin Buber, in: *Der Jude* 8 (1924), S. 433–445; wiederabgedruckt in: F. Rosenzweig, *Kleinere Schriften*, Berlin 1937, S. 106–121.

<sup>99</sup> Dr. Leo Baeck (1873–1956), Rabbiner in Berlin, eine der führenden Persönlichkeiten des liberalen Judentums in Deutschland.

<sup>100</sup> Zu Rosenzweigs Haltung gegenüber dem Zionismus s. seine Briefe eines Nicht-Zio-nisten an einen Anti-Zionisten, sowie seinen Offenen Brief an die *Jüdische Rundschau* von 1928, Liberalismus und Zionismus, in: F. Rosenzweig, *Kleinere Schriften*, Berlin 1937, S. 29f.

<sup>101</sup> Anspielung auf Leo Baecks Werk von 1905, *Das Wesen des Judentums*.

<sup>102</sup> Hebr.: Umkehrer zum Judentum; Ernst Simon selbst gehörte in diese Kategorie, da sein Elternhaus allem Jüdischen entfremdet war und er sich den Zugang zum Judentum selbst gesucht und erkämpft hatte.

<sup>103</sup> Uriel (eig. Gabriel) da Costa, s. Brief 13.

<sup>104</sup> Hier nicht als Angehörige einer religiösen Bewegung gemeint, sondern als Vertreter einer bestimmten Geisteshaltung, einer introvertierten, stark aufs Geistige fixierten Fröm-igkeit.

<sup>105</sup> Rosenzweigs Sohn Raphael, geb. Oktober 1922.

1925 war für Ernst Simon ein entscheidungsreiches Jahr: Im März heiratete er Tatjana (Toni) Rapaport aus Moskau. Daraufhin bemühte er sich, die gemeinsame Existenz auf eine solidere finanzielle Grundlage zu stellen als gelegentliche Einkünfte durch Vortrags- und publizistische Tätigkeit.<sup>106</sup> Dafür sah er drei verschiedene Möglichkeiten:

a) Zur Vertiefung seiner jüdischen Studien, die er 1923 / 24 eifrig betrieben hatte, bewarb er sich sowohl am orthodoxen Rabbiner-Seminar in Berlin als auch am liberalen in Breslau.<sup>107</sup> Seine junge Frau sowie Erich Fromm, mit dem er damals eng befreundet war, rieten ihm von einer Rabbinats-Karriere energisch ab. Ernst Simon machte sich beider Bedenken zu eigen, als er (anscheinend im September 1925) an Buber schrieb: „Ich will nicht Rabbiner werden, und gerate auch als Religionsoberlehrer (was ich zu sein einverstanden wäre) in die ökonomische Abhängigkeit von einer Gesellschaft, die ich vielleicht, wahrscheinlich einmal bekämpfen muß, und zwar in ihren metaphysischen und sozialen Voraussetzungen.“

b) Ernst Simons Bewerbung um ein Forschungsstipendium an der soeben gegründeten Hebräischen Universität Jerusalem blieb erfolglos. So gaben schließlich wirtschaftliche Erwägungen den Ausschlag zugunsten einer dritten Möglichkeit:

c) Ernst Simon machte das Oberlehrer-Staatsexamen in Deutsch und Geschichte und trat in den Schuldienst. Dadurch wurde sein jüdisches Lernen zeitweilig etwas reduziert, nicht aber seine jüdische Öffentlichkeitsarbeit. Doch widersprach dauerhafte Bindung an Deutschland Ernst Simons zionistischen Aspirationen; sobald er das Assessor-Examen hinter sich hatte (Herbst 1927), machte er sich wieder an die Vorbereitungen zur Auswanderung, worin ihn sein Bruder Fritz, der bereits 1925 nach Palästina gegangen war, sehr bestärkte.

## [17] An Gershom Scholem

[14.9.25]<sup>108</sup>

Lieber Freund N. j.<sup>109</sup>

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Meine kurze Mitteilung, die Naphtali<sup>110</sup> anzeigen und den Empfang Ihres Buches dankend bestätigen sollte, und Ihr ausführliches Schreiben<sup>111</sup>, das mich *sehr* erfreute. Persönlich, so ernst auch sein sachlicher Inhalt ist.

Zunächst aber noch einen persönlichen Glückwunsch: zu Ihrer Ernennung zum Dozenten an der Jerusalemer Universität. Unsere Skepsis diesem Institut gegenüber ist uns ja gemeinsam – sie wird aber sicherlich *beiden* durch die Tatsache Ihrer Mitarbeit erheblich gemildert. Mir jedenfalls!

<sup>106</sup> Die Redaktion des *Jüdischen Wochenblatts* war seine regelmäßige Einnahmequelle.

<sup>107</sup> In beiden Städten war die Schwierigkeit, eine berufliche Tätigkeit zu finden, die sich mit dem Rabbinats-Studium vereinigen ließe, anscheinend unüberwindlich.

<sup>108</sup> Im Original ist das Datum hebräisch angegeben: am 2. Tag der Selichot, d.h. der Biten um Vergebung, die speziell vor Neujahr und Versöhnungstag dem Morgengebet vorge-schaltet werden.

<sup>109</sup> Die im Original hebräische Abkürzung bedeutet „sein Licht möge leuchten“ (Nero jair).

<sup>110</sup> Fritz Naphtali, Handelsredakteur der *Frankfurter Zeitung*, erwähnt im Brief vom 24.2.1927.

<sup>111</sup> Vom 2.9.1925, veröffentlicht in Gershom Scholem: *Briefe*, Bd. 1 (1914–1947), München 1994.

Daß es so ernst in E[rez] I[srael]\* – oder vielmehr: in Palästina! – aussieht, denkt man sich zwar auch hier als einigermaßen gründlicher Zeitungsleser, und selbst die Pflicht, eine Zeitung zu schreiben, verhüllt einem die Wahrheit nicht auf die Dauer. Aber so deutlich wie aus Ihrem Briefe ist mir die Situation doch noch nie geworden – weder politisch noch wirtschaftlich (Politisch meint übrigens Fritz Goitein<sup>112</sup>, der uns gestern besuchte, die Netinut<sup>113</sup> sei nicht zurückzunehmen, sondern könne nur verweigert werden, ohne Angabe von Gründen). Aber jedenfalls ist der Kampf um ein jüdisches Parzuf Pnim<sup>114</sup> des Landes unglaublich schwer, das ist sicher. Ich bin natürlich auch über Misrachi\* und Agudat Israel\* mit Ihnen entsetzt und schrieb neulich an Dr. Arnold Barth:<sup>115</sup> „Ich bedaure nur aus *einem* Grunde, seiner Zeit *nicht* in den Misrachi eingetreten zu sein: ich habe auf diese Weise die augenblickliche Gelegenheit, auszutreten, nicht ausnützen können.“ Er machte mir nämlich meine antimisrachistische Haltung im „J[üdischen] W[ochenblatt]“ während des Kongresses zum Vorwurf. Überhaupt hab ich viel Schwierigkeiten.

Meine persönlichen Entschlüsse sind immer noch ungeklärt. Vor dem Staatsexamen habe ich große Angst.<sup>116</sup> Vielleicht gehe ich Pessach\* nach Berlin, suche mir irgend eine Parnosse<sup>117</sup>, die mich einigermaßen ernährt, und studiere am Rabbinerseminar und Orientalia; meinestwegen noch 3–5 Jahre. Dann hab ich Hattarat Horaa<sup>118</sup>, werde natürlich *nicht* Rabbiner, sondern gehe in irgend einer Form als jemand, der was kann nach E[rez] I[srael]. Das *muß* doch gehen. Ich würde sehen, in den Berliner Jahren viel zu unterrichten, um auch hier Praxis und Zeugnisse zu bekommen. Freilich wird meine Eingliederung in E[rez] I[srael] nicht leicht sein; in eine apikorsische<sup>119</sup> Schule passe ich nicht, denn ich werde, je mehr ich lerne, umso entschiedener grundsätzlicher Halachist\*. Und in eine orthodoxe passe ich auch nicht: denn abgesehen von der socialen Verrottung der Orthodoxie – die ja aber vielleicht nicht schlimmer, nur empfindlicher ist als die anderer jüdischer Bürgerschichten – glaub ich eben nicht an das sogenannte „Dogma der Verbalinspiration“, sondern halte es für unjüdischen Humbug. Ob ich mal so ein Lamdan<sup>120</sup> werde, um das *nachweisen* zu können, durch problemgeschichtliche

<sup>112</sup> Der Orientalist Fritz (Schlomo Dov) Goitein (1900–1985), war 1923 zusammen mit G. Scholem nach Palästina gegangen, wo er zunächst Lehrer an Birams Realschule in Haifa war. Er war es, der Ernst Simon für das akademische Jahr 1928/29 den Lehrauftrag am *Mizrachi*-Seminar in Jerusalem vermittelte, woraufhin Simon den Schritt von Deutschland nach Palästina wagte.

<sup>113</sup> Das Bürgerrecht im britischen Mandatsgebiet Palästina.

<sup>114</sup> Hebräisch: inneres Gesicht.

<sup>115</sup> Wohl der Vorsitzende des *Mizrachi* in Deutschland, Aron Barth (1890–1957).

<sup>116</sup> Die mündliche Prüfung zum Oberlehrer-Staatsexamen (in Deutsch und Geschichte) machte Ernst Simon am 11. und 12. November 1926 in Frankfurt am Main.

<sup>117</sup> Hebr./jiddisch: Lebensunterhalt.

<sup>118</sup> Rabbinische Lehrbefugnis.

<sup>119</sup> Hebr.: ketzerisch, d.h. nicht rechtgläubig.

<sup>120</sup> Rabbinischer Gelehrter.

Untersuchung des Begriffs Tora min haSchamajim<sup>121</sup> etc. ist mehr als zweifelhaft. Und selbst wenn es gelänge, was macht man zwischendurch? Die Se'arot Sewa al Roschi<sup>122</sup> müßt ich doch abwarten! – Goitein meinte vielleicht (sogar *eventuell bald* und schon jetzt): Waad haTarbut<sup>123</sup>. Was meinen Sie? Wollen Sie mal mit Rubaschow<sup>124</sup> sprechen? Oder mir wenigstens seine genaue Adresse schreiben?

Also Fritzchen<sup>125</sup> hat Ihnen nicht sonderlich gefallen, offenbar. Schade! Er ist im Kern ein ordentlicher Simon, aber vom K.J.V.\* etc. angenagt. Und Palästina scheint kein Land zu sein, das so einen Jungen sonderlich erzieht. – Ihnen und Ihrer Frau Ketiva weChatima towa.<sup>126</sup>

Herzlich Ihr Ernst Simon

Ich schicke Ihnen nächstens einen längeren Aufsatz über Bialik.

Meine Frau läßt Sie schön grüßen! Sie freut sich immer sehr über Ihre Briefe und ist kolossal gespannt, wie sie mal mit Ihnen auskommt. ...<sup>127</sup>

[18] An Emil Levy, Charlottenburg

21. September 1925

Hochverehrter Herr Rabbiner!

Ihren Brief vom 17. crt.<sup>128</sup> habe ich pflichtgemäß den Herren der Redaktionskommission zur Kenntnis gegeben, und möchte Ihnen zunächst in deren Namen und zugleich in meinem Namen Folgendes mitteilen:

Wir würden es außerordentlich bedauern, wenn wir infolge des Nichterscheinens Ihres Aufsatzes Ihre uns so wertvolle Mitarbeit verlieren müßten. Der Entschluß, den Artikel nicht zu bringen, hat keinesfalls etwas mit der Wertschätzung Ihrer Persönlichkeit oder den Qualitäten des Aufsatzes zu tun, sondern entsprang lediglich der Besorgnis bei den Herren der Redaktionskommission (*nicht bei mir*) um die Bestandsmöglichkeit unserer an und für sich ja, wie Sie wissen, schwer ringenden Zeitung. Die Herren meinten z.B., daß man aus einem Satze wie: „Ich bin selbst ein Gegner der radikalen

<sup>121</sup> Hebr.: Tora vom Himmel.

<sup>122</sup> Hebr.: das weiße Haar auf meinem Haupte.

<sup>123</sup> Kulturbeirat der *Jewish Agency*.

<sup>124</sup> Schnëur Salman Rubaschow, nachmals: Schasar (1889–1974), zionistischer Politiker und Journalist, Mitbegründer der Jüdischen Arbeiterpartei Palästinas; seit 1924 in Palästina, amtierte 1963–73 als dritter Präsident des Staates Israel.

<sup>125</sup> Am 2.9.25 schreibt Scholem an Simon, sein Bruder Fritz, der seit September 1924 in Palästina war, habe ihn besucht. Scholems Äußerungen sind etwas launisch, aber nicht unfreundlich; anscheinend klangen sie nicht so positiv, wie Ernst, der seinen Bruder sehr liebte, erwartet hatte.

<sup>126</sup> Hebr.: Gute Einschreibung und Besiegelung (zum Neuen Jahr).

<sup>127</sup> Simons Vermutung, seine Frau werde mit Scholem gut auskommen, hat sich voll und ganz bestätigt.

<sup>128</sup> Lateinisch: *currentis*, d.h. des laufenden Monats.

Bibelkritik“ herauslesen kann, daß die nicht radikale im „Jüdischen Wochenblatt“ gefördert wird. Dies und Ähnliches schien den Herren gewagt, weswegen sie die Nichtannahme empfahlen und mich überstimmten.

Alle aber sind sich einig in der Hochschätzung Ihrer [Person] und Ihres Wirkens und [im] aufrichtigen Bedauern über Ihren Entschluß. Ich bin ausdrücklich beauftragt, den Versuch zu machen, Sie weiter für das Blatt zu erhalten, und brauche wohl kaum zu versichern, daß ich dieser Aufforderung mit viel größerer Liebe nachkomme als derjenigen meines letzten Briefes.

Und nun noch ein ganz persönliches Wort. Sie sind möglicherweise der Meinung, daß ich die Angelegenheit zum Anlaß eines offenen Konfliktes nehmen sollte. Auch ich habe das überlegt und bin aus folgenden Gründen zu der Ueberzeugung gekommen, nicht die Cabinetfrage deswegen zu stellen.<sup>129</sup>

– Die ganze geistige Einstellung der Orthodoxie zu der Frage der Wissenschaft überhaupt, Verbalinspiration etc. ist derartig unklar, und da, wo sie klar zu sein scheint, verlogen, daß eine viel grundsätzlichere Abrechnung [nötig] sein wird, als das in Ihrem Artikel möglich oder beabsichtigt war. Die Konflikte im Einzelfalle, in die Menschen wie Sie und ich – wenn ich mir einen Vergleich gestatten darf – immer wieder geraten müssen, ergeben sich aus der Ungeklärtheit unserer gesamten geistigen Position. Ich will hierbei nur für mich allein weitersprechen: Ich bin durchaus kein Reformier, sondern sogar ein Gegner der Reform. Ich sehe in der Halacha\* das deutlichste metaphysische Lebensrecht unseres Volkes und die gewaltigste Ueberwindung der Zweiheit zwischen Gott und Welt, die die Erde jemals gesehen hat.

Auf der anderen Seite trennen mich von den heutigen „Gesetzestreuern“ in praktischer und in ideologischer Beziehung ganze Welten: Die Legitimierung des Gesetzes durch eine philologische These, die selbst mit philologischen Mitteln zu entkräften ist – was ist die Verbalinspiration anders, statt durch eine wirklich lebendige, geistige Grundlegung und im Praktischen möglichstes Ueberwuchern des Orach-Chaim vor dem Choschen-Hamischpot,<sup>130</sup> den man bereits in die Ecke gestellt hat. Das alles bezeichnet zwei schwere Krebschäden, die in ihrer tiefsten Ursache mit einander in Verbindung stehen; man wird sie einmal aufdecken müssen, aber man kann das nur wirkungsvoll und ohne als Reformier mißverstanden zu werden, tun, wenn man mit dem ganzen halachischen Rüstzeug gewappnet ist und zeigen kann, daß die dogmatische Vorstellung der Orthodoxie und ebenso ihre Auswahl aus dem Gesetz in Wahrheit der legitimen Tradition nicht entsprechen. Um dies wissenschaftlich zeigen zu können, was ich heute nur intuitiv ahne und gelegentlich bei meinen Studien bestätigt finde, bedarf es der lernenden Arbeit eines Menschenlebens. Aus diesem Grunde wäre ich zwar dafür und energischst dafür, einen Aufsatz wie den Ihrigen zu bringen, glaube aber nicht, den entscheidenden Kampf an

<sup>129</sup> Etwa von der Redaktion des *Jüdischen Wochenblatts* zurückzutreten.

<sup>130</sup> Orach-Chaim (Pfad des Lebens) und Choschen-Hamischpot (Schild des Rechts) sind der erste bzw. vierte Teil des bis heute verbindlichen jüdischen Ritualkodex *Schulchan Aruch*, zusammengestellt im 16. Jahrhundert von R. Josef Karo.

einem aktuellen Einzelproblem entbrennen lassen zu sollen, und noch dazu in dem Augenblick, da man sehr ungerüstet ist, statt später und in grundsätzlicher Weise. – So kommt es, daß ich vielleicht im Einzelnen zurzeit weniger radikal bin als Sie, weil ich es im Prinzip mehr bin.

Ich weiß nicht, sehr verehrter Herr Rabbiner, ob Ihnen dieses mein Ge-ständnis nicht einfach lästig fällt; ich habe aber aus Ihren Ansprachen und gelegentlichen Reden den Eindruck einer gewissen inneren Zusammengehörigkeit gewonnen und möchte die konkrete Gelegenheit, ein tiefer gehendes Mißverständnis zu vermeiden, auch dann nicht vorübergehen lassen, wenn ich mich hierin getäuscht haben sollte.<sup>131</sup>

Mit vorzüglicher Hochachtung als Ihr Ihnen ganz ergebener  
[Ernst Simon]

[19] An J. Wohlgemut, Seminardozent Berlin

Streng vertraulich

25. September 1925

Hochverehrter Herr Rabbiner!

Ich möchte mir heute eine ganz private Anfrage gestatten, die ich Sie bitte, nicht in Ihrer Eigenschaft als Vorsitzender des Dozentenkollegiums, sondern offiziös als Privatperson zu beantworten, da ich mir sehr wohl vorstellen könnte, daß Sie sich zu meinen Anfragen nicht offiziell äußern können oder wollen.

Es handelt sich um Folgendes: Ich habe die Absicht, über kurz oder lang aus dem Journalistenberuf *als Haupttätigkeit* auszuscheiden, um in eine geregelte Karriere hereinzukommen, die meinen eigentlichen Begabungen und Absichten stärker entspricht. Im Zusammenhang mit solchen Plänen habe ich nun erwogen, nach Berlin überzusiedeln, mir dort irgend eine bescheidene Existenz zu suchen und als ordentlicher Hörer das Rabbiner-Seminar zu besuchen.<sup>132</sup> Ich wollte Sie nun anfragen,

1. wie lange ich nach Ihrer persönlichen Meinung bis zum Abschluß-Examen studieren müßte;<sup>133</sup>

<sup>131</sup> In seiner Antwort vom 1. Oktober 1925 dankt Dr. Levy Ernst Simon für seine Offenheit und erläutert, wie er jüdische Tradition und moderne Wissenschaft zu vereinigen sucht: er glaube „die Kanzel nicht zu entweihen, sondern zu heiligen, wenn ich Tatsachen der Wissenschaft rückhaltlos anerkenne und zu verhüten suche, dass Gebildete oder Halbgebildete sich vom jüdischen Pflichtenleben abwenden, weil es vor mehr als 5686 Jahren einen homo Musteriensis und Aurignacensis gegeben hat“.

<sup>132</sup> Dr. Wohlgemuths ebenfalls ‚streng vertrauliches‘ Antwortschreiben vom 29. Sept. 1925 beginnt mit den Worten: „Ihr Schreiben war für mich eine freudige Überraschung. Ich brauche nicht erst auszuführen, aus welchem Grunde ich Ihren Entschluss so freudig begrüße.“

<sup>133</sup> Antwort: „Wenn Sie imstande sind, schon jetzt eine schwere Stelle im Talmud mit Hilfe von Kommentatoren selbstständig zu erfassen, glaube ich, dass sechs Semester ausreichen. Vielleicht ist auch noch diese Semesterzahl bei ganz besonderer Begabung für dieses Fach und intensivem Fleiß herabzusetzen.“

2. ob das Rabbiner-Seminar mir die Autorisation verleihen würde, obwohl meine Frau keinen Scheitel trägt.<sup>134</sup>

Sie verstehen, daß es für mich sinnlos wäre, ein Studium zu beginnen, dessen Enderfolg etwa an dem zweitgenannten, nicht zu ändernden Punkte scheitern würde.

Indem ich Sie bitte, diese Anfrage streng diskret zu halten und indem ich Ihnen im voraus für Ihre gütige Auskunft herzlich danke, verbleibe ich  
Ihr Sie aufrichtig verehrender [Ernst Simon]

P.S. Ich biete Ihnen vielleicht demnächst ein Manuskript für den *Jeschurun*<sup>135</sup> an.

[20] An Rabb. Dr. J. Wohlgemuth, Rabbinerseminar, Berlin

1. Oktober 1925

Hochverehrter Herr Doktor!

Vielen herzlichen Dank für Ihren so außerordentlich liebenswürdigen Brief, dessen diskrete Behandlung ich Ihnen natürlich zusage. Ich wäre Ihnen nun sehr dankbar, wenn Sie mir einen Wink geben könnten, falls Sie von einer Existenzmöglichkeit für mich in Berlin hören, die mich und meine Frau bescheiden ernähren und mir die zeitliche Möglichkeit zu intensivem Studium ließe. Ich habe mich selbstverständlich auch schon intensivst umgesehen, habe allerlei Aussichten<sup>136</sup>, aber noch durchaus nichts festes.

Ich bin früher in der Lage als ich dachte, Ihnen den angebotenen Aufsatz für den „*Jeschurun*“ anbieten zu können. Ich habe nämlich eine größere Arbeit über „Bialik als Jude“ geschrieben, die Ihnen gleichzeitig zugeht. Ich habe das Manuskript zunächst dem „*Morgen*“<sup>137</sup> angeboten, da ich unbedingt darauf sehen muß, auch mit literarischen Arbeiten etwas nebenher zu verdie-

<sup>134</sup> Darauf erwiderte Dr. Wohlgemuth: „Die Frage 2. streiche ich völlig aus meinem Gedächtnis. Da Ihr gesch[ätztes] Schreiben streng vertraulich ist, so darf ich auch zu Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, das Vertrauen haben, dass Sie niemals von der Tatsache Gebrauch machen, dass Sie diese Frage an mich gestellt haben. Es ist klar, dass ich Ihnen diese Frage nicht mit einem glatten Ja beantworten kann. Es ist aber ebenso klar, dass es doch unendlich schade wäre, wenn Ihr Plan, in unseren Kreis hineinzutreten, der augenblicklich ein Material von Lernenden enthält, wie er selten gefunden wird, daran scheitern würde. Es ist mir kein Zweifel, dass Ihr Verhältnis zu diesem Din [= religiöse Vorschrift] im Laufe der Jahre sich so gestalten würde, dass diese Frage gegenstandslos werden wird.“

<sup>135</sup> *Jeschurun*, jüdisch-religiöse Zeitschrift, deren Herausgeber Dr. Wohlgemuth damals war.

<sup>136</sup> Ernst Simon war eine Tätigkeit für die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* in Berlin angeboten; Kurt Blumenfeld schrieb ihm am 7.11.25: „Lieber Ernst Simon, wenn wirklich die Möglichkeit besteht, dass Du am 1.1.1926 eintrittst, dann sehe ich eine Verhandlungsbasis. Ich erwarte Dich also Freitag, den 13. ds. in Berlin.“ Die Kombination: zionistische Agitation und Studium am orthodoxen Rabbinerseminar kam nicht zustande.

<sup>137</sup> Dazu sind zwei Briefe von Ernst Simon an den Herausgeber der Zweimonatsschrift *Der Morgen*, Prof. Julius Goldstein in Darmstadt, erhalten (vom 29.9. und 1.10.25) sowie Prof. Goldsteins Antwort (vom 30.9.) auf den ersten davon.

nen und diese Zeitschrift ganz besonders gut zahlt. Der „Morgen“ hat nun natürlich, wie vorauszusehen war, nicht das Ganze des umfangreichen Manuskripts, sondern nur einen immerhin erheblichen Teil acceptiert, und zwar die Abschnitte über Bialiks Leben und sein Verhältnis zur Sprache.<sup>138</sup> Ich möchte mir nun gestatten, Ihnen den Rest, also die grundsätzliche Einleitung und die Kapitel über „Natur“, „Liebe, Tod und Kunst“ und „Judentum“ anzubieten, die meines Erachtens den eigentlichen Kern der Arbeit enthält. Ich sende Ihnen aber heute auch die von Prof. Goldstein erworbenen Teile des Manuskripts, damit Sie das ganze lesen können und mir Ihr persönliches Urteil schreiben können, [an dem] mir besonders viel liegt.

Ich wäre Ihnen besonders dankbar, wenn Sie die Kapitel für den „Morgen“ nach beendeter Lektüre in dem beiliegenden adressierten und frankierten Couvert direkt an Herrn Prof. Goldstein, Darmstadt, schicken könnten, damit das Manuskript keine unnötigen Reisen macht. – Das Ganze ist in der Reihenfolge: Einleitung, Leben, Sprache, Natur, Liebe etc. und Judentum zu lesen.<sup>139</sup>

Darf ich Sie noch bitten, mir für den Fall der Annahme durch den „Jeschurun“ Ihre Honorarsätze mitzuteilen, damit ich weiß, womit ich eventuell zu rechnen habe.

In der Hoffnung auf Ihre baldige Antwort,<sup>140</sup> bin ich Ihr Ihnen  
 aufrichtig dankbar ergebener  
 [Ernst Simon]

<sup>138</sup> Zum Verständnis Bialiks, in: *Der Morgen* 5 (1925), S. 606–616.

<sup>139</sup> Ein Jahrzehnt später hat Ernst Simon eine größere Arbeit über den Dichter Bialik veröffentlicht: *Chajjim Nachman Bialik* – eine Einführung in sein Leben und sein Werk mit einigen Übersetzungsproben und Gedichtanalysen von Ernst Simon, Schocken Verlag, Berlin 1935.

<sup>140</sup> Darauf antwortet Dr. Wohlgemuth am 12. Oktober 1925, Existenzmöglichkeiten sehe er keine, den Bialikbeitrag nehme er an, müsse ihn allerdings etwas zurückstellen. Am 29. 12. 1925 macht er (offenbar im Hinblick auf die geplante Drucklegung) zwei Bemerkungen zu Simons Text: Zum einen verweist er auf eine Midrasch-Anspielung in Bialiks Werk, die Ernst Simon nicht wahrgenommen hatte; zum anderen meldet er ideologische Bedenken an: Hermann Cohens nachgelassenes Werk *Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums* könne nicht als ‚urjüdisch‘ bezeichnet werden, da Cohen auf den Erkenntnissen der nicht-jüdischen Bibelkritik aufbaue. Simon scheint zunächst nicht bereit gewesen zu sein, auf seine Formulierung zu verzichten, wie aus Dr. Wohlgemuths Karte vom 17. Januar 1926 hervorgeht, wo er eine redaktionelle Anmerkung dazu ‚androht‘. In der schließlich gedruckten Fassung Chajim N. Bialik als Jude, in: *Jeschurun* 13 (1926), S. 144–159, 246–258 ist das Buch von H. Cohen überhaupt nicht erwähnt.



[21] An Gershom Scholem

[ 2.1.'26]<sup>141</sup>Lieber Freund N. j.<sup>142</sup>

Herzlichen Dank für Ihren letzten interessanten Brief vom 5. Tewet<sup>143</sup>, der also schnell in meine Hand kam. Daß Sie über meinen Bialikaufsatz so kurz sind, tut mir leid, insbesondere da ich nicht weiß, ob ich *Schtika keHodaa damja*<sup>144</sup> deuten darf und ob also Lipschitz<sup>145</sup> der einzige Differenzpunkt zwischen uns ist. Ich habe Ihnen doch den Sonderdruck nicht nur als „Gegenbesuch“ für Ihre zahlreichen Zusendungen geschickt, sondern vor allem, weil Sie mein Lehrer gerade für Bialik gewesen sind, weil ich glaube, viele meiner Einsichten über hebr. Sprache etc. Ihnen zu verdanken. So sollte der Aufsatz gleichsam *mekabbel Pne Sarcha*<sup>146</sup> sein. Und selbst wenn das *Diwre haRaw, Diwre haTalmid, Diwre mi schom'in*<sup>147</sup> gegen mich ausgefallen wäre, hätte es mich noch gefreut. Na – vielleicht kommts noch nach, *huwrar haDawar lemafrea*<sup>148</sup>, wie ich in unserem Briefwechsel schon einmal erfolgreich bemerkte. – Übrigens ist das ganze Manuskript fertig; ungefähr 3mal so lang wie das im „Morgen“ erschienene und Ihnen bekannte Stück; der größte Teil des Restes wird im heiligen „Jeschurun“ erscheinen, dann hoffentlich das Ganze als ein kleines Buch.<sup>149</sup>

Rosenzweig sehe ich regelmäßig, meist zweimal die Woche: einmal am Schabbat zum Minjan\*, dann noch einmal in der Woche, wo ich ihm Gemara\* vorlerne. Er hält immer noch aus – und es anzusehen erregt Bewunderung. Was die Bibelübersetzung betrifft, so finde ich sie *sehr* gut, über alle Erwartungen, obwohl ich über Jehuda Halevi<sup>150</sup> auch skeptisch bin. Die Ankündigung in der „Rundschau“ war in der Tat „höllisch“, wie Sie sich liebenswürdig ausdrücken<sup>151</sup>; ich habe, sofort nachdem ich es sah, bei Frau Dr. Rosen-

<sup>141</sup> Im Original hat Ernst Simon das jüdische Datum verwendet: Sabbat-Ausgang, Wochenabschnitt wejechi (Gen 47,28–50,26) im Jahre 5686 (seit Erschaffung der Welt); Scholems nachträgliche Umrechnung des hebräischen Datums „ca. 20. Dez. 1926“ ist falsch.

<sup>142</sup> Die im Original hebräische Abkürzung bedeutet „sein Licht möge leuchten“ (Nero jair).

<sup>143</sup> 22.12.25, veröffentlicht in Gershom Scholem: *Briefe*, Band 1 (1914–1947), München 1994.

<sup>144</sup> Aramäisch: Ihr Schweigen als Zustimmung.

<sup>145</sup> Scholem hatte sich kritisch über einen hebräischen Aufsatz von Elieser Lipschitz über Bialiks Stil geäußert, den er 1917 noch gut gefunden habe.

<sup>146</sup> Hebräisch: Empfang deines Vorgesetzten.

<sup>147</sup> Hebräisch: Wenn die Aussage des Meisters mit der des Schülers nicht übereinstimmt – welche ist dann verbindlich?

<sup>148</sup> Hebräische Wendung nicht eindeutig zu entziffern, wohl etwa: ‚die Sache wird nachträglich geklärt‘.

<sup>149</sup> Zum Verständnis Bialiks, in: *Der Morgen* 5 (1925), S. 606–616; Chajim N. Bialik als Jude, in: *Jeschurun* 13 (1926), S. 144–159, S. 246–258. Die Buchveröffentlichung ist zustande gekommen: *Chajjim Nachman Bialik*, Schocken-Verlag 37/38, Berlin 1935, 156 S.

<sup>150</sup> Franz Rosenzweig: *Sechzig Hymnen und Gedichte des Jehuda Halevi*, Konstanz 1924.

<sup>151</sup> Scholem hatte geschrieben, in der letzten Nummer der *Jüdischen Rundschau* sei ‚ein

zweig angerufen und sie gebeten, ihrem Mann meine Entrüstung zu bestellen. Ich wiederholte sie dann auch mündlich, er bestritt, daß es ein „Waschzettel“ sei; es sei eine Verlagsankündigung und man könne dem Verlag seine Sprache nicht vorschreiben. Ich war gerade heute, weil ich sehr erkältet bin, nicht beim Minjan, sonst hätte ich ihm darauf schon jetzt erwidert, was ich noch erwidern werde:

Bereschit rabba bemerkt zu Jakobs Wunsch, nicht in Ägypten begraben zu werden [Gen 47, 29]: „um ihn nicht zum Gegenstand von Götzendienst werden zu lassen, denn vergolten wird nicht nur dem, der dient, sondern auch dem, der sich dienen läßt“.<sup>152</sup>

Also darin bin ich ganz Ihrer Ansicht, aber die Übersetzung ist *trotzdem* gut, trotz einzelner Preziositäten (wie das in der Tat entsetzliche ‚unternommen‘<sup>153</sup> und vieler Abweichungsmöglichkeiten im Einzelnen). Im Ganzen scheint es mir eine jüdische Lutherbibel zu sein.<sup>154</sup> Ich weiß, was ich damit sage und daß Sie es mir sehr übel nehmen werden, falls Sie, was ich fast vermute, zur entgegengesetzten Anschauung kommen. Ich denke, Sie werden das Buch unterdessen haben, in der Bibliothek. Ich schicke es Ihnen aber gleichzeitig für Sie persönlich.

Goldberg<sup>155</sup> suchte ich mir schon lange zu verschaffen, bisher vergeblich. Ich wills nochmal versuchen.

Nun das mir persönlich Wichtigste. Erich Fromm<sup>B</sup> erzählte mir ganz zufällig, Sie hätten indirekt durch Frau Theodor bei ihm anfragen lassen, ob er an Ihre Stelle an der Bibliothek wolle. 1 Jahr unbezahltes Einarbeiten, dann die Stelle, die Sie infolge der Universitätssache<sup>156</sup> freigeben. Wenn das so stimmt und nicht infolge der indirekten Wiedergabe verfälscht ist, und wenn es *heute noch* stimmt und wenn es keine Hassagat Gewul<sup>157</sup> gegenüber Pflaum<sup>158</sup> be-

---

wahrhaft höllischer Waschzettel‘ für die Buber-Rosenzweigsche Bibelübersetzung erschienen.

<sup>152</sup> Ernst Simon zitiert Bibelvers und Midrasch auf hebräisch.

<sup>153</sup> Auf dem Titelblatt der Bibelübersetzung steht: ‚zu verdeutschen unternommen von Martin Buber und Franz Rosenzweig‘; mit dieser Formulierung gab der schwerkranke Rosenzweig zu verstehen, daß er nicht damit rechnete, das Ende des gemeinsamen Werks zu erleben (bei seinem Tod im Dezember 1929 waren die beiden Übersetzer beim Buch Jesaja angelangt).

<sup>154</sup> Darauf antwortet Scholem in einem undatierten Schreiben: „Ich halte die Proben [sc. die beiden in der Jüdischen Rundschau erschienenen Übersetzungsproben] für ausgesprochen falsches Pathos, von Lutherbibel keine Spur.“

<sup>155</sup> Oskar Goldberg, *Die Wirklichkeit der Hebräer*, Einleitung in das System des Pentateuch, Berlin 1924; Scholem hatte das Buch als ‚das klassische Werk des jüdischen Satanismus‘ bezeichnet; am Ende seines (undatierten) Antwortschreibens gibt er Simon die Verlagsadresse und fährt fort: „Die Orthodoxie ist verpflichtet sich zu diesem Büchelchen zu äussern. Ich tue es gewiss.“

<sup>156</sup> Mit Erhalt einer Dozentur an der Hebräischen Universität konnte G. Scholem auf seine Stelle an der Universitätsbibliothek verzichten.

<sup>157</sup> Hebräisch: unerlaubter Übergriff (wörtlich: Grenzverletzung).

<sup>158</sup> Der Romanist Heinz Pflaum (1900–1962), Bibliotheksassistent an der Jüdischen Na-

deutet – dann käme es für mich vielleicht schon ab Pessach in Betracht. Sie müßten mir nur genau und schnell schreiben:

- 1) Mit welcher Summe 2 Personen, eventuell 3, ein Jahr in Jerusalem auskommen können, *inclusive* Einrichtung und Überfahrt?
- 2) Welcher Teil dieser Summe sich schätzungsweise neben der Bibliotheksarbeit verdienen ließe? (Privatstunden etc.)
- 3) Wie hoch sich *nach* dem Probejahr das Gehalt beläuft? Und ob man dann davon leben kann?

Ich habe mir etwas Geld gespart und es ginge jetzt *vielleicht*. Aber schreiben Sie *umgehend*,<sup>159</sup> weil mir auch andere Entscheidungen bevorstehen. Aber ich bin *sehr* Golus\*-müde

Herzlich Ihr Simon

P.S. Mir fällt eben ein, daß Sie Anfang Januar Geburtstag haben müssen. Also herzlichsten Glückwunsch! Das mit dem Buch ist aber nun wirklich Beracha\*!<sup>160</sup> Grüßen Sie Ihre Frau und Pflaum!

[22] An Siegfried Kracauer

7. Mai 1926

Lieber Herr Doktor!

Ihr Aufsatz über Buber-Rosenzweigs Bibelübersetzung<sup>161</sup> hat in mir so viele Gedanken und Gefühle erregt, daß ich eigentlich eine Aussprache zwischen uns gewünscht hätte. Da ich aber zur Zeit ganz ungewöhnlich in Anspruch genommen bin und das Gleiche vermutlich bei Ihnen zutrifft, möchte ich Ihnen schriftlich sagen, was ich nicht verschweigen kann, und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir antworten würden.

Ihre Arbeit berührt sich in mehreren entscheidenden systematischen Gesichtspunkten mit Gedanken, die ich schon vor Jahren, und zwar auch gerade Buber gegenüber geäußert habe. Sie erinnern sich vielleicht an den Brief, in dem ich Bubers Tätigkeit am Lehrhause<sup>162</sup>, die von dem empirischen Publi-

---

tional- und Universitätsbibliothek Jerusalem; ab 1948 Professor für romanische Sprachen und Literatur an der Hebr. Universität; nannte sich auf hebräisch dann Hiram Peli.

<sup>159</sup> Scholems (undatierter) Antwortbrief beginnt mit den Worten: „Lieber Freund, ich antworte Ihnen gleich nach Erhalt Ihres Briefes. Wegen der Bibliothek ist nichts zu machen ...“

<sup>160</sup> Simon suchte anscheinend den bereits abgesandten Bibelband als nachträgliches Geburtstagsgeschenk zu deklarieren, was Scholem in seiner Antwort recht kühl zurückwies.

<sup>161</sup> Siegfried Kracauer, Die Bibel auf Deutsch, in: *Frankfurter Zeitung* vom 27. und 28.4.1926; Replik von Martin Buber und Franz Rosenzweig, Die Bibel auf Deutsch, *Frankfurter Zeitung*, 18.5.1926; in der Zeitung gekürzt veröffentlicht, vollständig abgedruckt in: Buber-Rosenzweig, *Die Schrift und ihre Verdeutschung*, Berlin 1936, S. 276–291. Das Buch *Im Anfang*, der erste Band der von Martin Buber und Franz Rosenzweig auf Einladung des Verlegers Lambert Schneider unternommenen Verdeutschung der hebräischen Bibel, war im Dezember 1925 erschienen.

<sup>162</sup> Am Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt / M, dessen Leiter Franz Rosenzweig war.

kum einfach abstrahiert, sehr deutlich kritisierte<sup>163</sup> und von ihm eine „Soziologie der metaphysischen Mitteilung“ verlangte. Diese Äußerungen fanden damals Ihre Zustimmung; ich stehe noch heute zu ihnen, selbst dann, wenn ich sie vielleicht manchmal in meiner eigenen schriftstellerischen Praxis durch die Verführung des journalistischen Betriebes nicht immer genügend beachtet habe.

Da dem so ist, wird Ihnen vielleicht das Kritische, das ich nun gegen Ihren letzten Aufsatz vorzubringen habe, etwas gewichtiger sein, als wenn es von jemandem käme, dem derartige Gedankengänge grundsätzlich fern liegen.

Ihre Interpretation der neuen Bibelübersetzung ist von Anfang bis Ende durchaus übelwollend, d. h.: Sie haben in Zweifelsfragen immer völlig eindeutig negativ entschieden. Ich möchte das an einigen konkreten Beispielen klarlegen.

1. Sie schließen von dem Wirklichkeitscharakter der Übersetzungssprache auf die Qualität der von den Übersetzern behaupteten und gelehrten „religiösen Wirklichkeit“, und zwar im negativen Sinne. Gegen diesen Schluß hätten Sie Rosenzweigs Krankheit<sup>164</sup> in sich selber wachrufen und als sehr wesentliche Instanz gelten lassen müssen. Ich meine hier nicht etwa, daß Sie Rosenzweig hätten schonen müssen, weil er krank ist, – das wäre eine lächerliche Sentimentalität gewesen, gegen die er sich selber immer erbittert wehrt und die auch ich im Verkehr mit ihm natürlich in keiner Weise beachte. So habe ich ihm das, was ich jetzt Ihnen sagen werde, auch persönlich gesagt. Sie hätten nämlich, aus menschlichen und aus sachlichen Gründen, Ihre Augen nicht vor der Ihnen ja hinlänglich bekannten Tatsache schließen dürfen, wie Rosenzweig das Schicksal dieser Krankheit erträgt. Sie hätten sich fragen müssen, ob nicht hier jemand in einer kaum zu überbietenden Wirklichkeitssphäre sich bewährt hat, in einer Erprobung aushielt, die niemand von uns von vornherein auf sich zu nehmen wagen dürfte. Und wenn Sie sich das ganz lebendig gemacht hätten, dann wäre Ihr Schluß von der Sprache auf den Menschen wohl anders ausgefallen, und Sie hätten vielleicht sogar umgekehrt die Sprache, von dem Menschen her, mit anderen Augen betrachtet.

2. Sehr Ähnliches gilt für die Interpretation des Buberschen Zionismus. Sie haben es für nötig gefunden, bei der Frage der Namensschreibung<sup>165</sup> einige

---

<sup>163</sup> Anscheinend der Brief vom 2.11.1923 (abgedruckt in: Buber, *Briefwechsel* II, Nr. 141); daß Ernst Simon diesen Brief anderen zeigte und sich deren Zustimmung versicherte, läßt auf eine gewisse Unsicherheit schließen. Zu diesen Gewährsleuten gehörte offenbar auch Rudolf Stahl in Darmstadt, dessen (positivere) Beurteilung der Situation vom 17.2.24 erhalten ist.

<sup>164</sup> Bei Franz Rosenzweig war 1922 eine Lateralsklerose ausgebrochen, die zwar bald seine völlige Lähmung bewirkte, aber wider Erwarten nicht zum raschen Tode führte; er starb erst im Dezember 1929.

<sup>165</sup> Es geht um die Schreibung der biblischen Eigennamen, die Buber und Rosenzweig nicht in der im Deutschen üblichen Form der antiken Versionen wiedergeben, sondern in einer der hebräischen Aussprache angenäherten, die für den deutschen Leser einen Verfremdungseffekt hatte. Darauf erwidert Dr. Kracauer am 12. Mai: „Ihren Einwand gegen meine Interpretation der hebräischen Namen verstehe ich nicht. Dass in dem Zionismus völkische

ziemlich scharfe antizionistische Bemerkungen zu machen, deren Richtung man natürlich sofort herauspürt, obwohl das Wort „Zionismus“ vermieden ist und statt dessen die Termini „völkisch-romantisch“ und „nationale Belange“ gewählt wurden. Ich weiß nicht, auf Grund welcher Kenntnisse von Bubers zionistischer Tätigkeit Sie sich das Recht zu solcher Ironie nehmen. In Wahrheit ist Buber geradezu der Vorkämpfer gegen jeden Nationalismus innerhalb der zionistischen Bewegung: ihm und ihm allein ist es zu danken, daß der 12. Kongreß in Karlsbad nicht nur den Legionsantrag Jabotinskys<sup>166</sup> abschlägig beschied, sondern in einer ausdrücklichen Resolution, deren Wortlaut, soviel ich weiß, auch von Buber stammt, brüderliches Zusammenarbeiten mit dem arabischen Volke forderte. Auch in allen Einzelfragen versteckterer und geistigerer Natur ist Buber immer auf der Seite und an der Spitze derjenigen gewesen, die das Selbstbewußtsein des jüdischen Volkes durchaus eigentümlich und universal und durchaus im Gegensatz zu einer nationalistischen Gesamtassimilation an die Volksbegriffe des europäischen Militarismus fassen.

3. Noch schlimmer ist aber, daß Sie diese antizionistische Bemerkung, die Sie vielleicht geschmackvoller Weise bei der heutigen antizionistischen Hochkonjunktur in der Frankfurter Zeitung in diesem Augenblick hätten unterlassen sollen, nur auf Grund Ihrer anscheinend völligen Unkenntnis der hebräischen Sprache machen konnten. Ihnen ist offenbar gar nicht aufgefallen, daß Buber und Rosenzweig in der Namenübersetzung<sup>167</sup> einen sehr wichtigen Schritt über alle bisherigen Übersetzer hinaus gemacht haben. Gewiß sind auch Ihnen in der Lutherbibel all diejenigen Sätze einfach unverständlich geblieben, in denen erklärt wird, warum ein Sohn oder eine Tochter gerade diesen und keinen anderen Namen erhält. Luther und mit ihm sämtliche Übersetzer vor Buber / Rosenzweig sind nämlich an der Schwierigkeit gestrandet, die Wort- und Sachspiele, aus denen die hebräischen Namen zusammengesetzt werden, wiederzugeben. „Jizchak“ heißt z. B. wörtlich „er wird lachen“ und schließt also bereits die Erzählung ein, daß Sarah befürchtet, alle Welt werde über ihren unwahrscheinlichen Spätling lachen.<sup>168</sup> Und so geht es fast ohne Ausnahme mit sämtlichen biblischen Namen. Buber und Rosenzweig haben in ihrem doch gewiß berechtigten Streben, keine sinnlosen und unverständlichen Sätze hinzuschreiben, diese bisher ungelöste Schwierigkeit angepackt. Es ist ihnen dabei sehr häufig gelungen, wirkliche deutsche

---

Elemente stecken, selbst wenn er unmilitaristisch sich gibt, ist doch sicher. Gewiss ist auf alle Fälle, dass die Haltung der Übersetzer den hebräischen Eigennamen gegenüber diesen Sinn in sich trägt.“

<sup>166</sup> Vladimir Jabotinsky (1880–1940), zionistischer Politiker und Führer der revisionistischen Zionisten hatte auf dem 12. Zionistenkongreß in Karlsbad im September 1921 den Antrag auf Gründung einer *Jüdischen Legion* gestellt.

<sup>167</sup> Es geht um die Wiedergabe von biblischen Namensetymologien im Rahmen der Bibelübersetzung.

<sup>168</sup> Die ausdrückliche Etymologie des Namens steht in der Bibel Gen 20, 6; in der Erzählung vorweggenommen bereits Gen 18, 12f.

Namen zu schaffen, die das Wortspiel aufbewahren und erkennen lassen, und es ist ihnen immer gelungen, vorher unverständliche Sätze klarzustellen. Dar- aus ergab sich aber nun folgendes: Hatten die bisherigen Übersetzer die wirk- liche Namensschwierigkeit umgangen, so mußten sie sich, psychologisch verständlich genug, mit einem Kompromiß helfen: statt den Sinn wirklich zu übersetzen, verdeutschten sie den Klang. Rosenzweig-Buber haben diesen Kompromiß nicht mehr nötig, da sie sich wieder vor die eigentliche Aufgabe gestellt haben. Sie konnten aber, selbst wenn sie aus den ihnen sehr fern ge- legenen ästhetischen Gründen es für richtig gehalten hätten, auf diesen Kom- promiß gar nicht mehr zurückgreifen, denn „er wird lachen“ heißt nun ein- mal „Jizchak“ und niemals Isaak.

4. Hier hat Ihnen also Ihre Unkenntnis des Hebräischen einen Streich ge- spielt, den Sie wohl nachträglich zugeben werden.<sup>169</sup> Aber wären Sie nicht von vornherein verpflichtet gewesen, wegen dieser Ihnen ja wohl bekannten Un- kenntnis Ihre Qualität als Kritiker dieser Übersetzung aus dem Hebräischen (nämlich nicht aus der Lutherbibel) ernsthafter in Zweifel zu ziehen, als Sie es offenbar taten? Ich meine damit nicht, daß ein Werk, das der Absicht seiner Schreiber und dem ganzen Anspruch nach sich in die deutsche Sprachge- schichte einstellt, nicht von solchen beurteilt werden dürfte, die an dieser deutschen Sprachgeschichte handelnd und leidend teilnehmen. Ich meine aber, daß die Kritik solcher, offenbar nur für einen *Teil* der in Angriff genom- menen Aufgabe zuständigen Menschen vor dem Publikum völlig eindeutig abgegrenzt erscheinen müßte. Am bedenklichsten scheint mir in dieser Be- ziehung Ihr Zeugnis, daß Buber und Rosenzweig bei der Übersetzung „tat- sächlich sachkundig und gewissenhaft“ verfahren sind. Sie werden selbst zu- geben, daß ein solches Zeugnis aus Ihrem Munde für den Fachmann nicht ge- rade sehr belangvoll sein kann und daß es auf der anderen Seite für den Nicht- fachmann und für denjenigen, der die persönlichen Vorbedingungen nicht kennt, das Gewicht Ihrer übrigen Kritik in einer völlig unsachgemäßen Weise verstärkt. Der unbefangene Leser nämlich muß denken, daß Herr Dr. Kra- cauer die sachliche Übersetzungsleistung aus dem Hebräischen beurteilen kann, daß er sie für gut befunden hat, daß er sie übrigens für eine selbstver- ständliche und unschwer zu bewältigende Aufgabe hält, weswegen er sie nur parenthetisch erwähnt, und daß er sich nun auf dieser sicheren Grundlage der metaphysischen Stilkritik zuwendet. Mir scheint, daß Sie eine Pflicht der von Ihnen so oft geforderten und in Anspruch genommenen intellektuellen Rechtschaffenheit verletzt haben, als Sie Ihrem Urteil über die philologische Seite die Worte hinzuzufügen unterließen „*wie mir Fachleute versichern*“.

---

<sup>169</sup> Darauf erwidert Dr. Kracauer: „Meine Unkenntnis des Hebräischen hat mir nicht den geringsten Streich gespielt. Ich habe zu Anfang erklärt, dass von den Autoren die wört- liche Übersetzung angestrebt sei, die ich ja niemals und nirgends angegriffen habe. Be- kämpft habe ich lediglich die Intention der kommentarlosen wörtlichen Übersetzung selbst. Und wenn die Sprache hundertmal die wörtliche Wiedergabe des Originals ist, so ist ihr Ef- fekt darum doch nicht minder der einer posthumen Wagnerei. Die Worte haben eben auch ihre Geschichte, die man bei einer Übersetzung mit einkalkulieren muss.“

Dann wäre etwa Ihr Vergleich der Alliteration mit denen Wagners weniger wirkungsvoll gewesen, weil die Bibel tatsächlich in sehr starker Weise mit Alliterationen arbeitet. Ihre Kritik hätte aber deshalb nicht zu verstummen brauchen, sondern sich etwa der Frage zuwenden müssen, ob diese Art wörtlicher und fast lautlicher, immer aber rhythmischer Treue, die Buber und Rosenzweig durch eine ganz ungeheure Arbeitsleistung erreicht haben, auch wirklich eine inhaltlich adäquate Treue gewährleistet, d.h. ob sie wirklich „den Text zum Sprechen“ bringt (was ja allerdings Ihrer Meinung nach nicht geschehen soll und vielleicht wirklich außerhalb des Hebräischen zum mindesten nicht erzwungen werden sollte). Es wäre also zu prüfen, ob die Alliteration, das Zeichen jeder jungen Sprache (deshalb beim archaisierenden Wagner), im heutigen, zweifellos erwachsenen Stadium des Deutschen nicht genau umgekehrt wirkt, als sie im Urtext wirken sollte und wirkt. Ähnliche Erwägungen leiteten z.B. Ludwig Fulda, als er in seinen Übersetzungen von Molières Lustspielen<sup>170</sup> dessen französischen Alexandriner, einen leichten und eleganten Vers, nicht durch den schwerfälligen deutschen Alexandriner, sondern den zwar gleichsam nicht *kongruenten*, aber dafür historisch und wirkungsmäßig *entsprechenden*, Faustischen Blankvers<sup>171</sup> wiedergab. Solche Kritik schiene mir, wenn man schon auf das Sprachliche detailliert eingeht, legitim; sie würde überhebliche Ironien unnötig machen.

Ich bin deutlich geworden, wie der Gegenstand es verlangt, hoffe aber, daß Sie mir trotzdem antworten werden. Sie haben seinerzeit meine Offenheit gegen Buber begrüßt und werden sie mir heute auch zugestehen, wenn sie sich gegen Sie selbst richten muß.

Mit den besten Grüßen  
Ihr ergebener Simon

[23] An M. Havenstein<sup>172</sup>

Frankfurt a.M. 28.XI.26  
Bockenheimer Landstr. 115

Lieber und sehr verehrter Herr Professor!

Nun habe ich mein Staatsexamen<sup>173</sup> anständig hinter mir und bin schon als „Studienreferendar“ eingestellt: an der „Liebig-Oberrealschule“ in Frankfurt a.M. – Bockenheim, wo Sie manchen Verehrer haben; einen besonders warmen in dem prächtigen Deutschlehrer Dr. Weidenmüller, der mir auch von

<sup>170</sup> Ludwig Fuldas Übersetzung von Molières Komödie *Der Geizige* war 1925 erschienen.

<sup>171</sup> 5hebige reimlose Jamben, durch Goethes *Faust* als Vers des klassischen deutschen Dramas bekannt geworden.

<sup>172</sup> Gymnasialprofessor M. Havenstein, Deutschlehrer an der Grunewald-Schule, die alle drei Brüder Simon besuchten. Während und nach der Schulzeit hatte Ernst Simon guten Kontakt zu diesem Lehrer.

<sup>173</sup> Am 7.11.26 schrieb Ernst Simon an Buber: „Diese Woche ist mein Examen“; die mündliche Prüfung fand am 11. und 12. November 1926 statt.

seiner Korrespondenz mit Ihnen berichtete. Als Kriegsteilnehmer darf ich schon zum 1.X.27 meinen Assessor machen; da ich nebenher für unsern Lebensunterhalt sorgen muß – ich bin seit 1 1/2 Jahren verheiratet – so ist das eine rechte Belastung. Aber es wird schon alles gut gehen.

Der Grund meines heutigen Schreibens sind nicht diese Mitteilungen, obwohl ich Ihre Teilnahme dafür voraussetzen möchte, sondern mein Bedürfnis, mich mit Ihnen über Ihr Buch „Die Dichtung in der Schule“<sup>174</sup> auseinanderzusetzen, das ich soeben beendet habe. Im ganzen kann ich wesentlich zustimmen: insbesondere behagt mir Ihre vorsichtige Haltung zur Übertreibung der Arbeitsschuldigen, deren richtiger und wichtiger Kern heute von modischen „Erlebnis“ Zeitlern schon entstellend überhängt ist. Da besonnen zu differenzieren und doch ganz der freie und nicht reaktionäre Mann zu sein, als der Sie überall sprechen, das ist eine geistig so selbständige Haltung, wie sie uns not tut. – Mit dem Problem des „Historismus“ bin ich noch nicht fertig, gerade weil es mich leidenschaftlich beschäftigt hat und noch beschäftigt; im Kerne haben Sie sicher recht. Für mich als Juden liegt die Frage psychologisch und so auch sachlich anders: unsere „Religion“, Feste, Gesetz – dies ist alles „ewige Gegenwart“. Unser Katechismus ist unser Kalender.<sup>175</sup>

Und damit bin ich bei der Hauptsache, die mich von Einzelheiten absehen läßt: z.B. von der Erörterung Ihrer etwas widerspruchsvollen Einschätzung des Laokoon, dessen Theorie als Ganzes Sie verwerfen, obwohl Sie häufig zur Einzelerklärung auf seine Hauptthese zurückgreifen, so auch bei der Heiterethei<sup>176</sup>. Aber mein Hauptpunkt heute ist die Frage „Jude – oder gar Zionist – und deutscher Lehrer – oder gar Deutschlehrer“, die Sie bereits in Ihrem Briefe<sup>177</sup> vom 17.II. mir gegenüber behandelten und der auch Ihr Buch, auf S. 34 unten, eine mich geradezu erschreckende Fassung gibt.

Sie schreiben da, von Heine ausgehend, daß die Juden fast immer etwas Fremdartiges, Internationales oder gar [„] Deutsch-Feindliches“ (!) behalten; daß ihnen aber zum mindesten „die rechte Herzenswärme gegenüber dem Deutschtum“ fehle.

<sup>174</sup> M. Havenstein, *Die Dichtung in der Schule*, Frankfurt / M. 1925; Seite 34f. steht die von Simon beanstandete Äußerung gegen Heine. Simon selbst berichtet über diese seine Kontroverse mit Havenstein in seinem Beitrag zu L. J. Pongratz, *Pädagogik in Selbstdarstellungen I*, Hamburg (Meiner) 1975, S. 283.

<sup>175</sup> Damit folgt Ernst Simon dem dritten Teil von Franz Rosenzweigs *Stern der Erlösung*.

<sup>176</sup> Vokabel nicht recht zu entziffern. *Heiterethei* ist ein Roman von Otto Ludwig (1813–1865): *Die Heiterethei und ihr Widerspiel* (1854).

<sup>177</sup> Nicht dieser Brief ist erhalten, sondern eine Karte vom 26.6.27, in der Havenstein auf Simons Brief vom 3.VI reagiert. Der Anfang lautet: „Lieber Herr Doktor, ... daher antworte ich so spät und nur mit einer Karte auf Ihre Ausführungen, die mir interessant und von symptomatischer Bedeutung sind.“ Havenstein hält an seiner Behauptung fest, Heine sei undeutsch. „Und Ihr Brief überzeugt mich keineswegs davon, daß mein sehr gemäßigter Antisemitismus (wenn man es überhaupt so nennen darf) nicht das Rechte trifft. Doch das ist ein weites Feld? Ein andermal mehr darüber. ...“ Aus der Schlußformel „Herzlich grüßt Ihr alter M. Havenstein“ ist zu entnehmen, daß der Schreiber die Meinungsverschiedenheiten mit dem Empfänger als nicht gravierend betrachtete.



Ich möchte zu diesen Sätzen zunächst eine stilkritische Vorbemerkung machen: sie entbehren m.E. Ihrer sonst so vorsichtigen, wahrhaft „liberalen“ Diktion und vereinfachen ein überaus schwieriges und tragisch-ernstes Problem in nicht zulässiger Weise. Schon Ihr Beispiel selbst zeigt es: ob der Primaner Martin Havenstein, der von allen deutschen Lyrikern einzig ihn, Heine, lesen mochte, nicht besser verstand als heute der Deutschlehrer, daß sein „gar deutschfeindliches“ Verhalten in manchem Ausspruch nichts war als vergiftete Liebe? Und sollte es nicht nützlich für Primaner sein, wenn sie in noch eindrucksbereiter Seelenschicht die Erkenntnis empfangen, welch grauvoller und in Menschenhand gelegter Mechanismus Liebe in Haß zu wandeln pflegt?

Aber lassen wir dies Beispiel, über das man natürlich verschieden denken kann! Doch sei noch eine zweite stilkritische Betrachtung mir gestattet: Sie verwenden immer das Wort „völkisch“. Niemandem weniger als Ihnen braucht man zu sagen, daß die Wörter nicht nur ihren Wurzelduft haben, sondern auch den Geruch ihrer „überirdischen“ Schicksale – und der ist im Falle „völkisch“ vielen Ihrer Leser durch die Nachbarschaft des „Deutschvölkischen“ stinkend geworden. In solch einem Falle der Usurpation scheint mir ein sauber gebliebenes Fremdwort besser: wie „national“.

Diese einzelnen Vorbemerkungen führen zur Sache. Sie sollen Ihnen Symptome sein, wie empfindlich der deutsche Jude durch seine lange Leidensgeschichte geworden ist, selbst derjenige, der – als Zionist – Grenzen und Gemeinsames klarer zu sehen glaubt.

Und da ist es mir denn ein dritter Klagepunkt, daß Sie Heinen als Juden ausscheiden, aber Gundolf ohne diese Kennzeichnung bejahen. So gehts uns immer! Die man glaubt, ablehnen zu müssen, werden uns zugerechnet, auch wenn sie unserer Gemeinschaft den Rücken gekehrt haben, wie Heine, und derer man dankbar gedenkt, denen man im eigenen geistigen Aufbau sichtlich verpflichtet ist, die werden uns abgezogen, selbst wenn sie treu zu uns halten wie Gundolf. Soll das unsere Liebe mehren?

Aber wie stehts denn nun, das ist ja die Hauptsache, *sachlich* mit Ihrer Behauptung? „Ihr“ Gundolf widerlegt sie zu einem Teile bereits, aber man kann sie viel breiter abfangen, von der Bibel her, von Luther her, von Hiob-Faust her, vom jüdischen Publikum her und sogar – paradoxerweise – von der Genesis des deutschen Nationalgefühls her. Ich will versuchen, jede dieser Andeutungen wenigstens ein wenig aufzufüllen.<sup>178</sup>

---

<sup>178</sup> Hier bricht der Text ab, war also wohl nur Entwurf. Ob Ernst Simon diesen Brief fertiggeschrieben und abgeschickt hat, ist nicht mehr auszumachen; aus einer erhaltenen Antwort von Prof. Havenstein (s. vorige Anm.) geht jedoch hervor, daß die Problematik des Antisemitismus zwischen den beiden schriftlich diskutiert wurde.

[24] An Martin Buber

[1.7.1927]<sup>179</sup>

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Ich habe mich so gefreut! und habe gerade heute – eigentlich *schälo lischma*: für meine freigewählte (also doch *lischma*)<sup>180</sup> Assessorarbeit: „Das Werturteil im Unterricht der neusten Geschichte“<sup>181</sup> – Ihre „Rede über das Erzieherische“<sup>182</sup> noch einmal gelesen. Nichts hat mir so Klarheit gegeben über die Frage der Wertvermittlung als Ihr Begriff der „Umfassung“, der mir jetzt erst aufgeht, da ich ihn selbst an lebendigen Menschen erprobt habe<sup>183</sup> und nun bestätigt finde.

Wenn die hebräische Sprache ihren Gruß *Schalom alechem* eliptisch-schismatisch<sup>184</sup> erwidern läßt *alechem Schalom*<sup>185</sup>, ihrer Rechtsrichtung durch solche Umkehr gleichsam auch die Linksrichtung hinzufügend: übt sie nicht „Umfassung“? Denn der Grüßende und der Begrüßte treffen sich in einem Mittelworte, und dabei führt ein jeder sich und den andern. So darf ich Ihnen *kochacha jischar*<sup>186</sup> zurückrufen und fühle dabei das Wirken des diesmal nicht nur unbenannten, sondern auch ungenannten Subjekts jenes Satzes so lebendig wie Sie.

Herzlich der Ihre  
Ernst Simon

<sup>179</sup> Hebr. Datum: Freitag des Wochenabschnitts Chukkat (Num 19,1–21,1) im Jahre 5687 (seit Erschaffung der Welt).

<sup>180</sup> Hier spielt Simon mit dem rabbinischen Spruch: ‚Lerne Tora, sogar nicht um ihrer selbst willen (*lo lischma*), denn dadurch kommst du dazu, sie um ihrer selbst willen (*lischma*) zu treiben‘ (j Chagiga 76c). Dahinter steht die Vorstellung, daß bewußte Erfüllung eines göttlichen Gebots (hier des Toralernens) wertvoller sei als unbewußte. Hier säkularisiert Simon den Begriff *Tora*, indem er ihn auf Bubers Lehre anwendet: Wenn er Bubers Schrift zwecks Abfassung seiner eigenen Arbeit liest, geschieht dies nicht um Bubers willen, also *lo lischma*; aber da er das Thema dieser Arbeit frei gewählt hat, ist doch bewußte Entscheidung in Bubers pädagogische Richtung mit dabei, also *lischma*.

<sup>181</sup> 1931 bei Teubner gedruckt: Ernst Simon, *Das Werturteil im Geschichtsunterricht*, mit Beispielen aus der deutschen Geschichte von 1871–1918.

<sup>182</sup> Martin Buber, Rede über das Erzieherische, Berlin 1926.

<sup>183</sup> Anfang November 1926 hatte Simon das Staatsexamen in Deutsch und Geschichte gemacht und war nun Studienreferendar an der „Liebig-Oberrealschule“ in Frankfurt-Bockenheim.

<sup>184</sup> Sic; gemeint vielleicht eher *chiastisch*.

<sup>185</sup> Die übliche Entgegnung auf die hebräische Grußformel *Schalom alechem* (Friede über Euch) lautet *alechem Schalom*.

<sup>186</sup> Buber hatte Simon offenbar mit der hebräischen Formel *jischar kochacha* beglückwünscht, und Simon gibt sie ihm in umgekehrter Wortfolge zurück; dabei liest er die hebräische Verbform als *jejascher kochacha*, so daß der Spruch bedeutet: Er (d.i. Gott, dessen Name in jüdisch-religiösem Sprachgebrauch tabu ist) möge deine Kraft recht machen.

[25] An Martin Buber

[4.4.28]<sup>187</sup>

Lieber, verehrter Herr Doktor und verehrte Frau Buber!

Leider konnten wir uns doch nicht mehr persönlich von Ihnen verabschieden und müssen es nun schriftlich tun.<sup>188</sup> Ganz kurz: aber sehr dankbar für alles, was Sie uns gegeben und getan haben, sowie mit der Hoffnung, Sie sehr bald in Palästina wiederzusehen.<sup>189</sup>

Von Herzen  
Ihre  
Toni und Ernst Simon

---

<sup>187</sup> Hebr. Datum: Vorabend des Pessachfestes 5788.

<sup>188</sup> Abschiedsbrief vor Simons Abreise nach Palästina.

<sup>189</sup> Etwas ausführlicher gewürdigt hat Simon sein Verhältnis zu Buber am 7.2.1928 zu Bubers 50. Geburtstag, abgedruckt in: *Buber-Briefwechsel* II, Nr. 268. Es sollten noch zehn Jahre vergehen, bis auch Bubers nach Palästina einwanderten.

## Lehrer in Palästina (1928–1933)

[26] An Hermann Oncken

27.XII.28

Sehr verehrter Herr Professor!

Ich hoffe, daß Sie meinen „*Ranke und Hegel*“<sup>1</sup> vom Verlag inzwischen erhalten haben und möchte Ihnen auch brieflich noch einmal sagen, was auch mein kurzes Vorwort ausspricht: daß ich Ihnen mit dem „*Dank des Schülers*“ für all das verpflichtet bin und bleibe, was ich bei Ihnen lernen durfte, und für die Art, in der ich es lernen durfte. Vielleicht kommt doch noch einmal die Zeit, wo ich, gerade evtl. an der hiesigen Universität, ein wenig „neuere Geschichte“ bewähren [?] darf.

Zur Zeit bin ich Lehrer an einem hebräischen und religiösen Lehrerinnen-seminar, unterrichte – in hebräischer Sprache! – Geschichte, Jüd. Geschichte, Geschichte der Pädagogik, Talmudische Sagenkunde (Aggada), Gebetskunde, in insgesamt 20 Wochenstunden, die sich auf 4 verschiedene Klassen und Altersgruppen (etwa 15–20jährige) verteilen. Es macht mir viel Freude, ist eine wichtige, mir entsprechende Arbeit, wenn auch etwas schlecht bezahlt – 320 M im Monat – und ich würde sie selbst dann nur teilweise aufgeben, wenn ich sie einmal durch eine Universitätstätigkeit ergänzen könnte (wovon übrigens vorläufig noch gar keine Rede ist.)

Ihnen und Ihrer verehrten Gattin wünsche ich herzlich, daß Sie sich in Berlin recht gut eingewöhnen<sup>2</sup>; daß sich die Berliner schnell und begeistert an Sie gewöhnen werden, daran zweifle ich keinen Augenblick.

Herzliche Grüße Ihr Ernst Simon

Haben Sie meinen längeren Aufsatz im „*Berliner Tageblatt*“ über Ihren Friedrich von Baden<sup>3</sup> gesehen? Wenn nicht, sende ich Ihnen ein Exemplar.

---

<sup>1</sup> Für die Drucklegung der Arbeit, mit der Simon 1923 bei ihm (damals in Heidelberg) promoviert hatte, hatte Prof. Oncken sich verschiedentlich eingesetzt. Unter anderem liegt von ihm ein Gutachten (in Abschrift) vom September 1925 vor: „Die von Herrn Dr. Ernst Simon verfasste Promotionsarbeit über *Ranke und Hegel* ist eine durch gründliche Studien, eindringendes Urteil und geistvolle Behandlung ausgezeichnete Arbeit, der dringend die Drucklegung zu wünschen ist. Sie hat neue und eigene Resultate aufzuweisen und darf auf wissenschaftlichen Wert Anspruch machen.“

<sup>2</sup> Prof. Oncken war von München nach Berlin berufen worden.

<sup>3</sup> Hermann Oncken, *Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854–1871*, 2 Bde., 1927.

[27] An Gershom Scholem

d. 11. VI. [1929]

Lieber Freund!

Da ich nicht weiß, wann wir uns in diesen Tagen sehen können – wir unterrichten jetzt nachmittags und vormittags bin ich teils noch durch Hilfe im Haushalt, teils durch Vorbereitung beschäftigt – und da ich diese Erklärungen, zu denen man mir gestern Abend<sup>4</sup> leider keine Gelegenheit gegeben hat, nicht gerne aufschieben möchte: schreibe ich Ihnen.

Zunächst dieses: ich glaube kaum, daß ich mich an unseren Unterhaltungen noch weiter, wenigstens aktiv, beteiligen werde. Es ist offenbar meinem Temperament noch unerträglicher als dem Ihren, ernste Aussprachen in parlamentarischen Regelspiel einspannen zu lassen. Daß man mir gestern Abend, trotz zweimaliger Bitte, nicht mehr das Wort zu einer kurzen Erwiderung auf Ihre Rede gegen mich gab, war nicht nur Bentwicks<sup>5</sup> Fehler; es lag darin eine Nichtachtung seitens der Versammelten gegenüber dem *persönlichen* Ernst unserer Wechselrede, und Ihrerseits, lieber Scholem, eine mangelnde Loyalität gegenüber Ihrem Diskussionspartner. Daß Sie nicht fühlten, wie wichtig mir sein mußte, noch einmal zu antworten, nachdem Sie mit ausgesuchter, auch persönlicher Schärfe auf meine vorsichtigen Worte erwidert hatten, daß *Sie* nicht mir das Rederecht gegen sich erkämpft haben – wie ich es umgekehrten Falles wohl sicher getan hätte – dies hat mich enttäuscht.

Sachlich wäre zu sagen gewesen und ist noch zu sagen: es gibt vier vorstellbare Grundhaltungen der traditionellen Erziehung gegenüber: 1. Bejahung aus Bejahung (ich), 4. Verneinung aus Verneinung (Brenner<sup>6</sup>), 2. Bejahung trotz (Teil-)Verneinung (Achad Haam\*, Bentwich) 3. Verneinung aus oder trotz Bejahung (Scholem). 1 und 4 liegen, bei klarer Gegensätzlichkeit, auf derselben Ebene. 2 kommt, so scheint mir, nicht nur in der heutigen rationalistischen Spielart, sondern auch in einer kabbalistisch-sabbatianischen vor, deren dialektisches Gegenbild Ihre heutige Haltung (3) ist. Ihr zu Grunde liegt eine andere Art der Wirklichkeitserkenntnis, als ich sie besitze, eine Erkenntnis, die ich nur als mystisch und messianisch bezeichnen kann und die doch wohl nur der zu praktisch-pädagogischen Konsequenzen ausnützen darf, der sie innehat oder wenigstens innezuhaben glaubt. Nämlich: Haltung 1 bejaht die traditionelle Erziehung, weil sie die Tradition bejaht, und bemüht sich, die gleiche Bejahung einer neuen Generation zu übermitteln. Vor den

<sup>4</sup> Offenbar in einem früheren Brief erwähnten Gesprächskreis über jüdische Erziehung; ein Niederschlag von Simons dortigen Ausführungen ist wohl sein Beitrag Zur religiösen Erziehung in Palästina, in: *Das werdende Zeitalter* 8 (1929), S. 86–89.

<sup>5</sup> Wohl der Jurist Norman Bentwich (1883–1971), der damals Generalstaatsanwalt und Rechtsberater der britischen Mandatsregierung in Palästina war, auch sehr engagiert für jüdisch-arabische Beziehungen.

<sup>6</sup> Joseph Chajim Brenner (1881–1921), hebräischer und jiddischer Schriftsteller, seit 1909 im Lande; Lehrer am Herzlia-Gymnasium, im Zuge der arabischen Unruhen 1921 bei Jaffa ermordet.

Schwierigkeiten auf ihrem Wege schließt sie nicht die Augen; sie weicht auch nicht einer sehr entschiedenen Stellungnahme aus, nämlich in allen Dingen, von denen sie etwas weiß, aber sie macht sich kein Vorwegurteil (wohl: Vermutungen) über den möglichen Erfolg ihrer Bemühungen, d.h. nämlich, wenn man an die Traditionsverbundenheit als Ausdruck der Gottesnähe glaubt, wie ich es dezidiert tue, über den Grad der Gottesnähe dieser Zeit. Ihre Diagnose, die an Kierkegaards indirekte Mitteilung und deren Motive erinnert, setzt eine Kenntnis eben jener innerst wirkenden Weltkräfte voraus, die mir versagt ist und deren Anmaßung ich für eine mir verbotene Überschreitung<sup>7</sup> halten würde. Das ist alles!

Ich hoffe, daß Sie mir recht bald mündlich antworten und dabei unsere neue Wohnung, möglichst zusammen mit Escha, ansehen werden.

In herzlicher Verbundenheit

Ihr getreuer Ernst Simon

Obwohl Ernst Simons Unterricht am religiösen Lehrerinnenseminar in Jerusalem erfolgreich verlaufen war, wurde sein Lehrauftrag dort nicht verlängert. Über diesen plötzlichen Verlust seiner Stellung berichtet Ernst Simon Martin Buber in einem Schreiben vom 15.11.1929. Er führt dreierlei mutmaßliche Gründe an:

Erste Motivreihe: Mein Artikel im „Werd[enden] Zeitalter“<sup>8</sup>, Deklaration meiner Unorthodoxie in Sachen Verbalinspiration der Bibel, meiner Abneigung gegen sozialreaktionäre und nationalistische Religionspolitik und meine Abwehr gegen erzieherischen Religionszwang;<sup>9</sup> Statuierung des „Rechtes auf jede Frage, wenn auch nicht auf jede Antwort.“

Zweite Motivreihe: Mein Kampf gegen Fischmanns<sup>10</sup> Verleumdungskampagne der „allgemeinen“ Lehrer<sup>11</sup>, geführt in Briefen an ihn, Reden (vor den Misrachilehrern), Artikel in „Zion“<sup>12</sup>.

<sup>7</sup> Anmerkung des Verfassers: „gerade für jene, mir nie eingefallene und von Ihnen mit Recht bloßgestellte (nur nicht bei mir zu findende) ‚Objektivität‘ ‚über‘ der Dialektik der Standpunkte und Wirkungen!“

<sup>8</sup> Ernst Simon, Zur religiösen Erziehung in Palästina, in: *Das werdende Zeitalter* 8 (1929), S. 86–89.

<sup>9</sup> In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 5.12.1929 an Dr. Simon Schereschewsky führt Ernst Simon diesen Punkt weiter aus; an den Vorschriften, die den Schülerinnen im Seminar auferlegt wurden, mißfällt ihm, daß sie „sämtlich auf einen rein äusseren Begriff der Gesetzeserfüllung hinausliefen, mit religiöser Disziplin und religiöser Kontrolle arbeiteten, ohne die starken weltanschaulichen Schwankungen der Reifezeit, über die uns die moderne Jugendpsychologie endgültig belehrt haben sollte, irgendwie in Rechnung zu ziehen.“ Als Beispiel führt er die Verpflichtung der Seminarschüler zur Teilnahme am täglichen Synagogengottesdienst an, wohingegen Angehörige des Lehrkörpers sich nicht strikt daran hielten. Was ihn hier stört, ist „eine Diskrepanz zwischen Forderung und Wirklichkeit, die natürlich auch den Schülern nicht verborgen bleiben kann und pädagogisch höchst unheilvoll wirkt.“

<sup>10</sup> Maimon (Fischmann), Jehuda Leib haKohen (1876–1962), Rabbiner und religiöser Zionistenführer, einer der Gründer des *Misrachi*, seit 1913 in Palästina.

<sup>11</sup> Es ging um die Gegnerschaft zwischen dem religiösen und dem säkularen Schulwesen in Jerusalem.

<sup>12</sup> Wohl: David Wolffsohn als religiöser Jude (hebr.), in: *Zion* 1 Nr. 12 (1929), S. 147–150.

Dritte Motivreihe: Brit Schalom<sup>13</sup>. Ich bin hier besonders unbeliebt in den nationalistischen Kreisen, der Doar haJom<sup>14</sup> hat mich ganz speziell persönlich aufs Korn genommen und bringt fast täglich Angriffe, Verleumdungen etc.“

Unter Ernst Simons eventuellen Berufsaussichten tauchte auch die Hebräische Universität wieder auf, diesmal schon mit der Ausrichtung auf Pädagogik, was ein Jahrzehnt später tatsächlich sein Fach dort wurde.

[28] An Jacob van Cleef und Yeshayahu Leibowitz<sup>15</sup>

Köln a.Rhein, 9. Januar 1930

Liebe Freunde,

herzlichen Dank für Euern ausführlichen Brief<sup>16</sup>.

Euere Fragen: ich bin in den Hapoel Hamisrachi\* eingetreten, nicht weil ich seine hiesige Leistung und Leitung vorbehaltlos anerkenne, sondern weil ich allmählich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß meine völlige Parteilosigkeit mir die Wirkung erschwert und daß unter allen zur Auswahl stehenden Parteien mir der Hapoel Hamisrachi doch schon, wenigstens in seiner Ideologie, wenn auch vielleicht nicht in seiner Wirklichkeit, noch am nächsten steht. Ueber diese Wirklichkeit selbst vermag ich allerdings noch wenig auszusagen; ich hoffe aber gleich Euch, daß die Rodgeser Siedlung<sup>17</sup>, um die ich mich sehr eifrig kümmere und der ich eine sehr wichtige Beziehung zum Pica-Direktor<sup>18</sup> Frank verschaffen konnte, den Einfluß und das innere moralische Gesicht des Hapoel Hamisrachi hier sehr stärken wird.

Etwas intimer bin ich über die „Bne Akiba“<sup>19</sup>, wenigstens in Jerusalem, orientiert, da ich dort einen Geschichtskurs gebe und so wenigstens einige der

<sup>13</sup> Der *Brit Schalom* (Friedensbund), gegründet 1925, war ein Zusammenschluß von jüdischen Intellektuellen in Jerusalem zur Förderung jüdisch-arabischer Verständigung auf Grund eines binationalen Programms. Gute Freunde von Ernst Simon gehörten dem *Brit Schalom* an, er selbst wurde bald nach seiner Einwanderung Mitglied und redigierte eine Zeitlang die Zeitschrift des *Brit Schalom*, *Beajot* (Probleme). Dazu Paul Mendes-Flohr (Ed.), *Martin Buber, ein Land und zwei Völker*, Frankfurt / Main 1983, S. 102f et passim.

<sup>14</sup> Die hebräische Tageszeitung *Doar haJom* (Tagespost), 1919 nach dem Vorbild der französischen Sensationspresse konzipiert, stand dem rechten Flügel des Zionismus nahe; 1928–31 fungierte V. Jabotinsky als Redakteur.

<sup>15</sup> Der Neurophysiologe und politische Denker Yeshayahu Leibowitz (1903–1995) war damals Mitglied der Bundesleitung der *Zeire Misrachi* in Köln; 1935 wanderte er nach Palästina ein.

<sup>16</sup> Vom 15. 12. 29 (erhalten); Dr. Simon Schereschewsky hatte Ernst Simons ausführlichen Bericht über seinen Bruch mit dem *Misrachi*-Lehrerinnenseminar vom 5. 12. 29 unter Freunden kursieren lassen; daraufhin hatten die beiden Schreiber Ernst Simon ihrer Sympathie versichert und sich sehr negativ über die *Misrachi*-Führung geäußert. Mit dem Röntgenologen Simon Scherewesky stand Simon noch von Frankfurt her in freundschaftlicher Beziehung.

<sup>17</sup> Kibbuz bei Petach Tikwa, gegründet als palästinischer Ableger des von Ernst Simon mitbegründeten jüdisch-religiösen landwirtschaftlichen Betriebs in Deutschland.

<sup>18</sup> Die *Palestine Jewish Colonization Association* Baron James de Rothschilds bestand 1924–1957.

<sup>19</sup> Jugendbewegung des *haPoel haMisrachi*, gegr. 1929 in Jerusalem.

Führer und Angehörigen etwas näher kennen lerne. Ich glaube, daß diese jungen Leute, die es alle sehr ernst und ehrlich meinen, auf einem guten Wege sind und auf einem noch besseren wären, wenn man nicht auch ihnen wieder von derselben Seite, die mir so viel zu schaffen macht, Steine in den Weg legt und auch noch die harmloseste Koedukation zum Beispiel zu unterbinden sucht.

Was meine persönliche Stellungnahme anlangt, so beurteilt Ihr meine Gegner, die ich gewiß nicht liebe, doch wohl erheblich zu ungünstig. Ich bin der Meinung, daß sowohl Herr Lippschitz, wie Raw Berlin<sup>20</sup> ein sehr ernstes dogmatisches Interesse haben und daß es deshalb meine Pflicht als ehrlicher Mensch war, meine von den ihren abweichende Meinungen, die übrigens auch in der Erziehungspraxis einen sichtbaren Ausdruck finden mußten, ihnen deutlich bekannt zu geben, statt mit einer Maske größerer Orthodoxie, als ich sie mein Eigen nennen kann, herumzulaufen. Ich möchte mir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung erlauben, daß man hier behauptet, aus Eueren Kreisen sei in Köln Raw Fischmann<sup>21</sup> gesagt worden, der Merkas Haolami<sup>22</sup> sei ja schon längst Mukze Machmath Mius.<sup>23</sup> Sollte diese Bemerkung gefallen sein, so muß ich sie auf das Entschiedenste mißbilligen; so darf Fischmann sprechen, nicht aber wir. Sollte sie nicht gefallen sein, so bitte ich um Ermächtigung, sie hier zu dementieren, da sie gegen Euch verwandt wird. Im übrigen wundere ich mich ein bischen [sic], mit welchem Fatalismus Ihr meine Kündigung aufnehmt. Bei derartiger Passivität selbst meiner nächsten Gesinnungsfreunde wird mir möglicherweise nichts anderes übrigbleiben als, ohne Stellung und ohne feste Aussicht auf eine solche, zu Pessach<sup>24</sup> das Land zu verlassen, falls sich nicht bis dahin etwas bietet.

Was Ihr mir über die Entwicklung der Zeire Misrachi\*, über Rodges<sup>25</sup> und über den Esra-Kreis<sup>26</sup> geschrieben habt, hat mich innig erfreut. Da geht vielleicht doch auch ein wenig von der Saat auf, die ich selbst in meinen deutschen Jahren säen durfte.

Seid mir recht herzlich begrüßt von Euerm  
[Ernst Simon]

<sup>20</sup> Elieser Meir Lipschütz [Schreibung des Familiennamens schwankt] (1879–1946), Hebraist und religiöser Erzieher, gründete 1921 in Jerusalem das Lehrerseminar des *Misrachi*, das er bis zu seinem Tod leitete; Meir Berlin / Bar-Ilan (1880–1949), religiöser Zionistenführer, 1916–26 Präsident der *Misrachi*-Organisation.

<sup>21</sup> Jehuda Leib Fischmann / Maimon (1875–1962), Mitbegründer des *Misrachi* und des *Misrachi*-Schulsystems in Erez Israel.

<sup>22</sup> Das Weltzentrum der *Misrachi*-Bewegung.

<sup>23</sup> Rabbinischer Terminus: etwas so Ekelerregendes, daß man es [am Sabbat] nicht anfaßt; in ihrem Antwortschreiben vom 2.3.30 bestätigen und rechtfertigen die beiden Adressaten die Verwendung des scharfen Ausdrucks.

<sup>24</sup> Um zum 1.4.30 wieder in den preußischen Schuldienst einzutreten, aus dem er nur beurlaubt war.

<sup>25</sup> Das von Ernst Simon mitbegründete jüdisch-religiös geführte Lehrgut.

<sup>26</sup> Die Schreiber hatten vom Entstehen eines zionistischen Kreises innerhalb des 1918 gegründeten jüdisch-orthodoxen Jugendbundes *Esra* berichtet.



[29] An Arthur Biram, Hebräische Realschule Haifa

Jerusalem, den 19. Januar 1930

Lieber Biram,

bevor ich Dir auf Deine beiden Vorschläge antworte, möchte ich Dir zunächst meinen wirklich herzlichen und aufrichtigen Dank sagen für die Hochschätzung, die Du mir entgegenbringst, und über das Vertrauen, das Du in mich setzt. Ich hoffe sehr, in der Periode gemeinsamen Wirkens, die uns vermutlich erwartet, beides nicht enttäuschen zu müssen.

Die erzieherisch so aussichtsreiche und materiell so glänzende Internatsstellung kann ich allerdings leider nicht annehmen.<sup>27</sup> Ich glaube erstens, was auch die Meinung meines Bruders und Fritz Goiteins<sup>28</sup> ist, daß mir hierzu sehr viele wesentliche Voraussetzungen fehlen, und ich habe zweitens die innere Zustimmung meiner lieben Frau, ohne die ja gerade eine derartige Tätigkeit nicht zu machen ist, nicht nur nicht gewinnen können, sondern, in Folge meiner eigenen Bedenken, kaum recht zu erbitten gewagt. Sie hat nicht den Glauben an die spezifische Zuschreibung dieser Aufgabe gerade an mich, um das damit verbundene Opfer des Familienlebens ungebrochenen Herzens bringen zu können, und ich selbst habe diesen Glauben auch nicht.

Ganz anders steht es mit der Lehrerstelle, deren unterrichtliche und materielle Möglichkeiten mir voll genügen und zusagen, besonders wenn Du die im Gespräch geäußerte Summe von £ 25.– Monatsgehalt festlegen und die 24 Pflichtstunden, wie vorgesehen, auf Geschichte beiderlei Geschlechts (allgemeine und jüdische), Tanach\* und Agada\* verteilen könntest. Was die Anzahl der Jahre anbetrifft, für die der Kontrakt zu schließen wäre, so möchte ich zunächst, statt der von Dir vorgeschlagenen drei Jahre, nur 2 einsetzen, nicht etwa deshalb, weil ich die Absicht habe, mich dann schon von Deiner Schule zu trennen, sondern weil eine noch weitere Hinausschiebung meines Urlaubs vom Preußischen Staate<sup>29</sup> wohl kaum zu erreichen sein wird (d.h. noch weiter als 2 bis 2½ Jahre) und weil es immerhin gut wäre, vor dem endgültigen Abbruch eines immerhin so wesentlichen Rechtes auch in formalem Sinne frei zu sein. Ich nehme an, daß auch dieser Punkt für Dich keine unüberwindliche Schwierigkeit bedeuten wird.

Wenn ich Dir trotz dieser prinzipiellen Geneigtheit heute noch nicht endgültig zusage, so geschieht das deshalb, weil ich mich verpflichtet fühle, noch

<sup>27</sup> In einem längeren handschriftlichen Brief vom 9. Mai 1928 bietet Dr. Biram Ernst Simon an, nach dem ersten Jahr Unterricht an der Realschule zusammen mit seinem Bruder Fritz und dessen Frau die Leitung des Internats zusätzlich zu übernehmen.

<sup>28</sup> Ernst Simons Bruder Fritz (1901–1976) war schon im Herbst 1924 eingewandert und nach Haifa an Birams Realschule gegangen; Fritz (Schlomo Dov) Goitein, Lehrer an der Hebräischen Universität, s. Brief Nr. 17.

<sup>29</sup> Am 8.10.31 schrieb Oberschulrat Dr. Deiters vom Provinzialschulkollegium für Hessen-Nassau in Kassel: „Sie gelten bei uns bis zum 31. März 1932 beurlaubt“ und am 23. Mai 1932 erging von derselben Stelle folgendes Schreiben: „Wir beurlauben Sie hiermit vom 1.4. d.Js. ab für 2 Jahre, d.h. bis zum 31.3.1934, aus dem öffentlichen höheren Schuldienst. gez. Deiters“.

vorher den Rat Martin Bubers einzuholen, der sich sofort nach meiner Affäre beim Misrachi gemeinsam mit dem inzwischen verschiedenen Franz Rosenzweig um eine Habilitationsmöglichkeit für mich in Deutschland bemüht hat, die im Zusammenhang mit einer der mir angebotenen Stellen in Leipzig, Hamburg oder evtl. Frankfurt stehen sollte und natürlich nur als eine Vorstufe zu späterer Rückkehr an die Universität Jerusalem gemeint war. Du wirst verstehen, daß ich keine endgültigen Entschlüsse fassen kann, bevor ich nicht Buber verständigt habe und von ihm höre, wie weit er sich evtl. schon für mich engagiert hat. Ich glaube aber, daß der Aufschub von höchstens drei Wochen, der dadurch entsteht – ich schreibe ihm gleichzeitig<sup>30</sup> – für Dich tragbar ist.<sup>31</sup>

Trotzdem wäre ich Dir dankbar, wenn Du mir schon vorher, und zwar möglichst bald, auf die anderen Punkte dieses Briefes antworten<sup>32</sup> und mir auch mitteilen würdest, wann ich bei Dir einzutreten hätte und wann das offizielle Schuljahr im Sinne der Gehaltszahlung beginnt. Ich habe vermutlich die Möglichkeit, den Sommer bei meinen Eltern in Berlin mit verhältnismässig geringen Unkosten zuzubringen und würde die Zeit erstens zur Vorbereitung auf meine Stunden benützen – auch dafür erbitte ich Deine Angaben: welche Geschichtsepochen, welche Teile des Tenach\* ich voraussichtlich zu unterrichten hätte u.s.w. – andererseits Materialsammlung für eine neue wissenschaftliche Arbeit, die ich vorhabe: „Deutsche Schulgeschichte im Spiegel des deutschen Romans. Zugleich ein Beitrag zum Thema: der Dichter und die Schule“. <sup>33</sup> In dieser Themenwahl steckt natürlich eine Problematik, die Dich vielleicht erschreckt: ich stecke mit meinen wissenschaftlichen Interessen

---

<sup>30</sup> Dieser Brief (vom 19.1.30) wiederholt im wesentlichen die gegenüber Biram gemachten Äußerungen und argumentiert: „Was nun meine persönliche Einstellung angeht, so würde es mir einerseits sehr schwerfallen, jetzt aus Palästina fortzugehen, aber auch andererseits recht schwer, den Gedanken an eine akademische Laufbahn in Palästina, d.h. an künftige Jahre wirklich konzentrierter wissenschaftlicher Tätigkeit, gänzlich zu begraben. Ich bin zweifellos nicht nur Gelehrter, sondern, mindestens jetzt, mindestens so sehr Lehrer, doch ist anzunehmen, dass die heute in mir etwa zu gleichen Teilen angelegten Erkenntnis- und Mitteilungstrieb allmählich sich auf ein Übergewicht des Erkenntnistriebes hin verschieben werden. (Dieses psychologische Gesetz wirkt ja bei der Tragödie des alten Lehrers mit.) Die ideale Lösung für mich wäre also, jetzt, in den Jahren der Jugend, lehren zu dürfen, und mich zugleich darauf vorzubereiten, später mehr der reinen Erkenntnis zu dienen. Es kommt hinzu, dass ich das Gefühl nicht los werden kann, als ob sowohl Erez Israel wie das lebendige Hebräisch wie schliesslich der unmittelbare Dienst an der Jugend noch nicht genügend Raum und Gewicht in meinem Leben eingenommen haben, als dass ich hier schon unterbrechen oder gar abschliessen dürfte.“

<sup>31</sup> Dazu bemerkt Dr. Biram am 23. Januar 1930, er finde es nicht richtig, „dass Du die Entscheidung über die Lehrerstelle von den eventuellen deutschen Aussichten abhängig machen willst. Ich glaube, dass die Jahre, die Du hier verbringen sollst, für Deine Zukunft weit wichtiger sein werden als alles, was Du jetzt in Deutschland tun könntest.“

<sup>32</sup> Von Dr. Biram sind zwei Antwortbriefe erhalten: ein deutscher vom 23. Januar und ein hebräischer vom 30.1.1930.

<sup>33</sup> Nach etwaigen Arbeiten zu diesem Thema hatte Ernst Simon sich noch bei Rosenzweig erkundigt, der die Frage an den Direktor des Philanthropins in Frankfurt am Main weitergab; dessen Antwort vom 12.11.29 ist erhalten.

noch ganz in der Germanistik und deutschen Geistesgeschichte drin (Ranke und Hegel; Sprache, Stil und Persönlichkeit Jacob Grimms; Das Werturteil im Unterricht; Wilhelm Meister in Unterprima) – das sind meine bisher erschienenen oder erscheinenden Arbeiten. Gewiß ein recht goisches<sup>34</sup> Programm – und vielleicht hilft mir die Tätigkeit an Deiner Schule, die ja äußerst wahrscheinlich ist<sup>35</sup>, mich auch in dieser Beziehung zu judaisieren.

Ich bin mit herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus  
Dein Dir aufrichtig ergebener  
[Ernst Simon]

[30] An E. Chamitzer, Leipzig

Ratisbonne, House Harris, 13. Februar 1930

Sehr verehrter Herr Doktor!

Ich antworte Ihnen erst heute auf Ihr letztes, so ausführliches und so überaus liebenswürdiges Schreiben, weil ich Ihnen nicht vorher meine endgültige Antwort geben konnte.<sup>36</sup> Leider ist diese Antwort negativ, trotz der so günstigen Bedingungen, die Sie mir, sowohl für die Arbeit wie für das Persönliche, freundlichst in Aussicht gestellt haben.

Ich weiß zwar: „Der Andere hört aus allem nur das Nein“, aber ich möchte doch versuchen, Ihnen meinen Entschluß zu begründen, und ermächtige Sie auch, diese Begründung anderen an meiner Berufung interessierten Personen, insbesondere meinem Freunde Werzberger<sup>37</sup>, bekannt zu geben.

Wie Sie vielleicht gehört haben, habe ich meine hiesige Stellung am Lehrenseminar des Misrachi trotz anerkannt guter und von keiner Seite bezweifelter Lehr- und Erziehungserfolge infolge prinzipieller Konflikte wenige Tage vor Beginn des neuen Schuljahres verloren, sodaß eine andere Stelle für dieses Jahr nicht mehr zu finden war. Dies war die Lage, als Ihr erster Brief eintraf, während ich den Brief des Herrn Werzberger in einer Zeit beantwortete, als ich noch nichts von dem mir Bevorstehenden ahnte. Unterdessen hat sich aber Dr. Biram, der Direktor der Haifaer Schule, mit einem Angebot an mich gewandt, das zwar finanziell und vielleicht auch dem Wirkungskreis nach weit unter dem Ihrigen liegt, mir aber ermöglicht in Palästina zu bleiben, allerdings erst zum 1.9. effektiv wird, so daß ich mich bis dahin noch literarisch durchschlagen muß. Nun hätte vielleicht Ihr Argument, sehr verehrter Herr Doktor, daß es unter gewissen Umständen zionistische Pflicht sein kann, auf Erez Israel\* zu verzichten, einen entscheidenden Eindruck auf mich gemacht, wenn ich nicht einer der Exponenten des „Brith-Schalom“\*

<sup>34</sup> Goi: jiddisch Nichtjude.

<sup>35</sup> Am 7.2.1930 vereinbarte Ernst Simon seinen Eintritt in Birams Realschule zum 1.9.1930.

<sup>36</sup> Dr. Chamitzers Schreiben vom 21.1.1930 enthält ausführliche Informationen über das jüdische Schulwesen in Leipzig, da Ernst Simon dort eine Stelle als Lehrer in Aussicht hatte.

<sup>37</sup> Mitglied der *Zeire Misrachi* in Leipzig.

im Lande wäre. Ich sage das Folgende, ohne Ihre innerzionistische Einstellung zu kennen, und in der Voraussetzung, daß Sie, wie 99% der Zionisten, dem Brith-Schalom fernstehen, aber doch in der sicheren Hoffnung auf Verständnis: gerade der entschiedene Pazifist hat eine besondere Verbundenheit mit seinem Lande zu zeigen, damit er ihm nützen kann. Dies war mein eigentlicher Beweggrund, jede Möglichkeit, im Lande zu bleiben zu ergreifen.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir durch eine Zeile wissen liessen, daß Sie mir trotz meiner Entscheidung Ihre gute Gesinnung erhalten haben.<sup>38</sup>

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr  
[Ernst Simon]

### [31] An seinen Sohn

Frankfurt a.M., 28.VII.[1930]<sup>39</sup>

Mein süßes Urichen!

Eben bin ich in Frankfurt angekommen und sitze mit Deiner Stiefgroßmama Frau Stern in Kaisers Frühstücksstube und gratuliere Dir und Deiner geliebten Mutti und den lieben Großeltern<sup>40</sup> ganz herzlich zu Deinem ersten Geburtstag. Wirst auch Du etwas davon haben, wenn ich Dir wünsche: mach uns immer so viel Freude wie in diesem ersten Jahre!? – oder ist das nur ein ganz egoistischer Wunsch wie die meisten Wünsche der Erwachsenen für ihre Kinder? Jedenfalls soll Dir die Mutti recht viel schöne Sachen kaufen, und auch etwas zum Spielen, nicht nur die bösen Mützchen, die Du garnicht leiden kannst, Du Apikores.<sup>41</sup>

Ach, Urichen, hättest *Du* mich doch heute Nacht mit Deinem kräftigen Stimmchen gestört statt des kleinen polnischen Staatsbürgers Kamihlen, bei dessen Eltern ich in Dortmund übernachtete, im Bette der Schwiegereltern – [...] – und sie sind in Karlsbad, aber es müssen sehr gute Zionisten sein, denn ihre *Wanzen* haben sie, wenigstens teilweise, zu Hause gelassen, um mich wieder auf Palästina vorzubereiten, und ich mußte auf ein Sofa übersiedeln, ohne Kissen und Decke, wo ich fror, aber vorher habe ich 2 große und 2 kleine getötet. Gott sei Dank, daß die Nacht nur knapp 5 Stunden dauerte, denn bis 2<sup>h</sup> war ich beschäftigt: erst durch den (sehr gelungenen) Vortrag vor beinah

<sup>38</sup> In dem freundlichen Antwortschreiben vom 26.2.30 steht u.a.: „Dr. B[iram] ist in seinem innersten Wesen Landsknechtsnatur, der den Krieg als solchen *liebt*, ganz abgesehen vom evtl. Zweck des Krieges. Werden Sie *unter* ihm ersprießlich arbeiten können?“ – Die Warnung erwies sich als berechtigt: Nach drei Schuljahren (im Herbst 1933) nahm Ernst Simon zunächst ein Jahr unbezahlten Urlaub und war dann sehr froh, daß sich nach seiner Rückkehr aus Deutschland eine Existenzmöglichkeit für ihn in Jerusalem fand, so daß er nicht nach Haifa zurück mußte.

<sup>39</sup> handschriftlich, Kopierstift.

<sup>40</sup> Simons Frau und einjähriger Sohn waren damals in Berlin bei den Eltern Simon.

<sup>41</sup> Ernst Simon wertet die Aversion des Kindes gegen Kopfbedeckungen scherzhaft als Ausdruck einer Ablehnung der jüdisch-traditionellen Lebensweise.

nur ostjüdischem Publikum, für das ich noch ganz pünktlich ankam,<sup>42</sup> und dann noch, auf dringenden Wunsch, Brith-Schalom\*-Debatte in kleinerem Kreise. Und hab nur 125 M.- eingenommen statt 140.-, denn sie haben weniger Kasseneinnahme gehabt, als sie dachten, und haben schon zusammengelagt und sind – wirklich, Urichen! – lauter arme Ostjuden, die sich sehr quälen, und ich hatte nicht die Möglichkeit, auf den 15M.- zu bestehen. Darüber darfst Du mir nicht böse sein, Du nicht und Mutti nicht<sup>43</sup> und die Großeltern nicht – das sei *Dein* Geburtstagsgeschenk zu *Deinem* Geburtstag für *Deinen* Vater Ernst

Gib der Mutti einen Kuß von mir!  
[Ernst Simon]

[32] An Hugo Bergmann<sup>44</sup>

d. 28.XII.30

Verehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte über meinen „Rosenzweig“<sup>45</sup> – er wird vielleicht hebräisch im Mussaf des „Dawar“<sup>46</sup> erscheinen. Aber Sie haben natürlich prinzipiell recht. Ich habe ihn nicht an Gerhard [Scholem] geschickt, weil ich annehme, daß er das „Korrespondenzblatt“ bekommt; sollte ich mich darin irren, so liefere ich natürlich sofort nach. Vielleicht können Sie es – mit einem herzlichen Gruß von mir! – gelegentlich feststellen.<sup>47</sup>

Nun zur Hauptsache. Meine Beurteilung des neuen Weißbuches<sup>48</sup> entspricht *in den Grundzügen* der Ihren und der von Magnes<sup>49</sup>, obwohl ich manche Einzelheiten etwas härter beurteile. So ist mir vor allem der Passus über die sozialen Bestrebungen der Arbeiterorganisation („neue gesellschaftliche Formen“) unverständlich, der zwar ohne eigentliche Bewertung mitgeteilt wird, aber doch im Rahmen des Ganzen negativ wirkt. Auch die Zusammen-

<sup>42</sup> Scherzhaftes Anspielung auf die im Vergleich zu den *Jeckes* geringere Pünktlichkeit der Ostjuden.

<sup>43</sup> Ernst Simon verbrachte das Sommerhalbjahr 1930 auf Vortragsreisen in Europa, weil er in Palästina arbeitslos war.

<sup>44</sup> Hugo Bergmann, s. Verzeichnis der Briefpartner.

<sup>45</sup> Franz Rosenzweig und das jüdische Bildungsproblem, in: *Korrespondenzblatt des Vereins zur Gründung und Erhaltung einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums*, 1930, S. 1–13; auch: *Brücken*, S. 393–406.

<sup>46</sup> Wochenendbeilage der hebr. Tageszeitung *Dawar*.

<sup>47</sup> H. Bergmann und G. Scholem standen einander beruflich und persönlich recht nahe. Am 4.VII.1930 schreibt Ernst Simon (aus Berlin) an Buber: „Es wäre menschlich und politisch sehr gut, wenn Bergmann und Scholem bald Professoren würden. Bergmann zumal könnte dann von der Bibliothek fort, die ihn heute stark behindert.“

<sup>48</sup> Das sogenannte Passfield White Paper vom Oktober 1930, von der britischen Regierung in Reaktion auf die arabischen Unruhen des Sommers 1929 erlassen, schränkte die Rechte der jüdischen Bevölkerung in Palästina gegenüber der Balfour-Erklärung empfindlich ein.

<sup>49</sup> Jehuda L. Magnes – s. Verzeichnis der Briefpartner.

stellungen über den wirtschaftlichen Schaden, den wir den Arabern gebracht haben, hätten doch wohl durch die Feststellung ergänzt und berichtigt werden müssen, daß ein großer Teil der Arbeitsmöglichkeiten erst durch die jüdische Initiative geschaffen wurde. Schließlich hätte bei der im Ganzen sehr berechtigten Kritik am K.K.L.<sup>50</sup> doch nicht nur seine nationale, sondern auch seine *sociale* Absicht und auch – wenngleich nur innerjüdische – Bedeutung gewürdigt werden sollen. Auch ist nicht recht ersichtlich, auf welche tatsächlichen Schritte zur Herbeiführung einer jüdisch-arabischen Verständigung sich die Regierung<sup>51</sup> eigentlich berufen kann, bei denen sie von Juden und Arabern gleich wenig gefördert worden sei. Sie war doch selbst ebenso bedauerlich passiv – vielleicht außer Samuel<sup>52</sup> – wie die beiden Hauptpartner.

Aber wie dem auch sei: das Weißbuch wird die Grundlage jeder künftigen englischen Palästinapolitik sein und ist auch zweifellos aus dem Bestreben entstanden, einen mittleren Weg zu finden. Das kommt sachlich fast immer, psychologisch nicht immer deutlich genug zum Ausdruck.

Nun zur Taktik. Ich neige zu etwa folgenden Gedankengängen: Es kommt alles darauf an, daß Zionismus und Jischub\* möglichst bald das neue Weißbuch als Grundlage anerkennen, und zwar *innerlich* anerkennen. Darauf ist zunächst nicht zu rechnen: im Gegenteil wird der nächste Kongreß<sup>53</sup> revisionistisch-radikal verlaufen und wohl auch, vielleicht *mit* Weizmann<sup>54</sup>, eine derartige Executive kommen. Dann wird allmählich der Rückschlag kommen; für ihn müssen wir bereit sein.

Bisher war es unsere Funktion, den Jischuw\* doch noch zu einer Änderung seiner Haltung, die Exekutive zu einer Änderung ihrer Politik im *aktuellen* Sinne zu beeinflussen zu suchen. Das ist vorbei: Die Entscheidung *ist* gefallen. Ein vorläufig, auf absehbare Zeit, unabänderliches Dokument liegt vor, die historische Wendung *ist* erfolgt, ohne uns, gegen uns vielleicht, aber sie ist da. Die Einstellung der Organisation auf sie ist eine Zeitfrage: sie wird kommen, weil sie kommen muß. Wird sie *früher* kommen, wenn wir *schon jetzt* sprechen? Ich zweifle sehr. Wir geben neuen Diskussionsstoff, hindern die Beruhigung, die *zunächst* kommen muß. Deshalb würde ich meinen: Schweigen! Natürlich um Gottes willen auch kein sichtbares, ostentatives Einrücken in die offizielle Einheitsfront, wie Lurjeh<sup>55</sup>, der kleine Staatsstreichler, es offenbar wollte. Soll er sich seinen Judenstaat alleine streicheln! Aber auch jetzt keine offiziellen Gegenerklärungen. Sondern: nach etwa einem Monat, in einer der beiden Tageszeitungen, wenn möglich, einen Artikel etwa im Sinne

<sup>50</sup> Keren kajemet leIsrael – jüdischer Nationalfonds.

<sup>51</sup> Die britische Regierung.

<sup>52</sup> Sir Herbert Samuel, 1920–1925 der erste High Commissioner des britischen Mandatsgebiets Palästina.

<sup>53</sup> Der 17. Zionistenkongreß, 30.6.–15.7.1931 in Basel.

<sup>54</sup> Aus Protest gegen die neue britische Palästinapolitik trat Chaim Weizmann als Präsident der Zionistischen Bewegung zurück.

<sup>55</sup> Der zionistische Pädagoge Joseph Lurie (1871–1937), der seit 1919 die Erziehungsabteilung der Zionistischen Organisation leitete; er gehörte auch dem *Brit Schalom* an.

meiner obigen Darlegungen, eine ganz ruhige Bewertung des neuen Weißbuches, oder in Scheifotenu\*. Ohne – *und das ist wichtig!* – den Ton von „Ich hab’s ja gleich gesagt“ – oder *et ascher jagornu ba*<sup>56</sup>! Und dann, bei der *konkreten* Gelegenheit der Kongreßwahl, stärkeres Hervortreten mit dem Versuch, *irgendwo* einen radikalen Delegierten durchzubekommen, der, *als eigene Partei*, auf dem Kongreß in der *Generaldebatte* sprechen kann. Aus ihm wird die künftige Regierungspartei der Bewegung werden.

So ungefähr stellen sich mir die Dinge dar. Bei der Beurteilung meiner Vorschläge bitte ich einzusetzen, daß ich möglicherweise nicht ganz objektiv bin, da meine jetzige Umgebung, ungeheure Arbeitsüberlastung und entsprechende Abspannung, der Versuch, langsame erzieherische Arbeit zu leisten, vielleicht auch einfach Feigheit in der hiesigen Einsamkeit mich etwas hinhaltend stimmen. Ich *glaube*, nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen, bin aber etwas unsicher.

Chawa<sup>57</sup> entwickelt sich hier recht günstig, sowohl in der Schule wie im Internat. Auch Frau Barth<sup>58</sup> ist mit ihr zufrieden. Wir denken, sie nächsten oder übernächsten Schabbat einmal zu Tisch bei uns zu haben. Sie gibt sich in „Lehre und Leben“ die erdenklichste Mühe.

[kurze Bemerkungen zu technischen Dingen]

Von Herzen, und mit vielen Grüßen von uns beiden an Sie alle, bin ich Ihr Ernst Simon

An den armen Robert Weltsch<sup>59</sup> habe ich vorige Woche geschrieben, ich bin *sehr neugierig* auf die „Jüd. Rundschau“.<sup>60</sup>

<sup>56</sup> Hebr.: Was wir befürchteten, ist nun doch geschehen.

<sup>57</sup> Bergmanns halbwüchsige Tochter, die offenbar seit Schuljahrsbeginn in Haifa an Birams Realschule lernte und dort im Internat wohnte. An ihrem Ergehen nahm Ernst Simon besonderen Anteil, da er sie in Jerusalem privat unterrichtet hatte.

<sup>58</sup> Helene Barth (1891–1982), die Leiterin des *Misrachi*-Lehrerinnenseminars in Jerusalem, hatte aus Solidarität mit Ernst Simon dort gekündigt und war ihm nach Haifa (an das Internat von Dr. Birams Realschule) gefolgt.

<sup>59</sup> Im Oktober 1930 war die erste Frau von Robert Weltsch gestorben.

<sup>60</sup> Robert Weltsch war 1920–38 Chefredakteur der *Jüdischen Rundschau*, des Organs der Zionistischen Vereinigung für Deutschland. Er vertrat eine positive Haltung gegenüber den Arabern in Palästina, obwohl ihm das heftige Gegnerschaft innerhalb der zionistischen Bewegung eintrug.

[33] An Martin Buber

Haifa, Hadar Hacarmel, d. 18.II.31<sup>61</sup>

Lieber, verehrter Herr Doktor [Buber]!

(An die neue Anrede kann ich mich nicht gewöhnen!)<sup>62</sup>

Haben Sie recht herzlichen Dank für Ihren so wichtigen und erhellenden Aufsatz in den „Kant-Studien“.<sup>63</sup> Mir ist wiederum sehr viel klar geworden von dem Phänomen Rosenzweig, was mir vorher verborgen war: ich wachse ja erst langsam in die Reife hinein, die sein Verständnis erfordert. Auch sozusagen „taktisch“ ist der Aufsatz sehr gut am Ort: er vermeidet nicht ganz den Schuljargon, geht von der wissenschaftsgeschichtlichen Situation unserer Zeit aus und findet mit der Berufung auf Schellings Prophezeiung einer „erzählenden Philosophie“<sup>64</sup> einen Anknüpfungspunkt, der ja auch für Rosenzweig selbst sehr wichtig und ihm sehr bewußt war. Es ist auch schön, wie dann die einfache Lebensgeschichte am Schluß steht – schade nur: der kleine Druck.

Ich habe jetzt Ihr Schemot<sup>65</sup> mit Onkelos, Raschi<sup>66</sup> usw. durchgearbeitet und will ein paar Bemerkungen darüber machen.

II, 18, 7 – *wajischak lo* – „und der küßte ihn“<sup>67</sup>; woraufhin haben Sie sich für den Subjektwechsel entschieden? Raschi läßt die Frage ungewiß

II, 18, 11 – *ascher sadu alehem*.<sup>68</sup> Warum verzichten Sie in der Logenausgabe auf das großartige „ausgekocht“ der ersten Auflage, das beide Stämme und beide Deutungsvorschläge Raschis in *einem* Worte wiedergibt? Weil sie das „*alehem*“ nun anders beziehen? Auch das scheint mir keine Verbesserung.

<sup>61</sup> Im Original steht 30, aber es muß wohl 1931 sein, denn erst zum Schuljahrsbeginn am 1.9.1930 übersiedelte Ernst Simon nach Haifa.

<sup>62</sup> In einem launigen Schreiben vom 21. VIII. [1930] hatte Ernst Simon Martin Buber zur Verleihung des Professorentitels durch die Frankfurter Universität beglückwünscht: „Lieber und verehrter Herr – hier stock ich schon: Professor? Es will nicht in die Feder, aber mir *sehr* in Kopf und Herz. Es gehört sich heute auch, daß ein Mann wie Sie, *wenn* er schon im Rahmen einer Universität lehrt, deren höchsten Titel führt. Und ganz praktisch ist vielleicht für die lieben Juden und Jerusa-Lämmer gut. In diesem Sinne herzlichsten Glückwunsch! Nur Ihre Frau werde ich allerdings niemals bei Strafe ewiger Ungnade Frau Professor anzureden wagen. Grüßen Sie sie recht herzlich von Ihren Simons.“

<sup>63</sup> Martin Buber, Franz Rosenzweig, in: *Kant-Studien* XXXV, 4 (1930), S. 517–522.

<sup>64</sup> Der idealistische Philosoph F. W. J. Schelling (1775–1854) postulierte in seinen *Weltaltern* (1811 / 13) eine „erzählende Philosophie“.

<sup>65</sup> Das zweite Buch Mose, Exodus, in der noch mit Rosenzweig zusammen revidierten Pentateuchausgabe *Die fünf Bücher der Weisung*, verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig, Berlin 1930 (genannt *Logenausgabe*, da sie von der jüdischen Loge *Bne Brit* finanziert war).

<sup>66</sup> Targum Onkelos ist die rabbinisch anerkannte antike Übersetzung der hebräischen Bibel ins Aramäische, Raschi (R. Salomo b. Isaak) der bedeutendste jüdische Bibelexeget des frühen Mittelalters.

<sup>67</sup> Es geht um die Begegnung zwischen Mose und seinem midianitischen Schwiegervater in der Wüste, Ex 18, 7ff.

<sup>68</sup> Ex 18, 11b lautet in der Logenausgabe: „ja, an eben der Sache, deren sie sich wider sie vermessen hatten“, in der Erstausgabe: „denn was sie ausgekocht hatten, über sie kams“.



18, 19 dagegen ist *jetzt* sicher viel richtiger als in der 1. A[uflage]<sup>69</sup>

18,21 – „Männer von Tucht“<sup>70</sup> – großartig! Aber warum ist *sar* hier „Obrer“ und in V. 35 „Führer?“ 19,13 – ist „erschossen, erschossen“<sup>71</sup> nicht eine zu moderne Association? Kommt es im Deutschen in diesem Sinne vor der Erfindung der Schußwaffen vor?

21,11. M.E. *jetzt* richtig; in erster Auflage falsch<sup>72</sup>.

22 *jeladeha* – „die Kinder“ es ist doch wohl sicher *Abstrakt*-plural. Oder meinen Sie, daß von der Mutter künftiger Zwillinge und *nur* von ihr die Rede ist? Wenn Sie den Plural retten wollen, könnte man vielleicht schreiben „die Erzeugungen“. Das etwa ist gemeint, m.E. *wenatan biflilim* – Ihre Übersetzung löst das Rätsel sehr gut.<sup>73</sup>

23ff.<sup>74</sup> Die rabbinische Fassung ist sehr kühn! Sie sind also offenbar von Jacobs-Horowitzs *Peschat* jetzt überzeugt. Ich muß gestehen: ich glaube an das *ius talionis*<sup>75</sup> als Ausgangsposition der halachischen Entwicklung. In der ersten Auflage übersetzten Sie *tachat* manchmal mit „für“, manchmal mit „statt“. Ich wollte Ihnen gerade vorschlagen, es *immer* mit „statt“ oder „an Stelle“ zu übersetzen, um der rabbinischen Deutung wenigstens Raum zu lassen, und sehe jetzt, daß Sie in der Neuauflage viel weiter gehen: weiter, als ich folgen kann.

Aber ich sehe, ich werde zu ausführlich und belaste Sie sicher ungebührlich; daher breche ich ab. Die Übersetzung wird mir ein immer unentbehrlicherer Kommentar.

Können Sie mir Ihre bibelwissenschaftlichen Aufsätze in der MGWJ<sup>76</sup> schicken?

Mein „Werturteil im Gesch. Unterricht“<sup>77</sup> geht Ihnen in den nächsten Wochen direkt von Teubner zu. Ich hoffe damit, meine Berufung an die Jerusale-

<sup>69</sup> Ex 18, 19 Logenausgabe: „ich will dir raten, und Gott wird dasein bei dir. / Sei du da für das Volk gegenüber Gott, / lasse du die Sachen an Gott kommen“, Erstausgabe: „ich will dir raten, und Gott wird mit dir sein. / Sei du da für das Volk gegenüber Gott, / bringe du die Sachen an Gott“.

<sup>70</sup> Für das hebräische *Ansche Chajil* (so schon in der Erstausgabe); das Nomen *sar* wird sonst meist mit *Fürst* wiedergegeben.

<sup>71</sup> Ex 19, 13 für „spießgespießt“ in der Erstausgabe (es geht um den Vollzug der Todesstrafe an denjenigen, die den Berg der Offenbarung berühren).

<sup>72</sup> Ex 21, 11 Logenausgabe: „Tut er ihr diese drei nicht, gehe sie aus umsonst, ohne Entgelt“, Erstausgabe: „Tut er ihr dieser drei keins, gehe sie aus umgunst, ohne Entgelt“ (es geht um die Pflichten des Herrn gegenüber einer in Sklaverei verkauften Hebräerin).

<sup>73</sup> Ex 21, 22; es geht um durch Verletzung der Frau ausgelöste Frühgeburt. Der Schluß des Verses lautet in beiden Versionen „doch gebe er nur nach Schiedspruch“.

<sup>74</sup> Ex 21, 23ff, der bei Luther als ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘ etc. wiedergegebene Grundsatz der physischen Vergeltung, von der rabbinischen Exegese als Forderung nach finanzieller Entschädigung aufgefaßt.

<sup>75</sup> Lateinisch: Vergeltungsrecht.

<sup>76</sup> In der von Prof. I. Heinemann in Breslau herausgegebenen *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* (74, 1930, S. 191–197. S. 340–344) hatte Buber „Bemerkungen zu Jesaja“ veröffentlicht.

<sup>77</sup> *Das Werturteil im Geschichtsunterricht mit Beispielen aus der deutschen Geschichte von 1871–1918*, Leipzig / Berlin 1931.

mer Universität für Pädagogik zu erreichen. Hier ists schöne, aber unendlich schwere, zu schwere Arbeit.

Herzliche Grüße v.H.z.H. Ihr getreuer Ernst Simon

[34] An Martin Buber

Jerusalem, d. 26.8[1931?]

Sehr verehrter Herr Doktor [Buber]!

Herzlichen Dank für Ihren so freundlichen Brief! An Flitner<sup>78</sup> werde ich mich wenden, wenn ich mich für eine *pädagogische* Dozentur entschließen sollte. An und für sich würde mir ja, *falls überhaupt*, eine historische mehr liegen. Haben Sie auch in dieser Richtung Verbindungen?

Sehr dankbar wäre ich Ihnen für ein Wort über Ihren persönlichen Eindruck von meinem Buch.<sup>79</sup> Ich weiß nicht recht, ob Sie das „nicht methodisch genug“ auch von sich aus oder mehr vom taktischen Gesichtspunkt der Habilitation aus gemeint haben.

Über Ihre Produktionsabsichten und Vollbringungen bin ich sehr froh; insbesondere auch darüber, daß Sie, entgegen einer früheren Mitteilung, die Bibel nun doch fortsetzen! *j. K.*<sup>80</sup> Ich benutze die Übers[etzung] *dauernd* als *Perusch*<sup>81</sup> für meinen Unterricht und muß Ihnen nächstens wieder einmal Einzelbemerkungen mitteilen.

Bergmann zeigte mir Ihren Beitrag zur „Kommenden Gemeinde“.<sup>82</sup> Manches darin berührt sich mit einer Niederschrift, die ich mir persönlich vor einigen Wochen gemacht habe und die ich Ihnen senden will, sowie ich einmal dazu komme, Abschrift davon zu nehmen: sie handelt von der Stellung der Kriegsgeneration zum Problem der Gewalt.<sup>83</sup>

Waren Sie mit meiner „nicht gehaltenen Kongreßrede“<sup>84</sup> einverstanden? Sie erschien auch hebräisch und arabisch. Aber es wird ja alles nichts nutzen. Das Verhängnis rollt heran.

Wie geht es Ihrer verehrten Frau, wie Kindern und Enkeln?

Grüßen Sie alle von Ihnen herzlich verbundenen Simons

Antwort wieder<sup>85</sup> nach Haifa, Hadar Hacarmel, P.O.B. 20

<sup>78</sup> Wilhelm A. Flitner, Pädagoge, seit 1939 Professor der Pädagogik in Hamburg, Mitherausgeber der Zeitschrift *Die Erziehung*.

<sup>79</sup> *Das Werturteil im Geschichtsunterricht*, Leipzig / Berlin 1931.

<sup>80</sup> Original hebräisch, Abkürzung für *jischar Koach*, eine rabbinische Glückwunschformel für besondere Leistungen. Es geht um die Verdeutschung der Schrift, die mit Rosenzweigs Tod im Dezember 1929 vorläufig zum Stillstand gekommen war.

<sup>81</sup> Hebr.: Perusch = Kommentar.

<sup>82</sup> Bemerkungen zur Gemeinschaftsidee, in: *Kommende Gemeinde* III / 2, 1931, S. 19–26.

<sup>83</sup> Vielleicht: Ernst Simon, Der Jugendkongreß für den Frieden, hebr. in: *Sche'ifotenu* 2 (1931), S. 367–375.

<sup>84</sup> Ernst Simon, Eine nicht gehaltene Kongreßrede (hebr.), in *Sche'ifotenu* 2 (1931), S. 164–169.

<sup>85</sup> Die Sommerferien verbrachten Simons bei Bergmanns in Jerusalem.

[35] An Chajim Nachman Bialik

Haifa [o. D.]<sup>86</sup>

Kommitte zugunsten des Schabbat  
Herrn Ch. N. Bialik *schelita*<sup>87</sup> beste Grüße!

Sehr geehrter Herr,

wir haben Ihnen eine große Bitte vorzutragen. Doch bevor wir dies tun, sollten wir Ihnen sagen, wer wir sind und was unser Begehren: Wir sind eine Gruppe von Haifaer Juden, von zwei Seiten schwer angefochten: einerseits von denen, die den Sabbat öffentlich und mutwillig entweihen, um andere zu ärgern, andererseits von den „Hütern des Sabbats“, die dies mit Fäusten und Bannflüchen tun – auch deren Weg ist nicht der unsrige.

Wir wollen einen neuen Weg finden, den jüdischen Massen, die in Erez Israel\* sechs Tage lang ihre schwere Arbeit tun, die Heiligkeit und die Ruhe lieb und wert zu machen, ihnen die Schönheit und den ethischen Gemeinschaftswert des Sabbats, seine Halacha\* und seine Aggada\* zu zeigen.

In diesem unseren Bemühen, das seinem Wesen nach *positiv* sein muß und nicht negativ<sup>88</sup>, haben wir einen großen Bundesgenossen: Sie, Chaim Nachman Bialik. Sie haben dieses gute Werk begonnen, da Sie die unter uns überhandnehmende religiöse und kulturelle Leere empfanden und als Gegenmittel den ‚Sabbatempfang‘ für Schulkinder und die ‚Sabbatfreude‘<sup>89</sup> ...

In unserer Stadt haben diese Ihre Versuche bisher nur in manchen Kreisen ein verschwommenes Echo gefunden, daher kommt unsere Bitte, Ihnen zu sagen: Wer ein gutes Werk beginnt, der soll es auch vollenden. Kommen Sie auch in unsere vernachlässigte Stadt, der die jüdische Tradition fehlt, in der selbst die hebräischen Viertel von akuter Levantisierung<sup>90</sup> bedroht sind, und sprechen Sie vor deren Bewohnern in der Nacht des Sabbats der Schöpfung<sup>91</sup> in einem Amphitheater oder großen Saal über „den Sabbat“. Und am Nachmittag eröffnen Sie die Reihe der Vorträge und Lernstunden, die der Sabbat-

<sup>86</sup> Eine hebräische Briefabschrift an Bialik, die auf den hier geäußerten (offenbar noch nicht erfüllten) Wunsch zurückkommt, datiert vom 20. XI. 32; demnach dürfte der hier vorliegende (original ebenfalls hebräische) Entwurf vom Oktober 1932 sein.

<sup>87</sup> Abkürzung der hebräischen Segensformel ‚er möge lange und gut leben – Amen‘ (schejichjä leOrech Jamim tovim – Amen), die in religiösen Kreisen auf den Namen eines rabbinischen Gelehrten folgt; hier sollte ihre Verwendung wohl Respekt bezeugen.

<sup>88</sup> Das heißt: nicht lauter Verbote, dies und das darf man am Sabbat nicht tun, sondern Angebote, was man gerade am Sabbat tun kann.

<sup>89</sup> Kabbalat-Schabbat (Sabbatempfang), feierliche Einholung der ‚Braut‘ Sabbat am Freitagabend; Oneg Schabbat (Sabbatfreude), kulturelle Veranstaltung religiösen Charakters am Samstagnachmittag; beide Institutionen wurden von Ch. N. Bialik in Tel Aviv unter säkula-rem Vorzeichen erneuert.

<sup>90</sup> Levantisierung = „Veröstlichung“ (Levante = italienisch: „Morgenland“, die Länder um das östliche Mittelmeer).

<sup>91</sup> Hebr.: Schabbat Bereschit, d.h. der Sabbat, an dem die Verlesung des Pentateuch wieder mit dem Schöpfungsbericht beginnt; 1932 fiel dieser Sabbat auf den 29. Oktober.

freude geweiht sein sollen, durch das Lernen eines aggadischen\* Textes vor  
großem Publikum. Dadurch werden Sie das begonnene gute Werk vollenden.  
Ihrer positiven Antwort harrend in treuer Verehrung<sup>92</sup>

[Ernst Simon]

---

<sup>92</sup> Die teilweise mit Bleistift geschriebene Rückseite des Blattes, offenbar die überarbeitete Version des Textes, ist so mühsam zu entziffern, daß sich der intendierte Wortlaut nicht immer eindeutig ausmachen läßt.

## Vom Historiker zum Pädagogen (1934)

[36] An Arthur Biram

London NW 6, 87 Gascony Avenue, <sup>1</sup>13.III.34

Lieber Biram!

Ich bestätige mit Dank die Unterschrift für meine Schwiegereltern<sup>2</sup> sowie Deinen Brief vom 5 / III.<sup>3</sup> Ich bin noch viel zu betroffen, um Dir heute schon auf Deinen Vorschlag eine prinzipielle Antwort geben zu können. Deshalb nur soviel:

1) Ich stelle fest, daß Du zu Deinem Versprechen stehst, wie ich das auch nicht anders von Dir erwartet habe. Seine schriftliche Fixierung erfolgte nicht als ein persönlicher Gefallen, sondern, wie Du in meiner Gegenwart in der Waada hamatmedet<sup>4</sup> festgestellt hast, in persönlicher, aber unbedingt bindender Form, um nicht den Praecedenzfall eines Urlaubs nach nur drei Jahren zu schaffen. Doch nicht die Form ist, in der Tat, entscheidend, sondern das Versprechen selbst. Und ich *darf* Dich von diesem Versprechen nicht lösen, solange ich damit nicht nur meine persönliche Existenz überhaupt und insbesondere in Palästina, (also weit mehr als bloße „Versorgung“) sondern vor allem auch die von Frau, Kind und Schwiegereltern aufs Spiel setze. Ich entnehme aufs neue Deiner Formulierung: „Ohne diesen Rückhalt wärest Du doch hier nicht weggegangen, *durftest* Du hier nicht weggehen“, daß Du der letzte bist, eine so tollkühne Verantwortungslosigkeit ernsthaft von mir zu erwarten.

2) Umso weniger verstehe ich denjenigen Passus Deines Briefes, in dem Du in ganz allgemeinen Redewendungen von Deiner eventuellen zukünftigen Hilfe für mich sprichst. Hast Du mir denn eine andere Stelle in einer palästinensischen Stadt anzubieten oder kannst Du mir eine verschaffen, die meinen Fähigkeiten entspricht und mir erlaubt, meinen – nun so gesteigerten – mate-

---

<sup>1</sup> Nach den vielen Streichungen und Zusätzen scheint dieses handschriftliche Schreiben ein Entwurf zu sein; eine Vorform davon ist erhalten.

<sup>2</sup> Es ging um die Einwanderung der Eltern Rappaport, die letzten Endes nicht zustandekam.

<sup>3</sup> Erhalten; in diesem 16seitigen handschriftlichen Brief bittet Biram Ernst Simon, nach Ablauf seines Urlaubsjahres auf die Rückkehr an die Realschule zu verzichten, was Simon sachlich zwar gern getan hätte, aus finanziellen Gründen aber nicht wagte.

<sup>4</sup> Hebr.: ständige Kommission – der Realschule.

riellen Verpflichtungen nachzukommen? Oder was hast Du Dir sonst *Konkretes* gedacht? Ohne im übrigen heute auf die sehr zahlreichen Stellen Deines Briefes eingehen zu können, die meinen Widerspruch herausfordern, muß ich mich zu einem Punkte doch schon jetzt äußern: Ich habe mit schmerzlichem Erstaunen zur Kenntnis genommen und verwahre mich ernstlich dagegen, daß Du unsere prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten, die ich weder unter- noch auch überschätzen möchte und die Dich selbst nicht gehindert haben, meine pädagogischen Aufsätze zur Grundlage von Konferenz-Debatten zu machen, mit Superlativen belegt wie „Dein Lebenswerk vernichten“, „Deinen Weg aufgeben“, „Abwehr der ernstesten, einem Lebenswerk drohenden Gefahr“ usw. usw. Andererseits schreibst Du, Du habest Dein Verhältnis zu mir nicht geändert. So darf ich Dich daran erinnern, was Du am Ende des vergangenen Jahres gemeinsamer Arbeit – zuletzt im entscheidenden, Dir persönlichst attachierten und mit allen Personalfragen befaßten Gremium der Schule, am Ende also eines beinahe gänzlich reibungslosen, wenn auch nicht an „befruchtenden“ Meinungsverschiedenheiten armen Jahres, mir u. a. gesagt hast, ich sei für den Fall der kommenden Dezentralisierung für Dich ein sehr ernsthafter Direktorkandidat für die Realschule (und zwar natürlich *unter* Dir, nicht etwa *statt* Deiner: Wir sprachen von Levi Wolff), daß Du bei der Abiturientenfeier vor Schülern, Lehrern und Eltern öffentlich bekanntest, Deine Zusammenarbeit mit mir, „dem guten Freunde, guten Kollegen und guten Gegner“ könne den jungen, nun ins Leben hinausgehenden Menschen ein Beispiel dafür sein, daß zwei ehrliche Männer verschiedener Überzeugungen, doch gleich guten Willens fruchtbar für ein gemeinsames Werk zusammenstehen können usw. usw. Soll das nun alles auf einmal nicht mehr wahr sein? Ich denke vielmehr, es *ist* im Grunde noch wahr, und hoffe also, daß meine Wieder-Gegenwart in Haifa – denn darauf wird es ja höchstwahrscheinlich hinauslaufen – das wieder gutmachen wird, was meine Abwesenheit schuldlos verursacht hat.

Mit vielen Grüßen!

Ernst Simon

P.S. A propos „faute de mieux“ – es hat meine Leistung nicht beeinträchtigt, und noch in diesem kurzen Urlaubsjahr benutze ich einen nicht unbeträchtlichen Teil meiner Zeit zur direkten Vorbereitung meines künftigen Unterrichts, sowie zum Besuche von Schulen usw.

Anscheinend hatte Martin Buber Ernst Simon bereits im Dezember 1933 aufgefordert, nach Deutschland zu kommen, um in der jüdischen Erwachsenenbildung tätig zu werden. Damals wies Ernst Simon dieses Angebot höflich, aber bestimmt, zurück: „Ihr Brief hat mir ein sehr ernstes Nachdenken und eine ehrliche Gewissensprüfung gebracht; meine Antwort ist ‚Nein!‘ Die Aufgabe wäre gewaltig, und stünde ich allein, hätte ich sie, glaube ich, übernommen. Es wäre so zionistisch gehandelt, wie es war, vor 5 Jahren nach Palästina zu gehen. Aber meine Frau, die ja Russin ist, machte ihre und die Rechte des in Palästina geborenen Kindes geltend: ich bin nicht der Mann, darüber brutal hinwegzugehen.“ Ernst Simon gibt zwei weitere Begründungen, weshalb er be-

reits im Herbst 1934 nach Haifa zurückkehren müsse: Es sei unwahrscheinlich, daß ihm seine dortige Stelle länger erhalten bleibe, und seine Schwiegereltern wollten dringend aus Rußland nach Palästina einwandern, was er nur von dort aus in die Wege leiten könne. Er schließt seine Absage an Martin Buber mit einer Reihe von Vorschlägen, wer statt seiner für die Aufgabe geeignet könnte.

Doch am 29. April 1934 meldet er seinem Bruder Fritz die „große Neuigkeit: wir gehen für ein-½ Jahre nach Deutschland, und zwar schon zu Schawuot\*. Den äußeren Anstoß gab ein Brief von Biram<sup>5</sup> ... Den inneren Anstoß gab meine Deutschlandreise mit ungeheuer tiefen Eindrücken von der Notwendigkeit richtiger Einwirkung auf das deutsche Judentum.“

Die Möglichkeit zur Rückkehr nach Erez Israel\* wollte Ernst Simon sich unter allen Umständen offenhalten. Und solange die Stelle an Birams Realschule in Haifa seine einzige Existenzgrundlage in Palästina war, gab er sie nicht auf trotz der pädagogischen und ideologischen Differenzen mit Dr. Biram. Doch nachdem Martin Buber zusammen mit Rabbiner Dr. Leo Baeck und Dr. Otto Hirsch am 26. April 1934 Dr. Biram telegraphisch gebeten hatten, Ernst Simon für ein weiteres Jahr vom Schuldienst in Haifa freizustellen, woraufhin Dr. Biram postwendend versicherte, er werde „Dr. Simon für Herbst 1935 dieselben Bedingungen offenhalten, die wir ihm für Herbst 1934 zugesagt hatten“, nahm Ernst Simon die Herausforderung nach Deutschland an: „Es ist ein wirklicher Ruf, eine richtige Aufgabe; sie wird mich auch nach Erez Israel\* zurückbringen; hoffentlich nach Jer[usalem] und nicht nach Haifa.“

Durch diese seine Tätigkeit ist er vollends vom Historiker zum Pädagogen geworden.<sup>6</sup>

[37] An Jehuda Leib Magnes

Frankfurt / M., den 4. August 34

Sehr verehrter Herr Dr. Magnes,

ich möchte mir erlauben, Ihnen für die Züricher Kuratoriumssitzung das anliegende Material über meine inzwischen erfolgten wissenschaftlichen Untersuchungen beizulegen. Ich war unterdessen, aus persönlichen und sachlichen Gründen, dazu bestimmt, meinen – leider von keiner Seite subventionierten – Aufenthalt in England abzubrechen und hier, unter der Führung von Prof. Buber, an einer zentralen kulturellen Arbeit mitzuwirken, die aber zeitlich befristet ist. Ich hoffe sehr, von hier aus dann an die Universität Jerusalem gehen zu können und möchte hervorheben, daß die aufrechte Vertretung der uns gemeinsamen politischen Ueberzeugungen für mich kein Grund sein darf, meine Ausschliessung von der akademischen Laufbahn innerhalb

<sup>5</sup> Dem Leiter der Schule in Haifa, von der Ernst Simon beurlaubt war; es handelt sich um Dr. Birams Brief vom 5. März, den Ernst Simon am 13. März beantwortete.

<sup>6</sup> Einblick in die Bildungsarbeit unter den Juden Deutschlands während der dreißiger Jahre vermittelt seine spätere Veröffentlichung: *Aufbau im Untergang. Jüdische Erwachsenenbildung im nationalsozialistischen Deutschland als geistiger Widerstand*, Tübingen 1959, 109 S. Über Ernst Simons Tätigkeit in der jüdischen Erwachsenenbildung gibt es die (ursprüngliche MA-)Arbeit von Michael Bühler, *Erziehung zur Tradition – Erziehung zum Widerstand*. Ernst Simon und die jüdische Erwachsenenbildung in Deutschland (Studien zu jüdischem Volk und christlicher Gemeinde 8), Berlin 1986.

des Palästinaaufbaus, für die ich mich geeignet und berufen fühle, auf die Dauer als ein unabwendbares Schicksal hinzunehmen. Gerade heute, da die revisionistische Welle dauernd im Steigen begriffen ist, scheint mir eine im besten Sinne volkspädagogische Abwehr besonders notwendig. Ich werde also aus persönlichen wie sachlichen Gründen den Kampf um mein Recht nicht aufgeben und bin gewiß, in Ihnen auch weiterhin einen Bundesgenossen zu finden. Die offenbar etwas erleichterte Finanzsituation der Universität infolge Ihrer amerikanischen Erfolge erlaubt vielleicht heute meine Berufung neben Prof. Koebner<sup>7</sup>, mit dem ich – das hat unser Londoner Aufenthalt gezeigt – auf das beste würde zusammenarbeiten können. Ich wäre Ihnen für eine Beantwortung dieses Briefes sehr dankbar und verbleibe

in ausgezeichnete Hochachtung Ihr ganz ergebener ES

P.S. Die Anlage geht auch an die Herren  
Prof. Buber, Büchler und Elbogen<sup>8</sup>

[38] An Joseph Carlebach, Oberrabbiner Altona

Frankfurt/M., den 5. August 34

Sehr geehrter Herr Oberrabbiner!

Ich danke Ihnen für Ihren loyalen Brief.<sup>9</sup> Ich habe den Israelit dieser Woche mir noch nicht verschaffen können, hoffe aber, daß er Ihre Erklärung, auf deren Wortlaut ich neugierig bin, gebracht hat. In meiner Erwiderung, die heute abgehen muß, habe ich jedenfalls vor die Zitierung des Wortes „Unwahrhaftigkeit“ („objektive“) gesetzt, obwohl das eigentlich ein Widersinn ist, denn nur eine Unrichtigkeit kann objektiv sein, jede Unwahrhaftigkeit ist subjektiv, zum Unterschied event. noch von Unwahrheit. Ich kann deshalb auch nicht die Argumentation Ihres Briefes annehmen, daß Ihr Artikel mir gar nicht den Vorwurf der subjektiven Unwahrheit machen konnte, da er gegen mich einen anderen Vorwurf erhob, ich habe mir keinen der klassischen Kommentare und auch Hirschs Kommentar nicht angesehen. Wie Sie un-

<sup>7</sup> Der Historiker Richard Köbner (1885–1958). Es ging um Ernst Simons Berufung an die Hebräische Universität, die zuvor so oft vereitelt worden war.

<sup>8</sup> In dem Schreiben an Buber vom 4.8.34 bittet Simon um nochmalige schriftliche Empfehlung bei Magnes: „Ein Anlaß wäre etwa, daß Sie jetzt erstmalig Gelegenheit hatten, mich als Lehrer und ‚Seminarleiter‘ zu beobachten, auch das gestiegene Maß meiner jüdischen Kenntnisse zu prüfen.“ Den Brief an Ad. Büchler vom selben Datum eröffnet Simon mit den Worten: „Sehr verehrter Herr Prof. Büchler! Darf ich Sie heute, in möglichster Kürze, mit einer persönlichen Angelegenheit belästigen? Sie hatten die Güte, mir nach dem historischen Vortrag, den ich unter Ihrem Vorsitz hielt, das in Ihrem Munde sicher nicht alltägliche Kompliment zu machen: ‚Sie sind ein Historiker‘. Ich möchte es gern verdienen, und zwar dadurch, dass ich endlich die Lebensbedingungen bekomme, die historische Forschung und Lehre kontinuierlich ermöglichen. Das kann in meinem Fall nur an der Universität Jerusalem sein.“ Das Schreiben an Prof. Ismar Elbogen, damals noch in Berlin, scheint nicht erhalten.

<sup>9</sup> Vom 1. August 1934, erhalten.



schwer feststellen werden, sagt aber der Artikel nur das erste (klassische Kommentar) nicht das zweite (Hirschs Kommentar). Ich komme also noch nicht von dem Eindruck los, der ja auch sonst immer wieder bestätigt wird, daß es leider zum Wesen orthodoxer Polemik gehört, etwas leichtfertig mit der Ehre der Mitmenschen umzugehen. Ihr wirklich herrlicher Nachruf auf Meier Hildesheimer, den ich heute in der Laubhütte gelesen habe, schildert eine große Ausnahme.

Die Mischna\* in Baba Mezia IV, 6 spricht ja ausdrücklich vom Baal T'schuwa\* und vom Ger\*. Ich meinte übrigens natürlich nicht den zweiten Satz, sondern den ersten. Aber jedenfalls kann gerade die Orthodoxie diesen Schutz nicht für sich in Anspruch nehmen, denn sie ist ja weder das eine noch das andere.

Über das deutsche Judentum denke ich ähnlich gut wie Sie, zum Beweis ein Sonderdruck aus dem Morgen, den ich zurück erbitte, weil ich keine mehr habe. Ebenso muß ich leider meinen Herzl-Aufsatz aus dem Jahre 1922 zurück erbitten, der Ihnen zeigen wird, daß ich vor Herzkritik keineswegs zurückschrecke. Und damit komme ich zum Hauptpunkt, d.h. zur Antwort auf Ihre Frage, was ich mir von einer Kritik – denn darum, nicht um „Herabsetzung“ S.R. Hirschs, die ich mir niemals erlaubt habe und erlauben würde, handelt es sich – denn verspreche. Wir unterscheiden uns, außer in vielen anderen Dingen – nicht nur in 5%, denn ich bin gar nicht orthodox, sondern ein Liberaler wie Franz Rosenzweig – wir unterscheiden uns auch darin, daß ich eine ganz andere Vorstellung von persönlicher Autorität habe, als offenbar Sie. Die Autorität des Judentums ist für mich nicht gebunden an einzelne Persönlichkeiten; im Gegenteil, sie läßt sich nur dadurch jeweils lebendig erhalten, daß sie von diesen Persönlichkeiten immer wieder abgelöst wird, wenn diese von der jeweiligen Zeitfarbe allzusehr gefärbt wurden (Herzl – Hirsch). Ohne meine Kritik an Herzl hätte ich nie den Weg zum religiösen Judentum gefunden; ohne eine echte, d.h. unscholastische und eine abgebrochene Tradition zum Teil aus Familiengründen künstlich aufrecht erhalten[d]e Auseinandersetzung mit Hirsch wird die orthodoxe Jugend vielleicht einen Notweg nach Palästina finden, aber nicht den Weg der freiwilligen und bescheidenen Mittat, ohne den sie drüben nichts für die Thora\* leisten wird.

Mit dem, was Sie über Austrittsorthodoxie sagen, haben Sie weitgehend Recht: die Fragen interessieren mich gar nicht mehr so sehr. Ich war ja unterdessen 6 Jahre fort, habe ein Stück Geschichte in Palästina erlebt und bin nicht mehr der Ernst Simon vom „Jüdischen Wochenblatt“, sondern sehe heute z.B. die Schicksalsfrage des palästinensischen Arabertums in ihrer ganzen Wucht. Auch hier ist aber die Orthodoxie, im Gegensatz zu Rabbi Chaim Sonnenfelds weiser Zurückhaltung<sup>10</sup>, die ich oft öffentlich anerkannt habe, so zuletzt noch, sogar auf die Gesamtguda\* bezogen, in meinem Zionartikel – haben Sie ihn eigentlich gelesen? – im Begriffe, auf den falschen Weg abzu-

---

<sup>10</sup> R. Chaim Sonnenfeld (1849–1932): Zentrale Figur in der religiösen Gemeinde Palästinas.

schwenken, wie mir Äußerungen von Schachnowitz und Isaac Breuer (nicht: von Rosenheim und Lustig)<sup>11</sup> zu zeigen drohen. Der Übermut, mit dem man ins Land kommt, um nun die Heiligkeit zu bringen, verhindert die Sicht der Tatsachen, läßt Histadruth\* und Revisionisten als gleichgefährlich erscheinen, anstatt zu sehen, daß der Sieg des Revisionismus uns heute äußerlich und innerlich drüben zu Grunde richten kann.

Ich würde gern diesen Briefwechsel fortsetzen und bin Ihr ergebener<sup>12</sup>

[Ernst Simon]

[39] An seine Frau

ab Donnerstag bis Sonntag:  
Breslau, Sonntag, 30.XII.34

Mein liebes gutes Tonichen *t-chi*<sup>13</sup>

Wie Du an dem Heftbogen siehst, finde ich keine andere Zeit, als (K[antorowicz]s *guten*) Kurs<sup>14</sup>, Dir zu schreiben und Dir für Deinen wirklich ganz reizenden Brief zu danken, sowie für die gestrige Karte, der übrigens Frau Barths<sup>15</sup> Brief nicht beilag. Vielleicht kommt er morgen in Deinem erhofften Brief; heute konnte ich ja wohl wegen Schabbat nicht schreiben, obwohl ich noch immer wie als ganz junger Bräutigam schwer enttäuscht bin, wenn die Post nichts von Dir bringt.

Sachlich bist Du ja wohl unterdessen über alles orientiert – ich bin natürlich über Sch[ocken]s Schweigen,<sup>16</sup> trotz meines Telegramms durch Moses,<sup>17</sup> allmählich etwas erstaunt. Aber wenn er noch absagte, wäre ich nicht weiter

<sup>11</sup> Selig (Joshua) Schachnowitz, 1874–1952 Journalist. 1908–1938 Chefredakteur der Zeitung *Der Israelit*, Frankfurt. 1938 Auswanderung in die Schweiz. Isaac Breuer, (1883–1946) Rechtsanwalt; führend in der deutschen Trennungsothodoxie. Ab 1939 in Palästina, führend in *Poalei Agudat Israel*. Jacob Rosenheim, (1870–1965) Religiöser Führer: Gründer und Vorsteher von *Agudat Israel*, Frankfurt am Main. Verbrachte seine letzten Jahre in Israel.

<sup>12</sup> Keine Unterschrift, anscheinend Durchschlag

<sup>13</sup> Hebräische Formel: ‚sie möge leben‘.

<sup>14</sup> Die Arbeitsgemeinschaft über Gegenwartskunde des Juristen und Sozialpädagogen Ernst Kantorowicz (1892–1942) im Rahmen der von der *Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung* veranstalteten Lernwoche, die von 27. Dezember 1934 bis 3. Januar 1935 in Bad Salzbrunn bei Breslau stattfand. Ausführlicher Bericht über die Lernwoche in der *Jüdischen Zeitung*, Breslau, 42. Jg. Nr. 2 (11.1.1935).

<sup>15</sup> Helene Barth (1891–1982) s. Brief 32.

<sup>16</sup> Der Verleger und Mäzen Salman Schocken (1877–1959) hatte angeregt, eine Art Presseamt der Hebräischen Universität zu gründen, das Ernst Simon leiten sollte, was ihm die Heimkehr nach Jerusalem ermöglichen würde. Am 5.12.34 bestätigte Simon Schockens Telegramm „Beabsichtigen sofortigen Beginn Vorbereitung Jubiläum Universität. Anfraget Ernst Simon und Weltsch, ob baldige Herkunft, vorläufig 3 Monate, möglich. Erwägen dauernde Propagandazentrale“ und stellte konkrete Einzelfragen, deren Beantwortung ausblieb.

<sup>17</sup> Siegfried Moses (1887–1974), einer der Leiter der „Reichsvertretung der deutschen Juden“, ging 1937 nach Palästina.

böse (welches Bekenntnis *Dich* hoffentlich nicht böse macht); diese Stelle in J[erusalem] gehört ja zu denen, die man nicht ablehnen kann, obwohl man sie nicht annehmen möchte. Immerhin werde ich heute n[och] e[inmal] S. Moses bitten, ein weiteres Mal zu telegraphieren.

Was die 5 Mk aus Augsburg anbetrifft, so habe ich sie mir in der Tat geborgt ... [Anweisungen für Rückerstattung].

Der Kurs ist sehr gut, meine Heiserkeit *etwas* besser, aber immer noch sehr störend. Ich muß jetzt unbedingt *gründlich* die Sprechtechnik erlernen; ich verderbe mir jetzt sonst für immer mein Arbeitsinstrument. Hoffentlich habe ich in Jerusalem dafür Gelegenheit (vielleicht bei Frau ben Gawriel?<sup>18</sup>) – Bubers Jesaja-Kurs<sup>19</sup> ist großartig; ich bedaure so sehr, daß ich diesen Lehrer nun werde entbehren müssen. Immerhin ist das wichtigste erreicht: ich habe einen selbständigen Weg zur Bibel gefunden; oder besser: ich kann B[uber]s Weg zum Bibelverständnis jetzt einigermaßen selbständig gehen. Ich könnte jetzt mit gutem Gewissen in E[rez] I[srael]\* TaNaCh\* unterrichten und hoffe, es auch n[och] e[inmal] tun zu können.

Gestern abend war hier eine große philosophische Debatte mit u. gegen Buber, in der er ziemlich schwach und vor allem untaktisch ironisch war. Ich habe, vorsichtig klärend, in die Debatte eingegriffen und nachher offen, in kritischer Ehrfurcht, mit ihm gesprochen. Er hat es ganz wunderbar aufgenommen: es ist wirklich ein ganz seltenes Verhältnis, das mich – und wie ich glaube: auch ihn – wirklich beglückt. Hoffentlich findet es einmal eine Fortsetzung – in E[rez] I[srael]\*. Er hat es in solchen begrifflichen Debatten ja sehr schwer, weil er in seiner *zweiten Naivität*<sup>20</sup> von den Menschen der *ersten* Naivität falsch, von den Menschen der mittleren, der kritisch-analysierenden Begriffsschicht, überhaupt nicht verstanden wird. Wirklich versteht man ihn nur in *meiner* Situation, die der seinen prinzipiell (natürlich nicht gradmäßig) gleicht. *Er* muß aber – und das sagte ich ihm noch heute früh – auch die verstehen, die ihn *nicht* verstehen, und sogar noch ihr Mißverständnis muß er verstehen: es ist die Forderung der pädagogischen Haltung – der Erwachsene muß das Nichtverständnis des Kindes, wir Juden das der Araber, verstehen – die Buber selbst, in seiner Rede „Über das Erzieherische“<sup>21</sup>, die Haltung der „Umfassung“ (den Partner mit umfassen) genannt hat. Die Schwierigkeit besteht darin, daß es eine Art *Totenbeschwörung* ist: man muß eine abgelebte Form und Gestalt des eigenen Lebens – also die Welt als Begriff – gespenstisch wieder aufleben lassen, um die Sprache derer zu sprechen, die zwischen der ersten und der zweiten Naivität stehen.

<sup>18</sup> Die Frau des Schriftstellers Mosche Ben-Gawriel.

<sup>19</sup> Vielleicht ist Bubers Beitrag Zum Einheitscharakter des Jesajabuches, in: *Der Morgen* 12 (1936), S. 369–371 ein Niederschlag davon.

<sup>20</sup> Vgl. dazu Ernst Simons späteren Aufsatz: Die zweite Naivität, in: *Brücken*, S. 246–279 (erstmalig hebräisch in der Festschrift zu S.H. Bergmanns 80. Geburtstag, 1963).

<sup>21</sup> Martin Buber, Rede über das Erzieherische, ursprünglich 1926, in: *Schriften zur Philosophie*, S. 787–808, bes. 801–803.

Ich glaube, daß ich B[uber] mit dieser Analyse etwas helfen konnte.

Nun gehts gleich zu Tisch – das Essen ist *sehr* gut, zu Deiner Beruhigung – und ich erhole mich vielleicht doch auch ein bißchen.

Du schreibst so wenig von Uri: Sagt er gar keine Chochmes<sup>22</sup>? In Liebe und von Herzen

Dein Ernst

---

<sup>22</sup> Jiddisch: Weisheiten.

## Lehrer in Jerusalem (1935–1939)

Im Januar 1935 trafen sich die jungen Simons (Toni mit Uri aus Frankfurt, wo sie gewohnt hatten, Ernst aus Berlin, wo seine Eltern wohnten) in Brindisi, um zu Schiff nach Palästina zurückzufahren.

Aus dem Abschiedsbrief der Zionistischen Vereinigung für Deutschland vom 17. Januar 1935 geht hervor, daß Ernst Simons Tätigkeit in der jüdischen Erwachsenenbildung wohl fruchtbar, aber nicht einfach gewesen war:

„Lieber Ernst Simon,

Wir wollen Dich nicht wegfahren lassen, ohne Dir noch einmal zum Ausdruck zu bringen, welch außerordentliche Leistung Du in den Monaten Deines Aufenthaltes in Deutschland für das deutsche Judentum und für die zionistische Bewegung vollbracht hast. Wir halten uns umsomehr für verpflichtet, Dir dies zu sagen, als der Beginn unserer Arbeit ja unter starken Spannungen gelitten hat. Diese sind gewiß auch heute noch nicht beseitigt – und niemand von uns will vorhandene echte Gegensätze verkleistern. Umso schwerer wiegt, glauben wir, unsere Anerkennung für Deine hervorragende Leistung hier in Deutschland. Du hast weit über die junge Generation, die ja in erster Reihe Dein Wirkungsfeld gewesen ist, hinaus Menschen für unsere Bewegung und für eine vertiefte Auffassung des Judentums gewonnen. Es ist alles andere als die übliche Floskel, wenn wir sagen, daß wir Deinen Abgang für einen großen Verlust für das deutsche Judentum und die zionistische Bewegung halten.“

Etliche jüdische Erzieher und Akademiker, die Ernst Simon 1934 in Deutschland begegnet waren, suchten weiter seinen Rat und wurden ihm Freunde. Einer unter ihnen war der Historiker Dr. Arnold Berney (1897–1943); 1934 hatte er seine Dozentur an der Universität Freiburg verloren und wechselte zunächst an die Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. 1938 erkundigte er sich nach beruflichen Möglichkeiten in Palästina und berichtete u. a. über seine dramatische Flucht in die Schweiz nach der ‚Reichskristallnacht‘.

Ebenfalls 1934 in Deutschland geschlossen wurde die lebenslange Freundschaft zwischen Ernst Simon und Joseph Walk, dem nachmaligen Professor für Pädagogik und Leiter des Jerusalemer Leo-Baeck-Instituts.

[40] An Eva Hollander, Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, Berlin

22.4.35

Liebe Eva Hollander,

Ich habe mich über Ihren Brief ganz außerordentlich gefreut, und Sie werden mir das hoffentlich glauben, obgleich ich ihn mit so großer Verspätung<sup>1</sup> beantworte; die Vorbereitung der Feier<sup>2</sup> hat meine Möglichkeit zur Korrespondenz weitgehend eingeschränkt.

<sup>1</sup> Ihr langer handschriftlicher Brief ist vom 18.3.35.

<sup>2</sup> Das zehnjährige Jubiläum der Hebräischen Universität Jerusalem.

Zuerst das Amtliche<sup>3</sup>:

Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß es durchaus nicht schadet, wenn die Feier der Lehranstalt ein wenig später ist und einen anderen Charakter hat als die großen „Staatsakte“, die unterdessen sowohl hier wie z.B. von der Berliner Gemeinde aus stattgefunden haben.

Bei dieser letzten Feier hat ja nun auch schon Prof. Elbogen<sup>4</sup> gesprochen, und ich weiß nicht, ob er bereit sein würde, es noch einmal im Rahmen der Lehranstalt zu tun.

Hingegen kann ich mir vorstellen, daß vielleicht Albeck<sup>5</sup> oder ein anderer der Dozenten einen mehr fachwissenschaftlichen Vortrag hält, in dem die Ergebnisse der wissenschaftlich-judaistischen Arbeit in Jerusalem dargestellt und für die Hörer ausgewertet werden (Vielleicht wäre übrigens auch Elbogen selber bereit, diesen so ganz anders gearteten Vortrag selber zu halten; das wäre natürlich das Beste).

Außerdem sollte ein Student, der die Universität Jerusalem kennt, solche gibt es bestimmt jetzt, wenn nicht an der Hochschule, so doch in Berlin, etwas recht Lebendiges aus ihrem Leben erzählen, und vielleicht ein anderer Student oder eine Studentin der Lehranstalt sich darüber aussprechen, inwieweit er oder sie glaubt, daß ihre bisherigen Studien sie / ihn in eine lebendige Verbindung mit Palästina gebracht hat.

Was nun den zweiten, zweifellos wichtigeren Teil Ihres Briefes anbelangt, in dem Sie mir von Ihren persönlichen religiösen Fragen berichten, so muß ich Sie zunächst sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen nicht handschriftlich erwidern kann.<sup>6</sup>

Sie werfen zwei Hauptfragen auf: die pädagogische<sup>7</sup> und die sachliche.<sup>8</sup>

<sup>3</sup> Im Rahmen seiner Tätigkeit in der Propaganda-Abteilung der Hebräischen Universität hatte Ernst Simon angeregt, auch im Rahmen der Berliner Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, wo Frl. Hollander anscheinend tätig war, das Jerusalemer Universitätsjubiläum festlich zu begehen.

<sup>4</sup> Der Historiker und Liturgieforscher Ismar Elbogen (1874–1943) lehrte 1902–38 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, emigrierte in die USA.

<sup>5</sup> Der Rabbiner und Talmudforscher Chanoch Albeck (1890–1972) war in den Jahren 1925–35 Dozent an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, ging von dort an die Hebräische Universität Jerusalem.

<sup>6</sup> Da Ernst Simon nicht selbst maschineschreiben konnte, wurde durch die Schreibkraft notgedrungen noch eine dritte Person eingeschaltet.

<sup>7</sup> Die Schreiberin hatte die Befürchtung geäußert, die fraglose Erfüllung der religiösen Gebote, wie sie in der jüdisch-religiösen Erziehung zu lehren sei, führe zu einem mechanischen Gehorsam, der dem modernen Juden nicht angemessen sei: „Es kommt, denke ich, bei der Erziehung vor allem darauf an, den Jüngeren zur Ehrlichkeit zu leiten, und das muß auf Kosten der Orthodoxie gehen. Was ich im Bund tun könnte, wäre im besten Falle, die Kinder darauf aufmerksam zu machen, daß das, was sie tun kritiklos und starr ist, und sie schließlich zur Abwendung zu bringen. Und vielleicht wäre das auch noch das Beste für sie, sie könnten ja später einmal wieder dazu kommen (Mir selbst ist es ebenso gegangen). Aber schließlich gehe ich ja nicht in den Bund, um „Risches“ [Judenfeindschaft] zu machen.“

<sup>8</sup> Ob die jüdisch-orthodoxe Lebensform zu wahren sei, obwohl auch sie nicht imstande sei, einem Hauptmangel des modernen menschlichen Lebens, der Beziehungslosigkeit des Menschen, in weitem Rahmen abzuhelpfen.

Gestatten Sie mir, in umgekehrter Reihenfolge zu antworten, weil ja die pädagogische Arbeit von der sachlichen Selbstverständigung abhängt, nicht umgekehrt (Jedenfalls sollte es so sein).

Ihre Zweifel am Gesetz sind mir außerordentlich verständlich; Sie kennen ja meinen Aufsatz „Jüdische Lebensform und jüdische Orthodoxie“<sup>9</sup>, über den wir damals in der Bahn sprachen, und wissen seitdem, daß ich nicht „orthodox“ bin. Auch ich sehe, daß die Gesetze ihre erzieherische Kraft, zum mindesten in den letzten Jahrhunderten, nicht mehr auf alle Lebensgebiete zu erstrecken in der Lage waren, und daß die Intensität, die einst die Fülle des Lebens zu durchdringen hatte, ihre Kraft in der immer subtileren inneren Verschnörkelung verbrauchte.

Wenn ich trotzdem, wie ja auch Sie – zu einer grundsätzlichen, wenn auch unorthodoxen – Bejahung des Gesetzes gekommen bin und dabei bleibe, so geschieht es nicht nur wegen der natürlich sehr stark werdenden gefühlsmäßigen Zwangsbindungen, von denen Sie mit Recht sprechen und die einem die Tradition nach einiger Zeit zu einem nicht mehr entbehrlichen Teil der eigenen Lebensgeschichte machen, sondern auch aus einer sehr klaren Erkenntnis heraus, die mir jetzt wieder, bei meinem Pessachbesuch in mehreren Misrachi-Kwuzoth\*, sehr deutlich bestätigt wurde.

Wir brauchen, auf unserem neuen Wege in die Weite des Lebens, der ein Weg in die Freiheit ist, wir brauchen bei diesem großen Atemholen, das Zionismus heißt, die ständige Auseinandersetzung nicht nur mit dem kulturellen Ballast der Vergangenheit, sondern mit einer bändigenden, die von uns an- und aufgerufenen Elementartriebe zu neuer Zucht zwingenden gesetzlichen Macht. Bei aller bibelkritischen Einsicht im einzelnen, kann ich mich einfach des Glaubens nicht erwehren, daß die gewaltige Humanisierungsleistung des jüdischen Gesetzes einen nicht nur menschlichen Kern und Ursprung hat (Ähnliche Ausführungen habe ich übrigens sehr viel ausführlicher auf der Berliner Hechaluzkonferenz\* gemacht und später für ein Protokoll niedergeschrieben, von dem ich aber nicht weiß, ob es erschienen ist. Vielleicht können Sie es sich und auch mir verschaffen)<sup>10</sup>.

All das, was Sie, was wir heute – mit Recht – am Gesetz vermissen, wird es, gewiß nicht ohne tief greifende Veränderungen, im Zusammenstoß mit einer neuen sozialen und menschlichen Wirklichkeit Palästinas wieder erhalten; zum Zusammenstoß aber muß es da sein. Wir sind die Hüter der Fahne, obwohl wir wissen, daß wir sie heute nicht hoch in Händen tragen können, sondern sie nur, mit fast schon ermatteten Händen, gerade noch durch den Sand schleifen; und doch bewahren wir sie einer späteren Zukunft, die sie wieder emporheben wird.

<sup>9</sup> Simons Aufsatz Jüdische Orthodoxie und jüdische Lebensform, in: JR (*Jüdische Rundschau*) 39 (1934) Nr. 95 vom 27.11.1934, S. 2, hatte eine rege öffentliche Diskussion ausgelöst.

<sup>10</sup> Talmid Chacham und Chaluz (aus einem Referat gehalten auf dem 5. Bundestag des Zeire Misrachi), Berlin 1934, 8 S.

Das Pädagogische ergibt sich aus dieser Grundeinstellung leicht. Sie sollen sich durchaus nicht scheuen, die echte Problematik des Gesetzes in den Kindern selbst zu erwecken, natürlich behutsam und stufenweise. Gelingt Ihnen Ihre Arbeit, so wird das Resultat durchaus keine falsche Satttheit und Festigkeit sein, sondern psychologisch dem Zustande sehr nahekommen, den Sie selbst als den vielleicht besseren, wenn auch unglücklicheren schildern;<sup>11</sup> nur daß diese Haltung der Spannung sich nicht im luftleeren Raum, sondern im Raum des Gesetzes zu bewähren haben wird.

Ich habe jetzt von meinem Kwuzoth\*-besuch, bei allen offensichtlichen und dennoch zahlreichen tiefer liegenden Mängeln, doch im Grunde einen sehr starken Eindruck bekommen, den ich in merkwürdig ähnliche Worte faßte wie – Ben Gurion<sup>12</sup> in seiner Rede bei der hiesigen Konferenz der Poale Misra-chi\* (Ich habe die Übereinstimmung erst gestern, nachträglich gemerkt, als ich die Rede im Informationsblatt des Deutschen Hechaluz\* las: Diese Gruppe ist die einzige, die im religiösen Judentum Gedanke und Wirklichkeit der Arbeit, in der jüdischen Arbeiterschaft Gedanke und Realität der Thora zu verwirklichen sucht. Den Werkleuten<sup>13</sup> fehlt es an Realität). Das ist etwas überwältigend Schweres und Grosses, zumal für eine kleine Zahl individuell oft schwacher Menschen. Geschichtlich gesehen, ist es eine der Aufgaben der Stunde.

Ich grüße Sie von Herzen als Ihr sehr ergebener Dr. Ernst Simon

[41] An Martin Buber

Jerusalem, Universität, 24.VII.35

Lieber und verehrter Herr Buber!

Sie haben unterdessen von dem die Universität ehrenden oder doch rehabilitierenden Beschluß wegen des päd[agogischen] Lehrstuhls<sup>14</sup> gehört, und wenn in Luzern auch alles glatt geht – glatt für die Universität – so dürfen wir wohl hoffen, Sie im Herbst endgültig hier zu haben. Der Abschied wird Ihnen nicht leicht fallen und den deutschen Juden noch schwerer, aber es muß doch nun gewagt werden. Sie haben hier eine gewaltige Aufgabe vor sich, gerade in dieser zentralen pädagogischen Stellung; und sogar vom Gesichtspunkt des

<sup>11</sup> Fr. Hollander hatte geschrieben: „... ob es nicht richtiger ist, sich [vom Halten des Zeremonialgesetzes] loszureißen und lieber „formlos“ und unsicher, vielleicht auch unglücklich zu sein, das weiß ich nicht. Denn, wenn man auch einiges mit Sinn erfüllen kann, so geht das doch bei so Vielem nicht mehr. Und sich das, was einem paßt, auszuwählen, wäre Überheblichkeit und sogar Blasphemie; so ist es schließlich doch nicht gemeint.“

<sup>12</sup> David Ben-Gurion (1886–1973), der spätere Premierminister des Staates Israel, war damals Vorsitzender der Zionistischen Exekutive.

<sup>13</sup> Die *Werkleute* – Jugendvereinigung, hervorgegangen aus dem deutsch-jüdischen Wanderbund *Die Kameraden*; sie wanderten 1934 nach Palästina ein und gründeten dort den Kibbuz Hasorea. Ihr Leiter, Hermann (Menachem) Gerson, stand eine Zeitlang in engem Kontakt mit Martin Buber.

<sup>14</sup> Martin Bubers Lehrstuhl war nach längeren Verhandlungen als *Sozialpädagogik* definiert worden.



deutschen Judentums aus gesehen: denn sein jugend- und zukunftskräftiger Teil ist hier oder kommt her. Das erleichtert auch das Problem Ihrer inneren Rezeption sehr.

Ich freue mich, neben dem Sachlichen, besonders darauf, daß wir auch wieder werden etwas zusammen arbeiten können. Meine beruflichen Dinge haben sich wie folgt gestaltet: ich trete, mit zunächst einer halben Stelle, in das neugegründete Mustergymnasium in Beth Hakerem<sup>15</sup> ein, das zugleich den Studenten unserer neuen pädag[ogischen] Abteilung und denen des Seminars als Übungsschule dienen wird und von dem zunächst die ersten 3 (von im ganzen 6) Klassen aufgemacht werden, und zwar etwa Unter- u[nd] Obertertia und Untersekunda. Dort werde ich Geschichte, allgem[eine] u[nd] jüd[ische], unterrichten, außerdem am Seminar, 2 Stunden wöchentlich, Gesch[ichte] d[er] Päd[agogik], und dasselbe, als *More min haChuz*<sup>16</sup>, auch an der Universität. All das zusammen ist eine halbe Stelle – und die andere Hälfte wird die auf drei Tage reduzierte Fortsetzung meiner jetzigen Arbeit sein<sup>17</sup>, da die historische Assistenz, trotz Koebners<sup>18</sup> ehrlichen Bemühungen, wieder gescheitert ist, und zwar diesmal schon im Permanenzausschuß des Senats, aus allgemeinen (sogar verständlichen) verfassungsrechtlichen Erwägungen: man will die fragwürdige Institution der Assistenzen nicht in die Geistes-wissenschaften einführen.

Meinen Cohen-Spinozaaufsatz<sup>19</sup>, den ich noch kräftig umgearbeitet habe und über den ich von den verschiedensten Seiten, z.B. von Ucko<sup>20</sup>, viel Freundliches höre, habe ich Ihnen nicht geschickt, weil Sie ja die Monatschrift, und sogar doppelt, bekommen; Sie kennen ihn ja auch. Sehr begierig bin ich aber auf Ihr Urteil über mein Bialikbuch<sup>21</sup>, das Sie hoffentlich kurz nach Eintreffen dieses Briefes in der Hand haben werden.

Was macht die M[ittel]-St[elle]? Wann erscheint der Rundbrief? Er sollte am 15/II (!) herauskommen. Ich höre garnichts von dort. Wie geht es B. u. K.<sup>22</sup>? Kann ich ein neues Lehrhausprogramm sehen, wenn eins gedruckt wird?

Wir sind mit den Gedanken viel bei Ihnen allen und hoffen Sie bald alle mit Leib, Geist und Herz hier bei uns zu haben.

Alles Herzliche von Haus zu Haus  
Ihr Ihnen treu ergebener Ernst Simon

<sup>15</sup> Jerusalemer Stadtteil, unweit des heutigen Herzl-Parks.

<sup>16</sup> Lehrbeauftragter auf Zeit.

<sup>17</sup> Im Presse-Amt der Hebräischen Universität.

<sup>18</sup> Richard Koebner s. Brief 37.

<sup>19</sup> Zu Hermann Cohens Spinoza-Auffassung, in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 79 (1935), S. 181–194; repr. in: *Brücken*, S. 205–214.

<sup>20</sup> Sinai (Siegfried) Ucko (1905–1976), Rabbiner und Lehrer, seit 1935 in Palästina, seit 1955 Leiter des Pädagogischen Seminars der Universität Tel-Aviv.

<sup>21</sup> *Chajjim Nachman Bialik*, Schocken 37 / 38, Berlin 1935, 156 S.

<sup>22</sup> Wohl Rabbiner Leo Baeck (1873–1956) und der Sozialpädagoge Ernst Kantorowicz (1892–1942); Simon erinnert hier an seine Tätigkeit im Rahmen der *Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung* während des Jahres 1934.

[PS] Calvary<sup>23</sup> erholt sich jetzt ein bißchen bei uns und läßt Sie schön grüßen.

[PS Blatt I] Ich habe große Lust auf Leo Strauß' Einleitung<sup>24</sup> ausführlich, vielleicht in einer Broschüre zu antworten: „Orthodoxie oder Atheismus?“

[42] An Leo Kohn

Jerusalem, 2.II.36

Lieber Leo Kohn,

In Fortführung unseres neulichen Gespräches möchte ich Ihnen, anlässlich der heutigen Kundgebung der Exekutive zu der Verlautbarung des High Commissioners an die arabischen Führer, einige Ausführungen machen, die, wie Sie mir glauben werden, aus dem besorgten Herzen eines zionistischen Patrioten kommen.

Ich hätte in früheren Jahren vielleicht den Weg öffentlicher Stellungnahme gewählt, glaube aber heute, daß es richtiger ist, den Versuch einer direkten Einwirkung auf die leitenden Menschen zu machen. Ich bitte dafür Sie, lieber Leo Kohn, um Ihre freundliche Stellungnahme und Vermittlung.

Wir haben heute in Palästina keine öffentliche Meinung. Die Tonart unserer Presse gegenüber den wesentlichen aussenpolitischen Ereignissen, die heute das Schicksal unserer Politik bestimmen, ist vom Doar Hajom\* bis zu den Blättern des Haschomer Hazair\* und der linken Poale Zion\* beinahe die gleiche. Insofern hat die Exekutive einen außerordentlichen Erfolg errungen; es ist ihr – oder der objektiven Notlage des jüdischen Volkes – gelungen, ohne andere Zwangsmittel als den freilich starken moralischen Druck der Meinung der Mehrheit, in allen wesentlichen Fragen eine nationale Einheitsfront herzustellen.

Diese Lage hat ihre strategischen und vor allem taktischen Vorteile; sie erleichtert das Operieren nach außen, und erleichtert es vielleicht manchmal allzusehr, weil die leitenden Männer die sich bereits im eigenen Lager dialektisch vorbereitenden Schwierigkeiten nicht in ihrer wahren Größe abschätzen können. Damit bin ich bei dem Nachteil der so beschaffenen Situation: er kann, wenn überhaupt, nur dadurch ausgeglichen werden, daß die Meinungsäußerungen denkender und verantwortlicher Zionisten, und seien sie gänzlich ohne Amt und Aktenkenntnis, höchst ernsthaft geprüft werden.

In diesem Sinne bitte ich, die nachfolgenden Ausführungen lesen zu wollen.

Die Kundgebung der Exekutive zu der Verlautbarung des High Commissioners bezieht sich, ebenso wie der große Aufsatz von Berl Kaznelson<sup>25</sup> im

<sup>23</sup> Moses Calvary (1876–1944), Pädagoge, Schriftsteller, Zionist; damals im Kinderdorf Ben Schemen tätig, bekannt als der „palästinensische Pestalozzi“.

<sup>24</sup> Der Philosoph Leo Strauß (1899–1973) hatte zusammen mit Fritz Bamberger im Rahmen der Jubiläumsausgabe zum 200. Geburtstag von Moses Mendelssohn zwei Bände mit dessen *Schriften zur Philosophie und Ästhetik* (Band II und III 1) herausgegeben. Vermutlich handelt es sich hier um seine Einleitung zu dem Traktat *Phädon*, den Mendelssohn nach dem Vorbild des Platonischen Dialogs geschrieben hatte (Bd. III 1, S. XIII–XXXIII).

<sup>25</sup> Der zionistische Arbeiterführer Berl Katznelson (1887–1944).

Dawar\*, lediglich auf einen einzigen, freilich schwerwiegenden Punkt, nämlich auf die bevorstehende Landgesetzgebung. In Wahrheit hatte die Erklärung einen viel weiteren Inhalt; sie betonte ausdrücklich die Notwendigkeit, die jüdische Einwanderung fortzusetzen und reduzierte die Ansprüche der Araber auf die Einführung eines demokratischen Regimes auf den Plan der jetzt vorgeschlagenen *Moazah Mechokkeket*.<sup>26</sup>

Ich halte es für einen schwerwiegenden Fehler, wenn wir aus einer Gesamtkonzeption, die naturnotwendiger Weise nach zwei Seiten gewandt ist, uns nur den negativen Teil herauslösen.

Vermutlich entspricht dieses Vorgehen einer taktischen Überlegung, die etwa dahin geht: die Araber schreien, also müssen wir auch schreien. Die Regierung werde im Grunde froh sein, wenn sie unter Hinweis auf den jüdischen Protest den Arabern sagen kann, wieviel sie ihnen gibt.

Ich halte diese Taktik für kurzsichtig. Es käme darauf an, der englischen Regierung, bei aller Wahrung unserer Rechte, zu zeigen, daß wir ein Verständnis für das Gesamtproblem haben, nicht nur für seinen jüdischen Ausschnitt. Gerade ein solches Gesamtverständnis würde uns meiner Meinung [nach] der englischen Regierung als politischen Partner empfehlen. Treiben wir aber die jetzt gewählte Taktik noch um einen Schritt weiter, so gleiten wir in die Gefahr eines Zweifrontenkrieges, den Palästina ja im Jahre 1929 schon einmal erlebt hat.

Es darf dabei nicht vergessen werden, daß sich die Exekutive zwar über die taktische Absicht ihrer Kundgebung durchaus klar sein kann und daß sie sie sogar in ihrem Grundton mit der Mandatsregierung verabredet haben könnte, ohne doch dadurch der Bewegung Herr zu werden, die sie damit in den jüdischen Maßen entfesselt und die sie weitertreiben kann, als sie heute selber will. Solche Dinge haben ihre Eigengesetzlichkeit, die vor Beschreiten des Weges nicht ernsthaft genug überlegt werden können.

Und nun zum Inhalt der Kundgebung: Sie enthält zweifellos eine Reihe höchst treffender Hinweise, insbesondere sind die Zitate aus dem Macdonald-Brief schlagend, insoweit sie sich auf die Notwendigkeit eines positiven Kolonisationsprogrammes der Regierung beziehen.

Gefährlich scheint mir indes der Hinweis darauf, daß das vorgeschlagene in seinen Einzelheiten ja noch garnicht bekannte Gesetz den Mandatsbestimmungen widerspreche. Einmal scheint mir der Nachweis dafür nicht gelungen, und zweitens sollten wir uns hüten, der Regierung immer wieder den Bruch des Mandates vorzuwerfen und damit nahezu legen. Die wesentliche Rechtsbasis unserer hiesigen Existenz muß gerade dann, wenn man sich so eindeutig gegen die heutige Politik der arabischen Führung einstellt, auch argumentativ sehr pfleglich behandelt werden.

[Ernst Simon]

<sup>26</sup> Hebräisch: Gesetzgebender Rat, Vorläufer des israelischen Parlaments.

[43] An Martin Buber

Jerusalem. 8.XI.36

Verehrter und lieber Herr Buber!

Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihren Brief vom 13.X.<sup>27</sup> Als ich gestern die – gutgemeinte, aber doch etwas verschmockte – Besprechung Leo Hirschs<sup>28</sup> in der J.R. las, schlug mir doch das Gewissen, daß ich nicht selbst geschrieben habe – aber es besteht jetzt wirklich kaum eine *physische* Möglichkeit. Ich muß mich, in diesem Jahre äußerer und vor allem innerer Erprobung, mit *allen* Kräften des Leibes und der Seele der neuen großen pädagogischen Aufgabe: Lehrerbildung in Palästina stellen, um ihr gewachsen zu sein und um ernsthaft zu erfahren, ob sie, wie ich hoffen darf, die große zentrale Aufgabe des Lebens oder doch der nächsten Lebens Epoche wird. Niemand wird besser als Sie verstehen, daß es gerade für einen der Zersplitterungsgefahr so ausgesetzten Menschen wie mich eine solche Stunde geben mußte.

Damit habe ich eigentlich schon das Entscheidende über meine neue Berufstätigkeit gesagt, von der Sie freundlicherweise Näheres zu hören wünschten.

Rein äußerlich handelt es sich darum, Jellin und vor allem Dinaburg<sup>29</sup> in der Leitung zu entlasten; außerdem habe ich den Unterricht in allgemeiner und jüdischer Geschichte (5 Stunden) in der Mechina<sup>30</sup>, die zum Abitur führt; Geschichte der Pädagogik am Seminar selbst (4 Stunden), Geschichte und historische Übungen für die „Humanisten“ an der obersten Klasse der Übungsmittelschule in Beth-Hakerem (4 Stunden), deren Klassenlehrer ich zugleich bin. Auch die Geschichtsstudenten der Universität, die Oberlehrer werden wollen, sind mir z.T. zur praktischen Ausbildung zugewiesen (Mit all dem zusammen verdiene ich übrigens, incl. aller Familienzulagen etc. noch nicht 25£, aber wir kommen, dank Toni, doch recht gut aus).

Von Innen gesehen, ergeben sich in diesem Rahmen gewichtige Aufgaben. Zunächst einmal im Seminar äußere Ordnung und Arbeitsgesinnung herzustellen,<sup>31</sup> an der es vielfach gefehlt hat, ohne den lebendigen Geist jüdischer Gelehrsamkeit, den vor allem Dinaburg verkörpert, zu mechanisieren. Dann

<sup>27</sup> Abgedruckt in: *Buber-Briefwechsel II*, Nr. 551.

<sup>28</sup> Ernst Simon war angefragt worden, ob er die 1936 erschienene Aufsatz-Sammlung von Martin Buber und Franz Rosenzweig *Die Schrift und ihre Verdeutschung* in der *Jüdischen Rundschau* besprechen wolle, und hatte wegen Arbeitsüberlastung abgelehnt. Daraufhin hatte der Journalist Leo Hirsch (1903–1943) die Besprechung übernommen (in: JR vom 30.X.1936, S. 5).

<sup>29</sup> David Jellin (1864–1941), Gründer des (heute nach ihm benannten) Jerusalemer Lehrerseminars; der Historiker und Pädagoge Ben-Zion Dinur (Dinaburg), der das Lehrerseminar leitete, wurde 1936 Dozent für moderne jüdische Geschichte an der Hebräischen Universität.

<sup>30</sup> Der Universität angegliedertes akademisches Programm für Studienbewerber, deren Vorbildung dem Abitur nicht entspricht.

<sup>31</sup> Was Ernst Simon darunter versteht, geht hervor aus einem hebr. Schreiben vom Herbst 1937, vor Beginn seines zweiten Jahres in der Seminarleitung. Unter den zehn dort aufgeworfenen ‚Disziplinfragen‘ steht an erster Stelle das Problem des morgendlichen Zuspätkommens, an vorletzter das der individuellen Sonderferien.

hoffe ich, darüber hinaus, doch auch von meiner eigenen geistigen Eigenart den künftigen Lehrern etwas mitgeben zu können: im doppelten Sinne eines postsäkularisierten und human-weltweiten Judentums, woraus sich auch Konsequenzen für die menschlich-politische Grundhaltung ergeben.

Um all das bemühe ich mich, und, wie mir scheint, nicht ohne gewisse, bescheidene, Aussichten auf Erfolg bei diesem und jenem.

Es tut mir sehr leid, daß Ihre eigenen Pläne, so sehr Sie sie offenbar im Bezirk des gedruckten und z. T. auch des gesprochenen Wortes fördern können, sonst mancherlei Stockung von außen erfahren zu haben scheinen.<sup>32</sup> Hoffentlich wird sich alles überwinden lassen, sodaß wir uns bald hier wiedersehen können.

Mit Spitzer<sup>33</sup> traf ich hier öfter zusammen; wie mir scheint, zu gegenseitiger Freude. Gestern las uns und einigen andern Ludwig Strauß<sup>34</sup> die ersten Gesänge seines schönen Epos<sup>35</sup> vor, der dritte folgt am nächsten M[ozäe] Sch[abbat].<sup>36</sup>

Ihnen und Ihrer Frau die herzlichsten Grüße von uns allen.  
Ihr Ihnen stets getreuer Ernst Simon

[PS] Entschuldigen Sie die Kleckse: mein neuer „Füll“ bockt noch!

[44] An Hans Kohn

Jerusalem, 9. November 1936

Lieber H[ans] K[ohn]

Sie hatten m.E. in vielem recht, im Entscheidenden unrecht, und haben auch als Person, d.h. als der politische Autor H.K. – kein Recht zu Ihrer Gesamtablehnung des Zionismus.<sup>37</sup> Wer wie Sie – zuletzt in „Europ[äisierung] d[es] Or[ients]“<sup>38</sup> – die modernen Ost-Nationalismen so vorbehaltlos lobt,

<sup>32</sup> Diplomatische Umschreibung für Bubers Lehrverbot.

<sup>33</sup> Moritz Spitzer (1900–1982), 1932–38 Verlagsberater des Schocken-Verlags in Berlin, 1939 Auswanderung nach Palästina.

<sup>34</sup> Der Dichter Ludwig Strauß (1892–1953) war Bubers Schwiegersohn. Damals wohnten er und seine Familie noch im Jerusalemer Stadtteil Rechawja und bereiteten sich vor auf die Übersiedlung nach Jokneam (Jesreel-Ebene).

<sup>35</sup> Sein Elia-Epos hat Ludwig Strauß nicht fertiggestellt; ein Teilabdruck erschien im *Almanach des Schocken-Verlags auf das Jahr 5697* (1936 / 37).

<sup>36</sup> Hebr.: Samstagabend nach Sabbat-Ausgang.

<sup>37</sup> Hier knüpft Ernst Simon an eine Formulierung aus Hans Kohns Brief vom 3.10.1936 an: „Daß ich jeden Zionismus, der auch nur mit dem Gedanken der Mehrheit spielt (...) als eine schwere Gefahr für das Judentum und für den Vorderen Orient scharf ablehne, wissen Sie.“ Offenbar hatte Ernst Simon in seinem vorigen Schreiben besorgt nachgefragt, ob Hans Kohn (wie berichtet wurde) tatsächlich „in öffentlichen Äußerungen Zionismus und Nazismus völlig gleichgestellt“ habe. In seinem Brief vom 3.10.36 nimmt Hans Kohn sachlich dazu Stellung; insgesamt empfiehlt er, die politischen Dinge beiseite zu lassen, um die persönlichen Beziehungen nicht zu verderben.

<sup>38</sup> Gemeint ist Hans Kohns Buch *Die Europäisierung des Orients*, das 1934 im Schocken-Verlag in Berlin erschienen war.

obwohl in ihnen zweifellos stärkere faschistische Keime stecken als im Zionismus, darf diesen nicht so vorbehaltlos tadeln, es sei denn, das Sündenbewußtsein des assimilierten Juden – und ihre kindliche Amerika-Begeisterung (in dem es ja wohl eine Negerfrage gibt) drängt mir das Wort auf – verzerre ihm ungerecht den Blick. Der jüdische Nationalismus hat das Recht, mit demselben Maßstab gemessen zu werden wie der arabische, türkische, persische. Tut man das unbefangen – und daß zur echten Unbefangenheit ein tüchtiges Maß Selbstkritik gehört, weiß ich heute wie je – so steht er keineswegs schlechter als seine Konkurrenz da. Wenn es z.B. heute, wo wir uns evtl. faktisch der Mehrheit nähern<sup>39</sup> – und warum soll es eine sittliche Forderung sein, eine (etwa assyrische oder armenische) Minderheit zu bleiben? – wirklich gelingen sollte, die Bewegung auf die Weizmannsche Forderung dauernder politischer Parität festzulegen, so würde ich darin den Sieg alter Brith-Schalom\* Forderungen (freilich des gemäßigten Flügels) im andern Lager sehen.

Daß es daneben ungeheure Mißstände gibt, ist zweifellos wahr; ich leide unter ihnen heute vermutlich mehr als Sie, einfach situationsmäßig. Andererseits gibt es auch erzieherisch dauernde Möglichkeiten der Gegenwirkung im täglichen Kleinkampf mit den bösen Instinkten unseres Chauvinismus. Den führe ich, so gut ich kann: mit dem immer schlechten, doch immer wachen Gewissen des Menschen, der nie genug tut. Es ist schade, daß Sie uns als Mitkämpfer verloren gegangen sind.<sup>40</sup>

Meine pädagogische Aufgabe nimmt mich jetzt so stark in Anspruch, daß ich nicht glaube, die nächsten Jahre etwas schreiben zu können. Das ist vielleicht schade, aber bestimmt nicht schlimm.

Ich bin, in alter Herzlichkeit

stets Ihr [Ernst Simon]

<sup>39</sup> Durch die massive jüdische Einwanderung nach Palästina verschob sich die Relation zwischen der arabischen und der jüdischen Bevölkerung im Lande. Vgl. dazu Martin Buber, *Mehrheit oder so viele wie möglich?* in: Paul R. Mendes-Flohr (Ed.), *Martin Buber – Ein Land und zwei Völker*, Frankfurt / M. 1983, S. 219–225; ebda. S. 134–138 das Schreiben, in dem Hans Kohn im November 1929 seinen Austritt aus der zionistischen Vereinigung begründete.

<sup>40</sup> Geographisch durch seine Übersiedlung in die USA (1931), ideologisch durch seine scharfe Verurteilung der chauvinistischen Züge im Zionismus; beides wurde ihm von manchen als Fahnenflucht ausgelegt, zumal er vor dem Ersten Weltkrieg zum Prager *Bar-Kochba*-Kreis gehört hatte. Dazu schrieb ein anderes Mitglied dieses Kreises, Robert Weltsch, damals noch Chefredakteur der *Jüdischen Rundschau* in Berlin, Ernst Simon am 14.8.36: „HK [= Hans Kohn] ist fern davon, zu ‚triumphieren‘!! Sie kennen ihn schlecht. Aber er ist tief deprimiert, u. so bin ich. Woher soll eine Lösung kommen, wenn Sie wegen Ihrer polit. Haltung nicht einmal Geschichte der Pädagogik (!) lehren dürfen?!“

[45] An Moshe Sharett

[hebr. Abschrift] 18.II.37

Mein lieber Schertok,<sup>41</sup>

ich möchte Dir noch einmal danken für Deine ausgezeichnete, wohldurchdachte, mutige und kluge Rede. Schade, daß sich keine Diskussion anschloß. Ich fürchte nämlich, daß mindestens ein Drittel der Lehrer nicht Deiner Meinung waren. Es wäre gut gewesen, wenn die den Mund aufgemacht hätten. Auch Deine Rede war ja ganz und gar auf Diskussion hin angelegt. Ich möchte der Pädagogischen Abteilung vorschlagen, ein Rundschreiben an alle Schulen zu schicken mit der Auflage, auf einer eigens einberufenen Lehrersitzung zu klären, was von den Lehrern aus zu machen ist, um den Schülern die Hauptgedanken Deiner Rede ins Herz zu senken. Es wäre wohl gut, wenn jeweils ein Vertreter der Abteilung bei diesen Sitzungen zugegen wäre.

Im Verlauf Deiner Rede ist mir ein Gedanke gekommen: Die Völker, die zu einer gewissen ethischen Position gelangen, werden mehrmals geboren, nicht nur einmal. Und die zweite oder dritte Geburt, das ist die ethische, wie etwa die Geburt des neuen Frankreich im Dreyfus-Prozeß<sup>42</sup>, die Geburt der neuen tschechischen Nation durch Masaryks kühne Taten (Hilsner-Prozeß, gegen Königinhofer Handschrift)<sup>43</sup>, der Vereinigten Staaten unter Lincoln durch die Sklavenbefreiung u.a.m. Vielleicht sind wir bei einer solchen Epoche angelangt, einem Zeitalter der Läuterung und Neugeburt. Und Du, Schertok, hast das Zeug dazu, eine der führenden Kräfte zu werden.

Und noch etwas ist mir aufgefallen. Warum ist das erzieherische Potential der Tora von den Orthodoxen an die Ketzer übergegangen? Warum sagt die Mehrzahl der guten Juden *nicht*, was Du sagst, und wäre auch nicht damit einverstanden, und Du wirst zum Sprachrohr unserer Tora? Wo liegt hier der Fehler in der orthodoxen Erziehung?

Abschließend möchte ich Dir noch von einer interessanten pädagogischen Erfahrung erzählen, die ich in der Oberschule gemacht habe. Dort gebe ich für den humanistischen Zweig einer Obertertia einen Kurs über die Geschichte der politischen Theorien. Wir lesen zur Zeit gemeinsam Stücke aus Platons ‚Staat‘. Als wir an die Stelle kamen, wo Platon den Staat als Beweismittel verwendet, um die Eigenart der Individualgerechtigkeit darzulegen, die sich im Staat nur in vergrößertem Maßstab, aber ohne qualitative Verän-

<sup>41</sup> Moshe Sharett (1894–1965), israelischer Staatsmann: 1948 Aussenminister, 1954 Ministerpräsident.

<sup>42</sup> Dreyfus-Affäre, 1894 Hochverratsprozeß gegen den jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus aus antisemitischen Beweggründen; nach Eingreifen von Emile Zola und anderen wurde der zu Unrecht Verurteilte 1899 begnadigt und später freigesprochen.

<sup>43</sup> Thomas G. Masaryk (1850–1937), erster Präsident der tschechoslovakischen Republik; äußerte sich sehr entschieden gegen Nationalismus und Antisemitismus. Leopold Hilsner war 1899 im sog. Polnaer Ritualmordprozeß schuldig gesprochen worden; Masaryk setzte sich für seine Rehabilitierung ein. Die Königinhofer Handschrift ist eine von Masaryk und anderen entlarvte Fälschung angeblich mittelalterlicher tschechischer Dichtungen.

derung widerspiegele, fragte ich meine Schüler, ob es sich wirklich so verhalte, daß zwischen der Individualethik und der Gemeinschaftsethik kein Unterschied besteht, und sie antworteten einmütig: kein Unterschied. Ich führte Max Webers<sup>44</sup> Unterscheidung zwischen Verantwortungsethik (im Gemeinwesen) und Gewissensethik (beim Individuum) ein; die jungen Leute wollten diese Unterscheidung partout nicht anerkennen. Ich verlieh meiner Freude Ausdruck und sagte ihnen, die von ihnen geäußerte Meinung hätte ich selbst jahrelang vertreten, müsse nun aber gelegentlich mit der Möglichkeit einer anderen Meinung rechnen. Dann lenkte ich das Gespräch auf die aktuellen Fragen im Lande, hauptsächlich die Frage von Zurückhaltung oder Aktivismus.<sup>45</sup> Plötzlich wechselten die Fronten: ich blieb als ‚Idealist‘ einsam auf weiter Flur, und sie bezogen eine ‚realistische‘ Position – deren Realismus allerdings stark verfälscht war. Ich führte dann noch einiges an – unter anderem viel von den Argumenten, die Du heute vorgebracht hast, und schließlich kamen wir überein, einen Aufsatz zu schreiben über das Thema „Individual- und Gemeinschaftsethik“. Die Aufsätze sind interessant, nicht nur negativ. „Eine Generation sagts der andern“<sup>46</sup>, wie mir Mosche Calvary<sup>47</sup> einmal gesagt hat.

Entschuldige die ungebührliche Länge, aber ich habe mich gefreut, und Du hast mich wirklich getröstet. Ich schicke Dir meinen ‚Ranke & Hegel‘. Nun kannst Du noch zwei gute Reden halten, ich habe noch zwei Bücher für Dich; aber wenn Du dann weitermachst, muß ich ein neues Buch schreiben.

Ich habe schon immer gewußt, daß wir im gleichen Boot sitzen, nun weiß ich, daß wir auch eine gemeinsame Sprache haben.

In freundschaftlicher Hochachtung  
Dein E. Simon

[PS] Was den Vorschlag betrifft, Jellins Worte drucken zu lassen, so ist auch Dr. Rieger<sup>48</sup> dafür und will anordnen, sie am 30. Tag nach dem Tod von Avinoam s.A.<sup>49</sup> an allen Schulen zu verlesen. Bevor Du in der Sache tätig wirst, nimm bitte Kontakt auf mit der Pädagogischen Abteilung.

<sup>44</sup> Der Sozialökonom Max Weber (1864–1920), Begründer der Religionssoziologie.

<sup>45</sup> Die unter den hebräischen Bewohnern Palästinas heiß diskutierte Frage, wie auf arabische Gewalttaten und deren Duldung durch die Mandatsregierung zu reagieren sei: mit Zurückhaltung oder durch Gegenterror.

<sup>46</sup> Abwandlung von Ps 19, 3a.

<sup>47</sup> Moses Calvary (1876–1944), Pädagoge, 1922 nach Palästina ausgewandert (s. Brief 41).

<sup>48</sup> Der Pädagoge Elieser Rieger (1896–1954), Mitbegründer des Jerusalemer Muster-Gymnasiums, an dem Ernst Simon unterrichtete, war 1937–38 für die jüdischen Höheren Schulen in Palästina verantwortlich.

<sup>49</sup> Avinoam Jellin (1900–1937), Orientalist und Schulinspektor, der fünfte Sohn des Pädagogen David Jellin, war im Januar 1937 von arabischen Terroristen ermordet worden.



[46] An Karl Neumeyer und Hans Georg Hirsch

Jerusalem, 17.6.37

Lieber Herr Neumeyer,<sup>50</sup>  
 lieber Hans Georg Hirsch,<sup>51</sup>

nach unseren hiesigen ausführlichen Gesprächen habt Ihr mir die Erlaubnis gegeben, Euch meine Gedanken zu Eurem Plan, von Groß-Bresen her eine jüdische landwirtschaftliche Siedlung in Brasilien ins Werk zu setzen, noch einmal schriftlich vorzutragen, damit Ihr sie Euren Kameraden bekanntgeben und mit ihnen durchsprechen könnt. Ich danke Euch sehr für das Vertrauen, das darin liegt, und ich hoffe, es nicht zu mißbrauchen.

Ihr wißt, daß ich Zionist bin und seit nunmehr bald zehn Jahren, mit Unterbrechungen, die mich immer wieder nach Deutschland führten, in Palästina lebe. Doch will ich versuchen, so objektiv, wie es mir möglich ist, nicht von meinem, sondern von Eurem Standpunkt her zu argumentieren und versuchen klarzulegen, daß Ihr von Euren eigenen Voraussetzungen her, wie sie sich mir aus dem Briefwechsel zwischen Hans Georg und „Wastl“ sowie aus den Gesprächen mit beiden ergeben haben, eine andere Entscheidung als die brasilianische treffen könntet und solltet.

Ich will zunächst einmal Eure weltanschaulichen Voraussetzungen selbst kurz formulieren, damit Ihr entscheiden könnt, ob ich sie richtig verstanden habe. Es scheint mir so zu liegen:

1. Ihr erkennt die Bedeutung Palästinas als die eines werdenden Zentrums für das jüdische Volk an.
2. Ihr verneint das Recht der Einwanderung nach Palästina für solche Juden, die nicht entschlossen und in der Lage sind, sich dem neuen Aufbau und seinen Forderungen nach jüdischer Nationalisierung und sprachlich-kultureller Hebraisierung restlos hinzugeben.
3. Eure Beziehung zum jüdischen Volk geht wesentlicher auf die Glaubensbindung (der eine in sich sehr verschiedenartige religiöse Praxis entspricht) als auf die natürliche Tatsache der gemeinsamen Abstammung und die historische gemeinsamen Schicksals, wenn Ihr diese auch keineswegs leugnet.
4. Euer Deutschtum ist Euch ein sehr wesentlicher Bestandteil Eures heutigen Wesens, sowohl als Einzelne wie als Gemeinschaft. Ihr wollt versuchen, davon zu erhalten, was sich erhalten läßt, ohne aber dessen gewiß zu sein, daß es auch in den kommenden Jahrzehnten und in einem fremden Lande noch genügende Formkräfte für Euch und Eure Kinder bewahren wird.

---

<sup>50</sup> Die Empfänger des Briefes befanden sich auf dem jüdischen Lehrgut Groß-Bresen und überlegten, ob sie von dort nach Palästina oder Südamerika gehen sollten. Karl und Elischewa Neumeyer gingen gegen Ernst Simons Rat nach Brasilien. Nach dem Scheitern ihres dortigen Aufenthalts verwies Ernst Simon sie an Leopold Marx in Schawe Zion, 1950 ließen sich die beiden dort nieder. Im Frühjahr 1986 luden sie dorthin zum Treffen ehemaliger Groß-Bresener ein.

<sup>51</sup> Hans Georg Hirsch, Sohn von Dr. Otto Hirsch, später USA.

5. Ihr haltet die landwirtschaftliche Berufsumschichtung für ein praktisches und moralisches Gebot, das dem deutschen jungen Juden in dieser Stunde auferlegt ist.
6. Ihr glaubt an die Notwendigkeit des Fortbestandes einer gesunden Diaspora und an die Möglichkeit der Bildung neuer Zentren. Euer brasilianischer Versuch soll den Kern eines solchen neuen Zentrums bedeuten.

Wenn ich annehmen darf, Eure Meinung im wesentlichen richtig formuliert zu haben, so will ich mich jetzt nicht auf eine Diskussion mit ihren einzelnen Positionen einlassen, sondern sie für die Frage: Brasilien oder Palästina? als ein gegebenes Faktum zugrunde legen. Dann ergibt sich meines Erachtens Folgendes:

ad 1. Die Anerkennung Palästinas als Zentrum macht Euch zu Zionisten im Sinne Achad Haams<sup>52</sup>, wenn auch ohne dessen jüdische Kenntnisse und Verwurzelung.

- a) Sie sind völlig berechtigt, soweit sie sich auf die Notwendigkeit der Hebraisierung beziehen. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß irgendeine Gruppe in der palästinensischen Landwirtschaft existieren kann, die sich nicht entschlossen auf den Weg der Hebraisierung macht. Es gibt praktisch davon immer wieder Ausnahmen, aber stets nur in der älteren Generation, und diese sind dann vom eigentlichen geistigen Leben des Landes völlig isoliert. Dies alles ist Euch bekannt.
- b) Anders liegt es mit der Bejahung jener Art von jüdischem Nationalismus, der heute die große Mehrheit der überhaupt bewußt jüdischen Menschen in Palästina charakterisiert. Ich gebe zu, daß dies ein wesentlich säkularisierter und zum Teil bedenklich normalisierter, ja chauvinistischer Nationalismus ist. Ich gebe nicht zu, daß das so sein muß und daß es gar Vorbedingung für ein fruchtbares Wirken hier wäre, sich dem zu assimilieren. Meine eigene Tätigkeit, die mich schließlich – ich darf das als sachliches Symptom erwähnen – bei völliger Deutlichkeit meiner Haltung zu diesen Fragen in die Leitung des größten hebräischen Lehrerseminars des Landes geführt hat, widerlegt diese scheinbare Notwendigkeit. Im Gegenteil: wenn Ihr es fertig bekommen würdet, Euch zu hebraisieren und Euch inhaltlich zu judaisieren, würde ich gerade in Eurer nicht normalisierten Auffassung vom jüdischen Volkstum einen Grund mehr dafür erblicken, Euch zur Einwanderung hierher zuzuraten. Kräfte wie die Werkleute<sup>53</sup>, die freilich dauernd mit der Gefahr einer Assimilation an den Normaltypus der palästinensischen Arbeiterschaft ringen müssen, sie aber, [wie ich gerade nach meinem kürzlichen Besuch in Joknam zuversichtlich glaube]<sup>54</sup>, hof-

---

<sup>52</sup> Achad Haam, eig. Ascher Ginzberg (1856–1927), Begründer des Kulturzionismus.

<sup>53</sup> Zionistische Jugendvereinigung, wanderte 1934 nach Palästina ein und gründete den Kibbuz Hasorea.

<sup>54</sup> Im Original nachträglich gestrichen.

fentlich siegreich bestehen werden – solche und ähnliche Kräfte bedürfen einer Verstärkung.

ad 3. Ich halte, wie schon aus dem eben Gesagten hervorgeht, sehr Vieles an Eurer Ideologie vom jüdischen Volk für richtig, aber ich fürchte, daß es bei den meisten von Euch nicht viel mehr als eben Ideologie ist. Leider war ich nicht mehr in Deutschland, als Eure Arbeit in Groß-Bresen begann; aber was ich darüber von den verschiedensten Seiten höre, zeigt mir, wie dünn die jüdische Substanz ist, von der Ihr zehrt, und wie fragwürdig die jüdischen Lebensformen sind, die ein Gemeinschaftsleben formen könnten. Dieses Wenige mag noch einigermaßen zureichen, solange Ihr in Deutschland seid und den Druck einer heute im jüdischen Sinne zentripetal<sup>55</sup> wirkenden Umwelt erfahrt. Was soll aber daraus werden, wenn Ihr als ein doch recht kleines Häuflein in einem fernen Lande sitzt, in dem alles dazu angetan sein wird, Euch eine neue Assimilation naheulegen? Zumal eine kräftigende Wirkung von der vorhandenen jüdischen Bevölkerung Brasiliens keineswegs auf Euch ausgehen dürfte, wie Ihr ja selber genau wißt. Im Gegenteil: gerade Euer Gefühl für menschliche Sauberkeit und Ganzheit könnte Euch sehr wohl dazu bringen, Euch von den heutigen jüdischen Bewohnern Brasiliens weitgehend abzugrenzen, was Eure Gemeinschaftsbasis noch mehr verengen müßte.

Wie ganz anders sieht das alles in Palästina aus:

Die großen objektiven Gegebenheiten von Land, Arbeit und Sprache, die doch aber wieder nicht so selbstverständlich sind, als daß sie nicht eines täglichen kämpferischen Einsatzes bedürften, schaffen von vornherein den Rahmen, innerhalb dessen der Kampf um die jüdische Erfüllung mit einiger Aussicht auf Erfolg geführt werden kann. Gewiß: Viele von uns setzen jene großen Rahmentatsachen von Sprache und Land schon für den Inhalt des Judentums schlechthin. Dies ist zweifellos eine Gefahr, es ist *die* Gefahr des Zionismus. Aber ist sie wirklich größer als jene der völligen Verwässerung aller jüdischen Substanz, der Ihr, wie ich fürchte, in Brasilien entgegengeht?

ad 4. Bei der Deutschtumsfrage unterscheidet Ihr selbst zwischen inhaltlichen Kulturgütern, deren Bewahrung über mehrere Generationen hinaus Euch offenbar zweifelhaft ist, und zwischen der Erhaltung eines jüdischen Menschentyps bestimmter Prägung. Für dies Letzte aber scheint mir, so paradox Euch das zunächst klingen mag, wiederum Palästina ein sehr viel geeigneterer Boden zu sein als Brasilien. Es gibt hier heute an die 30,000 deutsche Juden. Sie könnten eine sehr wichtige Funktion nicht nur beim wirtschaftlichen Aufbau des Landes haben, sondern auch für die Ausprägung seines eigentlichen Gesichtes. Das ist nicht im Sinne eines westlichen Kulturhochmutes gemeint, der ja völlig unangebracht wäre, sondern eher genau umgekehrt. Das ostjüdische Palästina befindet sich in seiner Mehrheit im Stadium einer verspäteten Aufklärung, wobei zu beachten ist, daß die Aufklärung des 18. Jahrhunderts in die Epoche der religiösen Toleranz und verhältnismäßiger

<sup>55</sup> Lateinisch: zur Mitte hin strebend.

nationaler Verständigung fiel, während eine heutige Aufklärung unter religiös und politisch genau umgekehrtem Zeichen steht. Bei dieser Sachlage kann der deutsche Jude eine sehr wichtige Aufgabe erfüllen, gerade weil er etwas weniger Respekt vor verweltlichter Kultur und Wissenschaft hat als viele Ostjuden, die weniger tief durch sie hindurchgegangen sind und daher noch *vor* der Enttäuschung an ihrer erlösenden Macht stehen. Wir sind post-säkularisierte Juden, wir haben von der Aufklärung alles Lernbare gelernt und wollen keineswegs darauf verzichten, aber wir wissen wieder um das, was vor und hinter ihr einfach da ist. Wir verstehen den Spott Goethes in der Walpurgisnacht des Faust:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört.  
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!“<sup>56</sup>

In dieser Haltung sehe ich das eigentliche Erbe des besten deutschen Judentums, wie es sich in den drei großen symbolischen Namen Hermann Cohen<sup>57</sup>, Franz Rosenzweig und Martin Buber ausspricht. Dieses Erbe aber einzusetzen und wirksam zu machen, lohnt gerade hier in Palästina.

ad 5. Mit dieser Konzeption habt Ihr wiederum eine der Grundpositionen des Zionismus erreicht, aber diesmal nicht die Achad Haams<sup>3</sup>, sondern etwa die A. D. Gordons<sup>58</sup> und der palästinensischen Kwuzoth\*. Ihr wißt sicherlich – und Eure Delegation nach Brasilien hat es Euch neuerlich bestätigt –, wie geringfügig die Erfolge aller Bestrebungen zur landwirtschaftlichen Berufsumschichtung außerhalb Palästinas bisher gewesen sind. Das hat seine sehr tiefen Gründe. Es scheint, daß die inneren Widerstände gegen ein ländliches Leben körperlicher Arbeit, die sich aus unserer jahrhundertlangen Verstädterung ergeben, durch eine besondere Schwungkraft überwunden werden müssen, die bisher jedenfalls nur von der Berührung mit der echten Vätererde ausgegangen ist. Mir ist sehr fraglich, ob es in diesem Sinne einen „Zionismus ohne Zion“ geben kann, auf den Euer brasilianischer Versuch, wenn er gelänge, herauskommen würde.

ad 6. Auch hier wieder kann ich Euch beipflichten, was die Notwendigkeit einer lebensfähigen Diaspora anbetrifft. Auch ich glaube nicht, daß Palästina die quantitative Judenfrage lösen wird. Die Frage ist, ob nach allem bisher Gesagten euer spezifischer Einsatz bei der Bildung eines neuen Zentrums sein kann oder nicht vielmehr bei der Verstärkung des heute wichtigsten Zentrums Palästina in der oben angedeuteten Richtung liegen muß. Ich persönlich glaube nicht, daß die wirtschaftliche Struktur der Diasporazentren eine nichtstädtische sein wird. Ich schätze z. B. das nordamerikanische Judentum – im Gegensatz zum südamerikanischen – recht hoch ein, aber gerade in seiner

<sup>56</sup> *Faust* I, Vers 4158f.

<sup>57</sup> Hermann Cohen (1842–1918), Begründer des Neukantianismus in der Philosophie, Gegner des Zionismus.

<sup>58</sup> Aaron David Gordon (1856–1922), hebräischer Schriftsteller und zionistischer Denker; Führer und Lehrer der jüdischen Arbeiterschaft in Palästina.

städtischen Mehrheit und nicht in seiner verschwindend geringen ländlichen Minderheit.

Dies etwa kann ich zu Eurem Plan sagen. Etwas ganz Wichtiges fehlt hier: eine Auskunft über die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Die müßt Ihr Euch von den Fachleuten holen. Aber erst müßt Ihr Euch innerlich entscheiden. Könnt Ihr das in der hier aufgewiesenen Richtung tun, so wird Euer Weg ins Land ebensowenig an wirtschaftlichen Schwierigkeiten scheitern wie der zehntausender junger Juden, die Euch vorangegangen sind.

In der Hoffnung auf eine reale Folge unseres Gedankenaustausches bin ich  
mit herzlichen Grüßen und Wünschen  
Euer Ernst Simon

[handschriftl. Zusatz:]

*Mozaë Schabbat Kodesch Parschat Chukkat T-R-Z-S l-F-k*<sup>59</sup>

LKN!<sup>60</sup>

ich erbitte einige Belegexemplare des Rundbriefes nach Erscheinen. Mit herzlichen Grüßen auch an Ihre verehrten Eltern und Ihre liebe Frau Ihr ES.

[47] An seine Frau

*Jom Alef leParaschat Dewarim H-TiRZaCH*<sup>61</sup>

Briefkopf: D. „Scharnhorst“, Norddeutscher Lloyd Bremen<sup>62</sup>

[handschriftlicher Zusatz:] vor Rotterdam

Mein geliebtes Tonichen!

War das heute morgen in Southampton eine Freude, als mich der Steward mit Deinem lieben Doppelbrief weckte. Erstens bin ich sehr beruhigt, Euch nun in T[el] A[viv] zu wissen; es ist doch bei weitem der ruhigste Ort im Lande, das nach den Telegrammen zu schließen, ja noch keineswegs ruhig ist. Am vorigen Freitag soll es 9 Todesopfer gegeben haben: 7 Juden und 2 Araber – stimmt das? Trotzdem ist es merkwürdig, wie die Entfernung selbst solche Nachrichten mildert. Meine Erholung schreitet in geradezu unwahrscheinlichem Tempo fort. Ich sehe ganz glänzend aus und fühle mich entsprechend.

<sup>59</sup> Das hebräische Datum: Ausgang des Sabbats, Wochenabschnitt *Chukkat* (Num 19,1–22,1), im Jahre 697 nach kleiner Zählung.

<sup>60</sup> Nach der Antwort zu schließen, Abkürzung für „Lieber Karl Neumeyer“.

<sup>61</sup> Das hebräische Datum bezeichnet den 31.7.1938; gemeint ist wohl Sonntag, der 24. Juli 1938, denn am 31. befand sich Ernst Simon bereits in Baden-Baden. Durch Punktierung der hebräischen Buchstaben hat er die hebräische Jahreszahl als Wort gedeutet: ‚sollst du töten‘, was er im Brief an den Sohn durch Zusatz eines Fragezeichens verdeutlicht.

<sup>62</sup> In seinem nachträglich aufgezeichneten Reisebericht erläutert Ernst Simon: „Die Reise erfolgte aus geldtechnischen Gründen auf dem deutschen Schiff *Scharnhorst*, zusammen mit einer zunächst grösseren und dann immer kleiner werdenden jüdischen Gesellschaft, bis wir zuletzt in Bremerhaven nur noch 4 Juden waren. Die Behandlung war korrekt, aber kühl.“

Besonders das Turnen macht mir großen Spaß, und ich trainiere ganz systematisch, lege bei jeder Übung jeden Tag etwas zu und bemühe mich, nicht zuzunehmen, was mir auch einigermaßen gelingt. Ich will keineswegs die 85 Kilo-Grenze wieder überschreiten, vorläufig bin ich noch etwas darunter.

Die meisten Bekannten sind heute Morgen in S[outhampton] ausgestiegen; ich saß zuletzt mit der alten u. sehr feinen Frau Loewenthal und Lore Nußbaum an einem sehr vergnügten Tisch; außerdem war ich öfter in der 3.ten Klasse bei Frau Dr. Kahn, der ich auch gestern abend die deutsche Übersetzung meines hebräischen Agnonaufsatzes ins Stenogramm diktierte. Auf diese Weise habe ich auf dem Schiff 3 literarische Arbeiten erneuert: am besten, auch stilistisch, ist, glaube ich, der hebr. Agnonaufsatz geworden; es war für mich ein sehr merkwürdiges Gefühl und durchaus keine leichte Arbeit, ihn ins Deutsche zu übersetzen; ich habe dabei gemerkt, daß er schon durchaus hebräisch *gedacht* war und daß es sich um eine richtige Neu-Übersetzung, keine Rück-Übersetzung handelt. Hebe mir bitte die Sondernummer des haArez\* auf, wo er erscheinen wird – am 9. Aw oder vielleicht 12. Aw – und auch evtl. die H.O.G.-Blätter\* mit der deutschen Fassung. Nebenbei denke ich auch so 3 £P damit „extra“ verdient zu haben, natürlich für *Deine* ungeheuren Ansprüche, mein geliebtes Dummerchen. Und à propos: ich wiederhole meine Einladung nach Frkr.-Holland. *Wie wärs? Äußere Dich!*

Teile mir bitte, übrigens, schnell *Heinis Adresse* mit! Und hast Du durch Frau Strauß Edith in Bln. benachrichtigt? Wenn nicht, ist's nicht schlimm – ich kriege die Adresse schon heraus; z.B. durch Dr. Bruno Strauß.

An Ruthis Vater habe ich schon von Southampton geschrieben, telegraphiere ihm aber heute zur Sicherheit n.e., daß wir einen vollen Tag Verfrühung haben und schon am Dienstag in Bremen ankommen. Es wäre doch schrecklich für ihn, mich nicht anzutreffen. Die übrigen Instruktionen werden genau befolgt werden. Auch T[ante] Lotte habe ich benachrichtigt. An Hansel<sup>63</sup> – der heute Geb[urts]tag hat! – schrieb ich schon neulich und habe mich und mein Geschenk angekündigt. *Hast Du ihm etwas geschickt* oder soll ich ihm etwas geben? *Sehr* lieb von Dir, daß Du auch daran gedacht hast.

Ich freue mich sehr, daß Hirschs Brief<sup>64</sup> so einen guten Eindruck auf Dich gemacht hat, und bin Dir sehr dankbar für seine Adresse: ich habe ihm soeben

<sup>63</sup> Ernst Simons jüngster Bruder (geboren 1908), der sich damals schon in Paris befand.

<sup>64</sup> Der Brief von Emil Hirsch vom 13.7.38 ist erhalten. Der junge Mann hatte u.a. geschrieben: Das „Widerspruchsvolle ist aber das Charakteristikum der Beziehung so mancher junger Menschen zu Ihnen. Auf der einen Seite steht der liebe Freund u[nd] f[ür] sehr viele auch Berater in schwierigen Situationen, der Mensch, der einem durch seine Treue f[ür] uns allen heilige Ziele, durch seinen Mut u[nd] seine Ausdauer lieb werden muss, auf der anderen Seite – zwar nicht getrennt durch eine Barrikade oder etwas ähnliches schwer überbrückbares, der Mensch vor dessen Wissen u[nd] vor dessen Gescheitheit wir trotz seiner Jugend und – darf ich sagen – Jugendlichkeit wenn nicht geradezu Ehrfurcht, so doch sicherlich tiefen Respekt haben. ... Ich habe während der Zeit da ich Sie kenne, Gelegenheit gehabt, einigermaßen die Beziehung der Sie umgebenden Menschen, insbes[ondere] der jungen unter ihnen, zu Ihnen kennen zu lernen. Und ich bin sicher, nicht fehlzugehen, wenn ich Ihnen sage, dass Sie uns allen in vielen Beziehungen als Wegweiser vorschweben, an Ihnen –

sehr nett geschrieben. Man sieht an solchen Dingen doch, daß es heimliche Erfolge im Leben gibt, die oft gewichtiger sind als die großen und öffentlichen.

Über Urichens Zeilen habe ich mich sehr gefreut, und ich lege ihm eine Antwort bei<sup>65</sup>. Außerdem habe ich seinen Brief korrigiert und schließe auch die Korrektur bei; wenn Du es für richtig hältst, magst Du sie ihm geben. Er schreibt mit wirklich zu vielen und zu schweren Fehlern für seine Klasse, aber auch für sein Alter, und muß in den Ferien unbedingt regelmäßig *lesen* u. *schreiben*. Stilistisch ist es übrigens sehr nett. Ich möchte auch unbedingt, daß er mal in den Gottesdienst der Schiwat-Zion-Synagoge geht; er wird ihm unbedingt gefallen und auch für Dich ganz interessant sein. Es ist in Eurer Nähe, ganz nah von Hadassah. Wie ists mit Kiddusch\*, Hawdala\* u[nd] seinem täg[ichen] Gebet? – Und Hannale<sup>66</sup> denkt an mich und spricht mit dem Meer? Küsse und knudle sie von mir, und ebenso Uri. Bei Dir müßte ich das tun, und bei Ruthi begnüge ich mich mit einem schönen Gruß. – Etwas Herrliches gelesen: „Die Freelands“ von Galsworthy! *Wunderbar!* Verschaff es Dir; ich will mit Dir darüber sprechen. *Dir es mitbringen?*

In Liebe Ernst

[48] An seine Frau

B[aden-]Baden, Mittw. 27.7.38 „Zähringer Hof“

[eineindrittel Seiten Brief von Mutter Simon an Toni, dann schreibt Ernst:]

Mein geliebtes Herz! Ich glaube, daß Vater im Sterben liegt. Goldner<sup>67</sup> befürchtet Magenkrebs; Dr. Eisner hatte schon einen ähnlichen Verdacht. Er ist rührend tapfer und geduldig; auch sich seiner Lage nicht bewußt. Röntgen hat keinen Zweck, da es nur diagnostisch, nicht therapeutisch wichtig sein kann: zu operieren ist er nicht mehr. Es gibt nur eine kleine Hoffnung: daß das offenbar vorhandene Geschwür ein gut- und kein bösartiges ist. Jedenfalls muß man auf das Schlimmste gefaßt sein; hoffentlich wird Vati keine großen Schmerzen leiden; Goldner meint, daß nicht. Heute soll entschieden werden, ob ich ihm durch eine Bluttransfusion vielleicht etwas Kraft zuführen kann. Fritz und Hans<sup>68</sup> sind *ungefähr* im Bilde; so deutlich wie Dir habe ich es aber sonst niemand schreiben wollen.

---

ich weiss nicht ob Sie sich dessen immer bewusst sind – schöpfen wir häufig Mut, der uns so manches Mal verlassen will.“

<sup>65</sup> Zwei Seiten hebräischen Text auf demselben Briefpapier, sehr kindgemäß.

<sup>66</sup> Simons Töchterchen, damals zweieinhalb Jahre alt.

<sup>67</sup> Dr. Martin Goldner war einer der Ärzte von Franz Rosenzweig in Frankfurt / M (und am Freien Jüdischen Lehrhaus tätig) gewesen; im November 1938 emigrierte er in die USA, wo Simons ihn dann öfter besuchten.

<sup>68</sup> Ernsts Brüder: Fritz mit Familie in Jerusalem, Hans ledig in Paris.

Vati hat sich sehr mit mir gefreut. Er ist geistig vollkommen frisch, sieht aber sehr eingefallen aus; das Erste, was auffällt, sind<sup>69</sup> daß die schönen Zähne fehlen oder gelb und wacklig sind, am Herausfallen. Umso schöner blicken die Augen; gütig und strahlend wie immer.

All meine weiteren Dispositionen hängen nun vom weiteren Verlaufe der Krankheit ab. Ich habe gestern abend, auf das Telegramm, mit B[aden]-Baden u[nd] Tante Lotte telephonierte, und bin gleich hierher gefahren, ab Hannover Schlafwagen. Mein anderes Billet werde ich umtauschen, falls ich es nicht noch – in umgekehrter Richtung – brauche. Ich wohne bei Köhler-Stern (so heißt das Hotel jetzt statt „Tannhäuser“) in voller Pension, in einem sehr kleinen Zimmer, für 10 Mk. Das ist ja alles ganz unwichtig; trotzdem kommt es mir in die Feder (ich verschrieb mich: „Väter“!) und interessiert Dich ja auch wohl.

Ich habe Vati heute einen neuen russischen Tschaikowsky-Roman gebracht – er freute sich sehr über das Geschenk. Mir war es um das Aufmunternde daran zu tun: daß er noch lesen *wird*. Gebe Gott, es sei so!

Mir ist sehr weh zu Mut, und doch wie gut, daß ich da bin. Dieser Ollendorff!<sup>70</sup> Wenn ich ihm gefolgt wäre. Ich *habe* einen Instinkt für Vati, damals und jetzt! Hoffentlich werden unsere Kinder uns auch einmal beistehen. –

Ruthi hat *herrliche* Eltern. Echte Juden, von bester Menschlichkeit und Jüdischkeit. Sie haben mich *aufopfernd* aufgenommen. Ich schreibe ihr noch darüber.

Im Land muß es furchtbar sein. Was ist mit unserm *Aufruf*? Hast Du Bubers Aufsatz „Gegen die Untreue“<sup>71</sup> in der J[üdischen] R[undschau] gelesen? Ist er auch hebräisch erschienen? Das wäre sehr wichtig! – Küsse die Kinder. Du bist mir ganz nahe.

Immer Dein Ernst

Erst am Sonntag / Montag, 22. / 23. August 1938, als er heil in Paris angekommen war (wo er seinen Bruder Hans besuchte), wagte Ernst Simon, sich emotionell mit dem auseinanderzusetzen, was er in Deutschland erfahren hatte. So schrieb er an Toni: „Ach, Tonichen, wenn Du wüßtest, wie furchtbar es jetzt in Deutschland ist. Ich kann mich noch kaum davon erholen; die ganze Nervosität, die ich dort nicht zeigen durfte, kommt jetzt nach; aber habe keine Angst; ich bin sehr beherrscht. Wie komme ich jetzt

<sup>69</sup> Müßte heißen: ist.

<sup>70</sup> Der Jurist und Sozialarbeiter Friedrich Ollendorff (1889–1951) hatte Ernst Simon anscheinend zu beschwichtigen versucht, der Besuch bei seinem Vater in Deutschland sei doch nicht so dringend. Am 31.7.38, ebenfalls an Toni, schreibt Ernst Simon: „Über Ollendorff denke ich merkwürdig viel nach: er ist ein reiner Idealist, und das ist schlimm. Es hängt sicher mit seinem Obermagistratstum zusammen: nämlich den engsten Kreis zu vernachlässigen, um den weiteren zu betreuen. Ich habe auch etwas davon: aber *zusätzlich*, nicht, wie er, surrogathaft. Trotzdem muß man ihm gut sein.“

<sup>71</sup> Martin Buber, Gegen die Untreue, in: *Jüdische Rundschau* 43 Nr. 59, 26.VII.1938, S. 5; erschien hebräisch am 18.VII.1938 in der Zeitung *Dawar*. Deutsch wiederabgedruckt in Martin Buber, *Der Jude und sein Judentum*– Gesammelte Aufsätze und Reden, Köln 1963, S. 527–530.



wieder in meine regelmäßige Berichterstattung an Dich hinein? Ich habe so viel erlebt und erlebe täglich so viel, daß es schwer ist, mit dem Schreiben nachzukommen.“

Kurz danach, vielleicht noch während der Heimfahrt, verfaßte Ernst Simon einen 15seitigen Bericht über seine Deutschlandreise, der neben eigenen Eindrücken auch fremde enthält. Den Hauptteil bildet die Rekonstruktion von Gesprächen, die Ernst Simon im August 1938 mit drei Berliner deutschen Gelehrten führte: „Ich habe in den letzten Tagen meines Berliner Aufenthalts an die beiden Historiker Friedrich Meineke<sup>72</sup> und Hermann Oncken<sup>B</sup>, sowie an den Orientalisten Hans Heinrich Schaeder<sup>73</sup>, Direktor des Orient-Instituts an der Berliner Universität, etwa gleichlautende Briefe geschrieben und sie angefragt, ob sie mich in den nächsten zwei Tagen, die mir noch übrig blieben, empfangen wollten. Den Anlaß gab bei Oncken lange persönliche Bekanntschaft und Schülerschaft<sup>74</sup>, bei Meineke, dem ich nie begegnet bin, die Tatsache, daß er meinen ‚*Ranke und Hegel*‘<sup>75</sup> als Beiheft seiner historischen Zeitschrift gedruckt hat und bei Schaeder die Tatsache, daß er mich in seinem letzten Buch ‚*Goethes Verhältnis zum Orient*‘<sup>76</sup> siebenmal höchst ehrenvoll zitiert. Alle drei antworteten am Tage des Briefempfanges und luden mich telefonisch ein. Schaeder sandte außerdem zwei seiner Aufsätze mit der Widmung ‚In aufrichtiger Dankbarkeit‘.“ Diesen Bericht zeigte Ernst Simon zunächst verschiedenen Freunden und Bekannten; erst Jahre später klassifizierte er ihn als ‚Streng vertraulich‘ – aus Diskretion gegenüber der Witwe des einen seiner Berliner Gesprächspartner, der Buber-Biographin Grete Schaeder<sup>B</sup>.

[49] An Kappes

konzipiert am 13.II.39, abgegangen am 2.III.  
Die eingeklammerten Stellen gestrichen oder verändert.

Lieber Herr Kappes!

Es fällt mir – nicht nur aus äußeren Gründen – schwer, Ihr Schreiben<sup>77</sup> zu beantworten; vielleicht wird es doch mündlich leichter gehen. Zunächst aber danke ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau sehr für Ihren Besuch, mit der allerdings erschütternden Mitteilung, die er brachte. Wir haben am nächsten Tage gleich geschrieben, Blumen geschickt und uns erkundigt: hoffentlich ist seitdem keine Verschlimmerung eingetreten und Hoffnung auf völlige Gesundung des feinen und sauberen jungen Menschen, der uns beiden bei seinem wiederholten Besuch besonders gut gefallen hat.

Nun zu Ihrem Brief. Ich will mich nicht an Einzelheiten klammern, da Sie ja auf solche nicht einzugehen scheinen, wie mir Ihr Hinwegschweigen über meine sehr specificierten Einwände gegen Barbour<sup>78</sup> zeigt. Nur eins: Ihr „Ver-

<sup>72</sup> Der deutsche Historiker Friedrich Meinecke (1862–1954) war ein Gegner des Nationalsozialismus; 1948 wurde er der erste Rektor der von ihm mitbegründeten Freien Universität Berlin.

<sup>73</sup> Hans Heinrich Schaeder (1896–1957), deutscher Orientalist und Religionswissenschaftler.

<sup>74</sup> Bei Prof. Hermann Oncken in Heidelberg hatte Ernst Simon 1923 promoviert.

<sup>75</sup> Ernst Simons Doktorarbeit.

<sup>76</sup> Hans Heinrich Schaeder, *Goethes Erlebnis des Ostens*, 1938.

<sup>77</sup> Vom 28.1.39 (erhalten).

<sup>78</sup> Beamter der britischen Mandatsregierung.

mittler-“ oder besser: „Mittler-Tum“ haben weder Buber noch ich anders als in jenem *höchsten* Sinne gemeint, von dem Sie selbst ausgehen, und es allerdings – in diesem höchsten Sinne – für Sie in Frage gestellt. Gerade dafür fehlt es Ihnen, so scheint es uns, an der *letzten* Gerechtigkeit, so ehrlich Sie zweifellos nach ihr streben; jene Gerechtigkeit – die nichts mehr zu *kompensieren* braucht. (Ich will es ganz klar sagen: es wäre besser, Sie sagten *uns* nicht „Schalom!“ und trügen andererseits keine „Kephije“<sup>79</sup> (außer aus *unbedingten* Sicherheitsgründen), sondern blieben immer in Ihrer eigenen Mitte stehen.)

Ihr Brief zeigte uns die tragische Grenze, wo Ihr Verstehen – und, vielleicht wer weiß? – *heute* überhaupt *das* Verstehen von Nichtjuden für Juden aufhört. Juden müssen verfolgt sein – dann ist es geschichtsphilosophisch oder gar theologisch in Ordnung, dann hilft man ihnen auch, sogar mit vollem Einsatz. [Eingeschaltet: Hinweis auf den verwundeten Hund des Tobias Mindernickel<sup>80</sup> in Th. Manns Novelle.] Ist das nicht im Grunde immer noch die Haltung jenes katholischen Karfreitagsgebets für die Rettung der Juden<sup>81</sup>, das auch während der Kreuzzüge und in der Inquisition nicht schwieg und auch immer ganz ehrlich war? Wehe aber den Juden, wenn sie *nicht* verfolgt sind!<sup>82</sup> Sofort verfehlen sie ihre Aufgabe! Auch dann, wenn sie garnicht selbst verfolgen, sondern etwa *im* Stande des Nichtverfolgtseins *gegen* die Neigung zum Verfolgen kämpfen (vielleicht: da mögen Sie recht haben, mit mangelnder und aussetzender Kraft, und dieser *persönliche* Vorwurf – wegen meiner Broschüre – hat mir schwer zu schaffen gemacht und tut es noch). Aber im Ganzen gesehen: woher nehmen Sie die Befugnis des Urteils, daß „der Staatsgedanke eine Sünde gegen den Geist jüdischer Geschichte“ ist. *Jeder* Staatsgedanke? So einfach malt sich die jüdische Welt in meinem Kopfe *nicht*!

Und zuletzt: Ihr Vergleich mit Hitlerdeutschland. Ich weiß, ich weiß: *tertium comparationis*<sup>83</sup> usw.! Kein Vergleich auf der ganzen Linie! Das mag logisch sein – psychologisch ist es nicht. Gemordete Juden in Deutschland – und *trotz* allem, die Haltung der Selbstbeherrschung bei den Juden in Pal[ästina],

<sup>79</sup> Typisch arabische Kopfbedeckung.

<sup>80</sup> Die Figur Tobias Mindernickel in Thomas Manns gleichnamiger Novelle nimmt einen verwundeten Hund zunächst auf und pflegt ihn gesund; als der Hund jedoch zu selbständig wird, stößt ihm sein Pfleger selbst ein Messer in den Leib, um ihn erneut gesundpflegen zu können, aber an dem Messerstich stirbt der Hund.

<sup>81</sup> Die Einreihung der Juden unter die ‚Ungläubigen‘, für die in der Karfreitagsmesse gebetet wird, war ein wunder Punkt in den Beziehungen zwischen Katholiken und Juden bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil.

<sup>82</sup> Auf diesen Satz bezieht sich Ernst Simon auch in seinem Brief an Markus Barth vom 8.11.1975.

<sup>83</sup> Lateinisch: der Punkt, in dem zwei Größen miteinander verglichen werden. Ernst Simon nimmt hier den Einwand des Adressaten vorweg, er habe den Vergleich doch nur an einem fest umrissenen Detail angesetzt. Pfr. Kappes hatte geschrieben: „Er [der Außenstehende] sah nur die opportunistische Politik, einen kleinen Judenstaat als Unterpfand für einen größeren zu nehmen. Diese Richtung macht die heutige jüdische Politik, wie Hitler die heutige deutsche macht. Und von dieser Richtung aus wird der Zionismus interpretiert, wie von Hitler aus jene Kulturidee von der Sendung des deutschen Geistes!“

die *nicht nur* politisch motiviert ist, – es ist auch für einen homerischen Vergleich zu wenig Gemeinsames da! Ich hoffe, Sie bald zu sehen!

Mit herzlichen Grüßen v.H.z.H.

Ihr erg. Ernst Simon

[50] An Felix Danziger

Jerusalem, *Rosch Chodesch Menachem Aw, T-R-Z-T l-F*-<sup>84k</sup>

Lieber Danziger!

Nach langem Zögern entschlief ich mich zu diesem Brief. Ich las Deine Zeilen im *haMaschkif*<sup>85</sup> bald nach Erscheinen, und war wie betäubt. Nicht meinetwegen, sondern Deinetwegen. Ich bewahre eine gewisse persönliche Erinnerung an Deinen Charakter, mit der dieser Artikel in keiner Weise in Übereinstimmung zu bringen ist. Zwar gibt es auch ein lang zurückliegendes Erlebnis, das derartiges vielleicht möglich erscheinen ließe: eine halblaute Anrempelung auf der Propheten-Straße<sup>86</sup>, unweit des Deutschen Konsulats, als ich dort mit Hans Kohn<sup>B</sup> spazieren ging. Ich fühlte: mit der sachlichen Distanzierung sind auch die Begriffe von menschlichen Beziehungen verschieden geworden, und beschloß, meinerseits zu völliger Zurückhaltung überzugehen. Dein Brief im *haMaschkif* läßt sie mich ein letztes Mal aufgeben, da ich von einzelnen Deiner persönlichen Bekannten höre, Du habest Dir in der Privatsphäre viele Deiner früheren Eigenschaften bewahrt. So ist also der Versuch einer Klärung vielleicht nicht ganz aussichtslos.

Dein Brief ist *objektiv* eine Verleumdung. Ich kann Dir das beweisen:

1. Du machst aus dem unabh[ängigen] Sozialisten Eichhorn einen Kommunisten, was natürlich auf mich zurückfällt.<sup>87</sup>

2. Du verschweigst, daß meine Tätigkeit im Dienste einer *jüdischen* Sache stand: der von Walter Moses, Senator<sup>88</sup> und mir geschaffenen 15ten Kompanie des Sicherheitsdienstes Groß Berlin; einer, wie Dir genau bekannt *war*, rein

<sup>84</sup> Am 1. des Monats Aw im Jahre 699 nach kleiner Zählung = 17.7.1939. Wohl nicht zufällig stellte Ernst Simon diesem deutsch abgefaßten Brief Anschrift und Datum hebräisch voran.

<sup>85</sup> In der rechten hebräischen Tageszeitung *haMaschkif* (Der Beobachter) vom 28. Juni 1939, S. 3 hatte der Mediziner Dr. Felix Danziger einen scharf polemischen Leserbrief gegen Ernst Simon erscheinen lassen.

<sup>86</sup> Straßename (*Rehov haNeviim*) original hebräisch.

<sup>87</sup> ‚Kommunist‘ war damals (und noch jahrelang) in Palästina ein Schimpfwort. Es ging um Ernst Simons kurzfristige Tätigkeit im Berliner Soldatenrat nach der Revolution von 1918.

<sup>88</sup> Walter Moses [1892–1955), Industrieller, 1913 Mitbegründer des *Blau-Weiss*, 1924 nach Palästina ausgewandert; David Werner Senator (1896–1953), Sozialpolitiker, Mitbegründer des jüdischen Volksheims in Berlin, 1924 nach Palästina ausgewandert, 1930–35 Vertreter der Nichtzionisten in der Exekutive der *Jewish Agency*, guter Freund von Ernst Simon.

jüdischen Truppe, zum Schutze des Scheunenviertels, von Zionisten begründet und geleitet.

3. Du verschweigst mein Kriegsfreiwilligentum und meine sehr schwere Verwundung vor Verdun, zugunsten der Verletzungen von Immanuel Simon<sup>89</sup> – (unter welchem hebräischen Namen trittst Du eigentlich selber auf?)<sup>90</sup> –, um die aus der Nazipresse bekannte Typologie zu schaffen: hier Intelligenzbestie, dort braves Frontschwein.<sup>91</sup>

4. Du schreibst Deiner Hetzpresse nach, ich habe Bar Kochba<sup>92</sup> einen Abenteurer genannt, ohne dich als Wissenschaftler von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Ich tat das keineswegs, sondern nannte ihn einen „subjektiven Helden“, der freilich *objektiv* die Zerstörung Palästinas vollenden half. Diese historische Tatsache mag von Chirurgen<sup>93</sup> energisch bestritten werden können, darf aber vorläufig noch erwähnt werden.

5. Du bringst mich in Zusammenhang von Auffassungen wie die Freuds über „Moses den Ägypter“<sup>94</sup>, von denen Du genau weißt, daß sie mir nach meiner religiösen Stellung völlig fernstehen. Der weniger universal als wir beide gebildete Leser erhält natürlich den Eindruck, dies sei *meine* Überzeugung und ich habe auch sie in gleicher Tendenz geäußert, zumal Du die Herkunft jener Anschauungen verschweigst.

6. Du erweckst den Anschein, als könne ich für meine Überzeugung nicht mannhaft einstehen (Vgl. Ziffer 3). Ich kann dir versichern, daß man es mit meinen Anschauungen heute in E[rez] I[srael]\* nicht bequemer hat, als z.B. mit revisionistischen. Nach meinem Vortrag in Tel Aviv wurde ich die ganze Zeit des Heimwegs von zwei jungen Leuten mit zweifellos unfreundlichen Absichten verfolgt, vielleicht von denselben oder jedenfalls gleichgesinnten, die sich an dem alten Dr. Mossinsohn<sup>95</sup> vergriffen haben, obwohl er einen

<sup>89</sup> Der Sportarzt Dr. Ernst Immanuel Simon wurde mit Ernst (Akiba) Simon häufig verwechselt, so auch in einer Zeitungsnotiz im *haMaschkif* vom 26.6.1939.

<sup>90</sup> Die hämische Bemerkung, der Sportarzt Dr. Ernst Simon habe den hebräischen Vornamen Immanuel angenommen, während der Pädagoge bei ‚Ernst‘ geblieben sei, steht nicht in dem Leserbrief von Dr. Danziger, sondern in einem anderen, im Anschluß daran gedruckten, zum selben Anlaß.

<sup>91</sup> Dr. Danzigers Behauptung, der eine Ernst Simon habe mit Worten gekämpft, der andere mit der Waffe, ist eine böswillige Verzerrung, enthält aber einen wahren Kern: Ernst Simon verabscheute physische Gewalt und hat so manchen Gegner durch die Kraft seiner Rede überwunden.

<sup>92</sup> Den jüdischen Anführer des Aufstands gegen die römische Besatzung in Judäa in den Jahren 132–135 n. Chr. – Bezugspunkt ist eine Rede, die Ernst Simon bei einer Versammlung des *Brit Schalom* gehalten hatte.

<sup>93</sup> Dr. Felix Danziger (1877–1948) war Chirurg.

<sup>94</sup> Sigmund Freud, Moses der Ägypter – erste der drei Abhandlungen in: Sigmund Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, 1939. Ernst Simons Abwehr von Freuds Position ist hier polemisch bedingt; ausgewogener wirkt sein Rundfunkvortrag aus den frühen siebziger Jahren: Freuds Moses, in: H. J. Schultz (Ed.), *Sie werden lachen – die Bibel*, Stuttgart 1975, S. 167–178.

<sup>95</sup> Der hebräische Erzieher und Zionistenführer Benzion Mossinson (1878–1942) leitete seit 1941 die Erziehungsabteilung des Nationalrats.

Sohn für das Land hingegeben hat. Durch Deine Beteiligung an der Presse-  
 hetze, die in Deinem Blatte sogar vor der Verunglimpfung des Namens mei-  
 nes seligen Vaters s.A.<sup>96</sup> nicht zurückscheut, kannst Du leicht in eine intellek-  
 tuelle Urheberchaft geraten, die Deine Rettungstat von 1919, deren Du Dich  
 mit leicht selbstgefälliger Übertreibung rühmst, illusorisch und zunichte ma-  
 chen könnte.<sup>97</sup> Die klare Einsicht in diese Lage wird mich aber nicht hindern,  
 jeweils bestimmt und offen das auszusprechen und dafür einzustehen, was  
 mir – wenn auch nicht andern, z.B. nicht Dir – für Volk und Land gut und  
 nützlich zu sein scheint, ganz so, wie wir es einmal *beide* im K.J.V. gelernt  
 haben, und wie ich es Deinem Sohne Peter<sup>98</sup>, als er mein Schüler war, weiter-  
 zugeben versucht habe.

So, und nun kannst Du, wenn Du magst, zum *haMaschkif* gehen und ihm  
 mitteilen, Du habest von mir, dem bekannten Ignoranten, einen Brief in der  
 Sprache Hitlers erhalten, der Dich als fanatischen Hebraisten und Meister  
 unserer nationalen Sprache natürlich nicht zu einer anderen als dieser öffent-  
 lichen Antwort bestimmen konnte!

Schalom!  
 Ernst Simon

[51] An seine Frau

Brief Nr. 3<sup>99</sup>

Vor Alexandria an Bord der Mariette Pacha, 2. Ellul 5799<sup>100</sup>

Mein liebes Tonichen!

Es ist 8<sup>10</sup> morgens, ich bin gedawnet<sup>101</sup>, gefrühstückt, deckspazierengegan-  
 gen (versthlenenerweise in der ersten Klasse, obwohl wir gestern in unsere 2.  
 Kl[asse]-Kabine übersiedelt wurden, die aber auch ganz anständig ist) und  
 sitze, bei leicht bewegter See und etwas schaukelndem Schiff, sehr guten  
 Mutes im Schreibsalon 2ter Klasse – mich in der 1.ten *festzusetzen* wage ich  
 doch nicht recht – um mein Tagewerk mit Denken und Schreiben an Dich zu  
 beginnen. Zunächst muß ich Dir noch einen sehr drolligen Traum erzählen,  
 den ich gestern zu berichten vergaß. Ich träumte ihn im Kibbuz Afikim<sup>102</sup>,  
 also in der Nacht vom Montag zum Dienstag, unter dem Druck der nahenden

<sup>96</sup> Gotthold Ephraim, nach Lessing.

<sup>97</sup> Dr. Danziger eröffnet seine Ausführungen mit der Behauptung, er habe Ernst Simon  
 seinerzeit in Berlin das Leben gerettet.

<sup>98</sup> Der Bildhauer Jizchak Danziger (geb. 1916 in Berlin, seit 1923 in Palästina), der am  
 Unabhängigkeitstag 1967 gleichzeitig mit Ernst Simon den israelischen Staatspreis erhielt.

<sup>99</sup> Ernst Simon war zu Schiff unterwegs nach Europa; in Paris traf er mit seinem Bruder  
 Hans zusammen. Seine Briefe von dieser Reise nummerierte er, damit Toni feststellen konnte,  
 ob einer verloren gegangen war.

<sup>100</sup> 17.8.39.

<sup>101</sup> Jiddisch: ich habe das (Morgen-)Gebet gesprochen.

<sup>102</sup> Unterwegs von Jerusalem nach Haifa, von wo sein Schiff abging.

Genfer Entscheidung.<sup>103</sup> Im Traume erhielt ich die Nachricht, ich sei zum – *Papst* gewählt worden. Ich war sehr erfreut und „natürlich“ bereit anzunehmen, wenn ich auch unter dem dunklen Gefühl stand, vielleicht doch nicht *ganz* geeignet für den ehrenvollen Posten zu sein. Ich versuchte mich krampfhaft zu besinnen, welche andere Stellung ich eigentlich erstrebt hatte, als deren Surrogat ich nun die Papstkrone erhielt, konnte aber durchaus nicht darauf kommen. Diese Anstrengung war eine zu starke Belastung für meinen Schlaf: ich wachte, noch in stockfinsterner, heißer Tropennacht schweißgebadet auf und mußte laut lachen. (Die Deutung ist klar. Vielleicht steckt etwas Angst vor dem neuen Amt drin und Gefühle der Insuffizienz, besonders in der vielleicht vorgeahnten Kombination mit Turoff<sup>104</sup>, die mir die Mitleitung der Schule aufzulegen droht.) -

Bei uns in der 2.ten Kl. sind auch Prof. Halberstadter<sup>105</sup> u. Frau, auch auf dem Wege nach USA (vorübergehend). Er ganz still, hört fast nur zu, müde, macht fast bedeutenden Eindruck; die Frau um so beredter, etwas Typ Louise Hardenburg (s. Jost, *Gesch. der Juden*)<sup>106</sup>, Sozialarbeiterin, mir zu bewußt „edel“. Koebners<sup>107</sup> stille Liebe! Sie schwärmt von Miß Szold, Frau Ollendorff<sup>108</sup>, Frau J.-R. Seligsohn. Ich sprach mit ihr über „große Frauen“ und freute mich, dies eine Mal, daß Du *nicht* dabei warst, dachte aber intensiv an Dich. – Sonst – naturgemäß – nichts Neues: wir bewegen uns ja, während die Welt bekanntlich stille steht. Ich habe gestern mindestens 8 Stunden an dem Material der Jugend Alija\* gearbeitet, sehr interessant, und setze mich gleich wieder daran. Küsse die Kinder, grüße Ruthi! In Liebe Dein Ernst

Als sich Ernst Simon Mitte August 1939 zu Schiff auf den Weg nach Europa machte, wo er seinen Bruder Hans in Paris besuchte, war seine Anstellung an der Hebräischen Universität immer noch in der Schwebe. Am 18. August schrieb er dazu an Toni aus Alexandria: „In der Sache gibt es 3 mögliche Stellungnahmen: 1. Ablehnen 2. Annehmen 3. Verhandeln“ und diskutiert dann die verschiedenen Möglichkeiten und deren Implikationen. Einer der Professoren für Pädagogik an der Hebräischen Universität hatte zwei Jahre Urlaub genommen, um in die USA zu gehen, und Ernst Simon war als

---

<sup>103</sup> Es ging um Ernst Simons Berufung an die Hebräische Universität, die zuvor so oft vereitelt worden war.

<sup>104</sup> Der Pädagoge Nissan Touroff (1877–1953) war zu Anfang des Jahrhunderts Schulleiter in Jaffa gewesen, ging 1919 in die USA, zunächst nach Boston, später nach New York, wo er weiterhin im hebräischen Unterrichtswesen tätig war. Anscheinend war seine Berufung an die Hebräische Universität geplant, kam aber nicht zustande.

<sup>105</sup> Vielleicht der Krebsforscher Ludwig Halberstaedter (1876–1949).

<sup>106</sup> Von deren Mann, Elias Hardenburg, hatte Ernst Simon im Sommer 1938, als er seinen todkranken Vater in Baden-Baden im Sanatorium besuchte, ein Geschichtswerk des jüdischen Historikers Isaak Markus Jost (1793–1860) zum Geschenk erhalten.

<sup>107</sup> Der Historiker Richard Koebner, s. Brief 37.

<sup>108</sup> Die Sozialarbeiterin Henrietta Szold (1860–1945), amerikanische Zionistin, gründete 1912 die zionistische Frauenorganisation *Hadassa*, leitete die Jugend-Alija, die Einwanderung jüdischer Kinder aus dem nationalsozialistischen Herrschaftsbereich nach Palästina. Fanni Ollendorf, die Frau Friedrich Ollendorfs.

sein Stellvertreter vorgesehen. Allerdings mußte er sich seine Stelle am Lehrerseminar und dessen Mustergymnasium offenhalten, denn nach Ablauf der zwei Jahre war seine Weiterbeschäftigung an der Universität nicht gesichert. Dadurch war für die allernächste Zeit eine erhebliche Arbeitsüberlastung zu befürchten, „also wieder kaum Zeit für wissenschaftliche Arbeit und dadurch Fortschleppung des Dilemmas, besonders gefährlich in einer akademischen Situation, die etwas Provisorisches hat. Dazu kommt immerhin die Möglichkeit von Duschkins Rückkehr nach 2 Jahren und die Schwierigkeit, einen Urlaub für meine Stelle in der Hanhala<sup>109</sup> zu erhalten, da dort eine neue Kraft die Arbeit einfach machen muß.“ Ernst Simon schließt seine Bedenken mit der Bemerkung: „Es wäre zu schade, wenn mir dieser Lebenswunsch [d. i. die Tätigkeit an der Hebräischen Universität] in einer Form erfüllt würde, in der ich ihn ablehnen muß.“

Prof. Duschkin kehrte nicht nach Jerusalem zurück, und Ernst Simon wurde an der Universität angestellt. Im April 1950 wurde er zum (außerplanmäßigen) Professor befördert und 1954, nach dem Erscheinen seines Pestalozzi-Buches<sup>110</sup>, erhielt er endlich die volle Professur.

Ernst Simon führte das langsame Voranschreiten seiner akademischen Karriere auf seine umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit zurück, die ihm wenig Zeit zu eingehenden Forschungen ließ, auch von ihrer politischen Ausrichtung her manchen ein Dorn im Auge war. Von daher hatte er viel Verständnis für akademische Komplikationen bei Freunden und Schülern und war stets bereit, diese mit Rat und Tat zu unterstützen.

Im April 1939 war die deutsch-jüdische Dichterin Else Lasker-Schüler zu ihrem dritten Palästina-Besuch nach Jerusalem gekommen. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verhinderte ihre Rückkehr in die Schweiz, wohin sie 1933 aus Berlin geflüchtet war. So verbrachte sie die letzten sechs Jahre ihres Lebens in Jerusalem, wo sie fest zum Straßenbild des überwiegend von deutschen Juden bewohnten Stadtteils Rechawia gehörte. Sie besuchte Gottesdienste in der liberalen Synagogengemeinde Emet weEmuna, zu deren Rabbiner, Dr. Kurt Wilhelm, sie ein familiäres Verhältnis entwickelte. Da Ernst Simon zu besonderen Gelegenheiten in Emet weEmuna predigte, dürfte die persönliche Bekanntschaft zwischen den beiden von dort herrühren. Im Unterschied zu vielen anderen geistigen Menschen, zu denen die Dichterin Kontakt suchte, vermochte Ernst Simon hinter ihrer exzentrischen Person den empfindsamen und leidenden Menschen wahrzunehmen. Die Siebzigjährige reagierte mit leidenschaftlichem Gefühl: Sie verliebte sich in Ernst Simon und verfolgte ihn mit einer Zuneigung und Anhänglichkeit, deren er sich nur mit Mühe erwehren konnte. Sie ließ ihm Briefe zukommen, widmete ihm Gedichte, kam zu Vorträgen von ihm (auch hebräischen, die sie nicht verstehen konnte).

An den insgesamt 15 erhaltenen Briefen von Ernst Simon an Else Lasker-Schüler<sup>111</sup> läßt sich beobachten, wie er versuchte, sie behutsam an die Realität zu erinnern: Er erwähnte seine Frau, seine Kinder, denen die Dichterin kleine Geschenke machte, zog Parallelen zwischen der Dichterin und seiner Mutter, die auf ihrem Weg nach Palästina nur bis Triest gekommen war. Trotz aller Rücksichtnahme seinerseits kam es im

<sup>109</sup> Leitung des Lehrerseminars.

<sup>110</sup> *Mischnat Pestalozzi*, Jerusalem 1953 – eine Sammlung von Aufsätzen des Schweizer Pädagogen Heinrich Johann Pestalozzi in hebräischer Übersetzung, jeweils mit ausführlicher Einleitung und Kommentar.

<sup>111</sup> Sie datieren von Januar 1940 bis Sommer 1943. Der Briefwechsel zwischen Else Lasker-Schüler und Ernst Simon befindet sich in der National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem. Die Briefe von Ernst Simon dürfen eingesehen werden; die (ungleich zahlreichen) von Else Lasker-Schüler sind gesperrt bis zehn Jahre nach Ernst Simons Tod, d. h. bis 18. August 1998.

Herbst 1942 zu einem heftigen Krach, von dem sich die Beziehung nicht mehr erholte. Er schrieb ihr noch einmal im Sommer 1943, nachdem ihr Gedichtband ‚Mein blaues Klavier‘ erschienen war, dann scheint er den Kontakt von sich aus abgebrochen zu haben. Sie dagegen schrieb ihm unentwegt weiter; ihr letzter Brief datiert vom 12. oder 13. Januar 1945, zehn Tage vor ihrem Tode.

## [52] An Else Lasker-Schüler

27 Tischre 5701<sup>112</sup>

Verehrte Dichterin!

Von Herzen danke ich Ihnen für Ihren lieben Brief und Ihr wunderschönes Gedicht. Verzeihen Sie mir, bitte, daß ich erst heute antworte. Ich bin in eigentlicher Verlegenheit: nicht gewohnt, die Sprache der Poesie in die Beziehungen des täglichen Lebens zu tragen und damit vielleicht ihrer Weihe weniger gebend als ihrem Ernst nehmend – kann ich nur wieder mit einem Gedicht antworten, freilich mit dem eines dezidierten Nicht-Dichters, dem nur ein paar Jahre einmal ein Gedicht *passiert*. Ich sende Ihnen das letzte, entstanden vor fast 2 Jahren, in der Nacht vom 10. auf den 11. November 1938, als hier die Nachrichten von Pogrom und Synagogensturm in Deutschland eintrafen. Mein – kurz danach verstorbener – Vater s.A.<sup>113</sup> kämpfte damals mit dem Tode und sein Sterbezimmer lag unmittelbar über dem Hof der Synagoge Sigmundshof. Ich hatte ihn wenige Monate vorher noch zum letzten Male besucht. Am 14/XI/38 erlebte er seinen letzten Geburtstag, den 74.ten.

Sie sehen wie unsicher ich meiner Versworte bin,<sup>114</sup> daß ich glaube, sie erklären zu müssen, und noch dazu Ihnen! Verzeihen Sie mir!

Ihr Ihnen in Verehrung ergebener Ernst Simon

*Gnade*

Nun spielst Du, Vater, heiter mit dem Tode,  
Und er mit Dir – der Kampf ist aufgegeben.  
Noch fühlst und atmest Du – doch Deinem Leben  
Schwand, was ihm eigen bleibt: Maß und Methode.

Freundliche Wölkchen hüllen ein, was ist;  
Ein tröstlich Irrlicht weckt die Toten wieder;  
Des Lebens letzten Aufschrei stillen Lieder  
Der Kinderheimat, die Du lang vermißt.

<sup>112</sup> Das hebräische Datum (in deutschen Buchstaben) entspricht dem 29.10.1940.

<sup>113</sup> Abkürzung: seligen Angedenkens (original hebräisch).

<sup>114</sup> Darauf antwortet die Dichterin am 9. Nov. 40: „Ich sandte Ihnen das schöne traurige Gedicht zurück und die paar Worte, die mir so verlegen vorkamen, weil ich nie im Leben haben will, Sie irgend glauben können, Ihr Brief ist in fremder Hand, oder nicht gut aufbewahrt. Es liegt Ihnen doch daran, dass kein Unberufener das Trauergedicht liest?“



Du gehst in Deinen Erdenhimmel ein,  
 Die Eltern leben Dir: sie stehen auf.  
 Uns aber brach die Hölle auf:  
 Mensch schändet Mensch und Gott. – ER bleibt allein.

Doch während drunten die Dämonen toben,  
 darf Deine Seele ihren Schöpfer loben.

[53] An Frau Else Lasker-Schüler

16.XII.40

Sehr verehrte Frau Else Lasker-Schüler!

Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihre beiden Briefe.<sup>115</sup> Meine Antwort kommt so spät, weil ich nun meinerseits nicht weiß, ob Ihnen ein Brief von mir angenehm ist; nicht etwa, weil ich an Ihrem guten Verhältnis zu mir zweifle, das mich im Gegenteil rührt und stolz macht, sondern weil Sie in das, was Sie Ihr „Vagabundendasein“<sup>116</sup> nennen, keine Briefe einbeziehen wollen, die bei Ihnen gefunden werden könnten. So wußte ich nicht, ob ich wieder schreiben darf – einen Brief nämlich – oder hatte jedenfalls eine starke Hemmung in dieser Beziehung. Schließlich half mir eine kurze Krankheit – mit Zeit zum Nachdenken – sie zu überwinden.

Also vor allem: ich schäme mich natürlich *nicht* – im Gegenteil! ich bin stolz darauf, in irgendeinem Zusammenhang mit Ihnen zu stehen, und würden Gedicht und Brief von mir bei Ihnen „gefunden“ werden, so könnte das meinen Wert nur steigern, sogar in den Augen der „Welt“. Also schicken Sie mir, bitte, *diesen* Brief *nicht* zurück!

Darf ich Ihnen sagen, daß Sie auch noch in einem anderen persönlichen Punkt irren: Ihr dichterisches Werk ist mir nicht fremd. Ich kenne viele der Gedichte, einige Prosa, auch den großartigen Essai unseres gemeinsamen Freundes Werner Kraft. Ich kenne auch das „Hebräerland“<sup>117</sup>, und hier freilich setzt meine Kritik ein, von der ich nicht weiß, ob ich sie äußern darf oder ob es sinnvoll ist, sie zu äußern. Aber ich will es versuchen:

Als ich 15 Jahre alt war, im Kriege, wurde unser Deutschlehrer eingezogen, und sein Vertreter war der Philosoph Ernst Cassirer<sup>118</sup>, des großen Hermann Cohen bedeutender Schüler. Bei dem wagte ich, eine erste philosophische Arbeit als „Aufsatz“ abzugeben; sie hieß „Die Keuschheit des Künstlers“. Mich

<sup>115</sup> Vom 9. und 25. Nov. 40.

<sup>116</sup> Am 1. Nov. 40 schreibt die Dichterin: „Ich lege Ihren Brief mit dem teuren Inhalt ein (die feierliche Klage) ... Ich fürchte, ich verliere Ihre Antwort auf meinen Robinsonfahrten, oder in unserem Kaschemmenleben.“

<sup>117</sup> Else Lasker-Schüler, *Das Hebräerland*, Zürich 1937. In diesem Band haben sich Erfahrungen ihrer ersten Palästina-Reise im Frühjahr 1934 (vielleicht auch der zweiten vom Sommer 1937) niedergeschlagen.

<sup>118</sup> Der Philosoph Ernst Cassirer (1874–1945) promovierte 1899 bei H. Cohen und P. Natorp, wurde 1899 Professor in Hamburg, emigrierte 1933.

Halbwüchsigen beschäftigte das einfache, aber tiefe Problem: wie kann Goethe all seine Liebesgeschichten vor aller Welt ausplaudern? Und ich fand die Antwort in dem Satze: „Die Keuschheit des Künstlers ist seine *Form*.“ Sie, die Form, hebt das Einzelerlebnis aus dem Privaten, ohne es zu entpersönlichen – dies sind schon Worte von heute, aber der Satz in Anführungszeichen, der ist von damals – macht es gleichsam notwendig, allgemeingültig, und der Leser fühlt in Goethes Liebe die seine. Der Dichter hat nicht die Keuschheit seines Herzens verletzt, nichts von sich der „schnöden Welt“ verraten; denn soweit diese Welt „schnöde“ ist, versteht sie ihn nicht, und die, ja immer relative, Schwerverständlichkeit, ist eine der Schutzmauern, die der Dichter um das so verletzliche Heiligtum seiner Seele baut, sondern er hat dem Leser etwas in der *eigenen* Seele geweckt und beredt gemacht.

Das haben Sie, Else Lasker-Schüler, in vielen großen Gedichten getan, und werden es, so Gott will, weiter tun – doch nicht in jenem Buch. Dort ist, neben manchem Schönen, besonders den Gedichten, die ja z.T. aus früherer Zeit stammen, wirkliche Indiskretion – das heißt Ausplaudern *ohne* gültige Formgebung. Da Sie so scharf über Menschen sprechen, die meine Freunde sind, wie Buber und Scholem – was ich natürlich nicht albern „übelnehme“, wäre es unernst und unehrlich von mir, Ihnen nicht dies zu sagen. Ich glaube auch, daß ein Teil der Fremdheit, die Sie hier umgibt und über die Sie sich sicher zu Recht beklagen, auf dieses Buch zurückgeht: wer möchte in ungeformtem Rohzustand in einem Buche erscheinen, und noch dazu im Buche einer großen Dichterin, die Kraft und Recht, Gnade und Auftrag hat, alles, was sie an Menschen und Dingen vorfindet, sich anzueignen durch die prägende Gewalt der künstlerischen Form und die also gleichsam ein beleidigendes Wort über den Abhub von Mensch-Materie spricht, die sie unverwandelt bloßstellt.

Ich würde mich über eine Antwort sehr freuen und bin Ihr Ihnen in wahrer Verehrung ergebener Ernst Simon

[54] An Else Lasker-Schüler

27 / II / 41

Verehrte Frau [Else Lasker-Schüler]!

Soeben empfang ich Ihren herrlichen Brief, für den ich Ihnen wieder nur sehr danken kann.<sup>119</sup> Ich war schon sehr gerührt darüber, daß Sie mir so freundlich und gütig zugehört haben, und bin nun richtig beschämt von Ihren lieben Worten über diesen *hebräischen* Vortrag. Da sieht man, was das ist: „verstehen“. Übersetzungsmäßig haben Sie natürlich fast nichts „verstanden“, aber in der Intuition mehr als die meisten anderen, ja: mehr als ich selbst, denn Sie überhöhen mich ja ganz gewaltig, ich bin ein sehr bescheidener Geist, man darf mich nicht mit Rosenzweig<sup>B</sup> vergleichen, der ein Genie war, wie es nur selten mal vorkommt, und nicht einmal mit so großen Talen-

<sup>119</sup> Vom 22. Februar 1941.

ten wie Buber, der ein Mann der „*Bildung*“ im romantischen *Vollsinne* des Wortes ist, oder mit Scholem<sup>B</sup>, der ein königlicher *Forscher* ist. Ich weiß, Sie mögen beide nicht und haben sicher Ihre Gründe; ich sage es auch nicht, um mit Ihnen zu streiten, sondern einfach, weil es wahr ist. Sehen Sie: ich bin ein dichterischer Mensch (was Sie mir mal von Kraft<sup>120</sup> schrieben), aber nicht wie Sie und er, auch ein Dichter, u[nd] das ist immer eine gefährlich gemischte Erbschaft. Daher gelingt mir das Beste in der Rede, von der man nicht die strenge Wahrheit der Wissenschaft und nicht die strenge Form der Kunst verlangt, sondern die zwischen beiden steht oder vielmehr schwebt, von beiden nimmt, mehr als sie zurückgibt übrigens, und keiner ganz zugehört. Daher auch das – wohl meist mir unbewußte – „Jonglieren“, das Sie richtig heraushörten – gerade diesmal, wo Sie kein Inhalt von der Hauptsache ablenkte! – und das auch meine [liebe] Mutter immer bei mir fand, die mir eine ebenso stolze wie kritische ZuhörerIn war, und jetzt sitzt sie in Triest, auf dem mißlungenen Sprunge hierher, und noch viel einsamer als Sie hier. Aber freilich: es ist weniger hart, von „Triest“ enttäuscht zu sein als von „Jerusalajim“.

Lassen Sie die heilige Stadt nicht ihre unheiligen Menschen entgelten! Ich habe jetzt ein wunderschönes Wort von einem Rabbi gelesen, der einer Ihrer Wundermänner ist oder ein Recht hätte, es zu werden: dem Hohen Rabbi Löw von Prag. (Ein anderes seiner Worte habe ich auch neulich zitiert, in jenem Vortrage) Er fragt: wie kommt es, daß Israel, Gottes eigenes Volk, zwar von 2 Todsünden (Mord u. Unzucht) einigermaßen bewahrt blieb, aber der 3ten sich oft ausliefert: dem Götzendienste? Weil es *Anteil* an der Ewigkeit hat und doch natürlich nicht *die* Ewigkeit, die ja nicht Irdischem ganz teilhaft werden kann. So entsteht hier ein schwacher Punkt, eine Art „metaphysisches Defizit“, wenn man das sagen kann, und da kniet sich diese Sünde hinein. – So ist es auch mit den Menschen von Jerusalem. Sie sind nicht schlechter als andere, vielleicht gar besser, aber die Stadt ist ihnen zu groß, zu heilig. Der Privatmensch wird natürlich unter ihnen leiden, aber der Gläubige und die Dichterin werden verstehen und vergeben.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre weitere Genesung  
bin ich in Verehrung Ihr Ernst Simon

[55] An Else Lasker-Schüler

[8.8.1941]<sup>121</sup>

Verehrte Frau Lasker-Schüler!

Es fällt mir diesmal sehr schwer, Ihnen auf Ihren Brief<sup>122</sup> zu antworten, für den ich Ihnen sehr danke. Ich stand unter einem starken Eindruck nach Ihrer

<sup>120</sup> Der Dichter Werner Kraft (1896–1991) war mit Else Lasker-Schüler befreundet.

<sup>121</sup> Hebr. Datum: Erew Schabbat nachamu, d.i. am Vorabend des ersten der sieben Trostsabbate nach dem 9. Aw, dem Trauertag zum Gedenken an die Zerstörung des Ersten und des Zweiten Tempels.

<sup>122</sup> Vom 2. August 1941.

Vorlesung – natürlich komme ich sehr gern auch zu der zweiten, wenn ich hier sein sollte: ich reise am kommenden Freitag für etwa 10–14 Tage fort – und habe sogar in der gleichen Nacht ein paar Verszeilen geschrieben, die „Gedicht“ zu nennen unverschämt wäre und die ich Ihnen nicht zu schicken wagte. Nicht nur wegen ihres poetischen Unwertes, sondern auch wegen ihres unpoetischen Wertes: nämlich der prosaischen *Auseinandersetzung*, die darin stattfand und die Sie nun in Ihrem Briefe aufnehmen, nur aus dem Gefühl.<sup>123</sup>

Wissen Sie, daß Sie mein Gedicht auf meinen Vater in Ihrem Drama zitieren? „Maß und Methode“ – ich habe es nicht überhört. Ob bewußt oder unbewußt – dies ist das Leitmotiv – und: *ohne* Wortwitz, im heiligsten Worternst: das Leidmotiv unserer so merkwürdigen Beziehung. Ich, ein *mittlerer* Mensch, kann ohne diesen Doppelpanzer nicht leben und nicht das leisten, was ich zu leisten habe – und Sie machen den so heroischen wie tragischen Versuch, Ihr Dichtertum zu *leben* wie nur eine der Seherinnen aus mythischen Zeiten. Das ist es: wir leben in verschiedenen Zeiten. Sie in der *Ihren*, eigenen, die sie wie einen glühenden und leuchtenden Panzer des Schmerzes um den Leib geschmiedet tragen und überall hin mitschleppen, triumphierend von ihm erdrückt, und ich – in der unseren (die aber Sie und Ihre Zeit nur am Rande berührt, nicht einschließt.) Nicht daß ich versäumt hätte, mein Herz umzupflügen – das ist ja ein *tägliches* Vorhaben: man tut es *nie* oder *immer* – aber ich lebe nicht – „ein Bürger“, wie Sie dichten – nur im glühenden Zentrum dieses Herzens, sondern auch, und nach außen vor allem, in der kühlen Hautoberfläche der Berührung mit fremdem Leben. Bei Ihnen aber ist *Herz und Haut eines* – das macht sie so groß und ihr Leben, *heute*, so schwer.

Daher kommt es auch, daß wir einander nur schreiben, nicht miteinander sprechen können. Die Schrift ist ja die zeitlose oder doch relativ zeitbefreite Form der Rede: sie kennt nie die *Gleichzeitigkeit* des Gesprächs: der Brief wird in einem andern Augenblick gelesen als geschrieben, und nicht seine Gebundenheit an die Stunde seiner Geburt: sie *bleibt*. So dient sie als Verbindungsmittel zwischen Menschen *verschiedener* Zeiten, wie z.B. zwischen dem Prinzen von Theben und dem *nicht* Erzengel-Gabriel<sup>124</sup>, sondern:

dem den Prinzen verehrenden Ernst Simon

<sup>123</sup> In ihrem Antwortschreiben vom 11. August 1941 bittet die Dichterin: „Schenken Sie mir die Gedichtzeilen, die Sie nach meinem Vortrag dichteten“.

<sup>124</sup> In Ihrem Schreiben vom 2. August 1941 hatte die Dichterin Ernst Simon ausdrücklich gefragt, ob er der Erzengel Gabriel sei.

[56] An Else Lasker-Schüler

Am Tage nach Jom Kippur 5692 [22.9.1931]<sup>125</sup>

Liebe und verehrte Else Lasker-Schüler!

Dank, Dank für Ihre beiden wundervollen Briefe und das edle Gedicht. Sie überschütten mich mit Ihrem Reichtum und mit goldner Ehre, die Sie aus der eigenen königlichen Seele holen, auf mich werfen und dann in mir wieder finden, als sei es mein Eigen, aber ist das Ihre.

Ich bin glücklich, daß meine Predigt<sup>126</sup> Ihnen etwas war. Aber wie können Sie denken, ich mißbillige das, was Sie Ihr „Spiel“ nennen. Weiß ich doch, daß es für den Dichter nichts Ernsteres gibt als sein „Spiel“. Die Meister der Hag-gada\*, von denen ich gestern so viel vortrug, spielten – sogar mit Gott. Die Atmosphäre des talmudischen Midrasch ist die *ironischer Nähe*: dies ist die Keuschheit der Heiligen. Z.B.: Gott legt Gebetsriemen, wie der Jude. Auf den unseren steht: Schma Jisrael\* ..., auf den seinen: „Wer ist wie Dein Volk Israel, ein einzig Volk auf der Erde.“<sup>127</sup> So spielt Einzigkeit mit Einzigkeit und wird zum ernstesten Grundakkord des Bundes von Gott u[nd] Volk.

Und zur Frage der Sünden des andern, also z.B. Ihrer „Schuld“, die ich gemeint haben soll, vor der Sie sich vor mir (!) reinigen müßten, usw. usw, will ich Ihnen ein Wort aus Hermann Cohens „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ schreiben:

„Das Leiden ist die Strafe, welche der Mensch unabträglich vor sich selbst, für sich selbst fordert.

An dem Mitmenschen darf er freilich das Leiden nicht als eine Strafe sich auslegen, welche diesen für seine Sünden träge ...

*Er leidet vielleicht für meine Schuld.*“<sup>128</sup>

Von Herzen Ihr Ernst Simon<sup>129</sup>

<sup>125</sup> Gemeint ist wohl der Tag nach *Jom Kippur* 5702, d.i. der 2.10.1941, denn zehn Jahre zuvor war Frau Lasker-Schüler noch in Berlin, und Ernst Simon pflegte noch nicht zu predigen.

<sup>126</sup> Am Versöhnungstag (*Jom Kippur*), wahrscheinlich zu *Kol Nidre*, in der überwiegend von deutschsprechenden Juden getragenen Synagogengemeinde *Emet weEmuna*.

<sup>127</sup> 2. Sam 7, 23.

<sup>128</sup> Hermann Cohen, *Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums*. Eine jüdische Religionsphilosophie, Kapitel XII: Der Versöhnungstag; die zitierten Sätze finden sich zerstreut in den Abschnitten 17 und 20.

<sup>129</sup> Darauf antwortet die Dichterin am Dienstag, den 7. Oktober 41: „Dear Adon. Ich habe mich so gefreut mit Ihrer Antwort und habe sie in Staniol gewickelt. Nur aus Müdigkeit schreibe ich erst heute“ und unterzeichnet „Ihr armer Prinz Jussuf“.

## An der Hebräischen Universität und Gastprofessor in New York (1940–1948)

Das Kinderdorf Ben Schemen, mit dessen Leiter Siegfried Lehmann Ernst Simon noch aus Berlin bekannt war, veranstaltete in den ersten Septembertagen des Jahres 1941 eine ‚Woche des Orients‘, in deren Verlauf sowohl politische als auch kulturelle und gesellige Veranstaltungen stattfanden, die das Verständnis zwischen Juden und Arabern in Palästina fördern sollten. Ernst Simon nahm nur am Eröffnungssabbat (30. August) teil. Unmittelbar nach seiner Rückkehr von dort schrieb er an Dr. Magnes<sup>1</sup>:

„Ich bin zurück aus Ben Schemen, wo unsere Frage den ganzen Sabbat über zur Debatte stand. Ich habe zwischen Freitagabend und Sabbatausgang gegen Mitternacht dreimal gesprochen. Es gab sehr starken Widerstand. Der Arbeiterrat hatte ... die Arbeiter aufgefordert, nicht zu meinem Vortrag zu kommen, weil er ‚antizionistisch‘ sei. Es gab harte Szenen am Eingang des Saales, Wachen wollten einem Teil des Publikums den Zutritt verwehren. Trotzdem waren viele Leute da, besonders Jugendliche und Jugendleiter, aber auch ein Teil der Arbeiterschaft. – Nach Meinung vieler Zuhörer war ich erfolgreich, trotz der heftigen Diskussion, die sich im Anschluß an meine Ausführungen auch vonseiten der Jugend entspann.“

Am 2. September 1941 wurde eine Bombe in den Hof unter Simons Küchenfenster geworfen; wie durch ein Wunder kam niemand zu Schaden. An den folgenden Tagen erhielt Ernst Simon etliche Sympathiekundgebungen auf deutsch und auf hebräisch, darunter ein Glückwunsch-Telegramm von seinem Bruder Hans aus Paris. In der jüdischen Öffentlichkeit des Landes wurde heftig weiterdiskutiert, so daß Ernst Simon sich noch Wochen danach genötigt sah, in Leserbriefen den Sachverhalt klarzustellen und gegen die Verunglimpfung seiner Person zu protestieren.

Ein paar Monate später erfuhr Ernst Simon auch aus studentischen Kreisen einen physischen Angriff. Während seiner Vorlesung an der Hebräischen Universität am 29. Januar 1942 trat ein Student auf ihn zu und bedrohte ihn mit einem Hammer. Ernst Simons Unerschrockenheit verwirrte den Angreifer so, daß er ihm nichts zuleide tat; der Hammer wird als Trophäe im Hause Simon aufbewahrt. Auch in diesem Fall trafen Solidaritätserklärungen aus der Studentenschaft in Haifa und Jerusalem ein.

Auch durch massive Anfeindungen ließ sich Ernst Simon nicht in seinem Engagement für die jüdisch-arabische Verständigung beirren. Als auf Initiative von Judah L. Magnes<sup>B</sup> am 11. August 1942 der *Ichud*<sup>2</sup> gegründet wurde, war Ernst Simon dabei. Jahrelang fungierte er als Herausgeber von dessen Zeitschrift<sup>3</sup> Ein langjähriger Freund schrieb ihm zum 80. Geburtstag: „Ich ... möchte Dir heute sagen, wie sehr mich ... Dein Auftreten, dein ziviler Mut – immer, wenn es um politisch-humane Dinge ging – beeindruckt hat und ich Deine Haltung bewundert habe. Dein Kampf für die Verständigung und gegen nationale Überheblichkeit und politische Zynik ist nicht ohne mo-

<sup>1</sup> Handschriftliche hebräische Mitteilung, ohne Datum.

<sup>2</sup> Wörtlich: Union; Nachfolger des *Brit Schalom*, eine überparteiliche Vereinigung, die sich insbesondere für Wahrung der Rechte der palästinensischen Araber einsetzte.

<sup>3</sup> 1942–1944 hieß das Organ des *Ichud* *Beajot haJom* (Tagesprobleme), 1944–47 nur *Beajot*, ab 1948 dann *Beajot haSman* (Aktuelle Probleme).

ralischen und geistigen Einfluss geblieben. Du wolltest Deinen Zionismus und Dein Judentum nicht entstellt und entwertet sehen und Du wusstest immer, dass wir hier ohne Respekt vor der menschlich-politischen Verpflichtung und Verantwortung nicht existieren können.“<sup>4</sup>

Andere beurteilten Ernst Simons politische Wirksamkeit weniger optimistisch: Sein alter Freund und Bundesbruder Eli Rothschild stellte im Winter 1973 / 74, unmittelbar nach dem Jom-Kippur-Krieg, die besorgte Frage, „ob wir nicht Alle, und gerade wir humanistischen Zionisten aus Europa (...) einen ‚Fehler‘ gemeinsam zu tragen haben: den, sehr theoretische, nicht aber praktizierende Gesprächspartner der Nachbarn geblieben zu sein.“<sup>5</sup> In seiner Antwort darauf äußert Ernst Simon im Namen eines gemeinsamen Freundes<sup>6</sup> den Zweifel, „ob Buber und ich nicht nur über die Araber und manchmal auch zu den Arabern gesprochen haben, sondern auch mit den Arabern“ und kommentiert dazu: „Er wird weitgehend recht haben, aber doch nicht ganz.“<sup>7</sup> Und ein ehemaliger Schüler schrieb ihm, wiederum zum 80. Geburtstag: „Ihre Bemühungen um die jüdisch-arabische Verständigung habe ich, wie Sie wohl wissen, stets aufmerksam und mit stärkster Sympathie verfolgt; ... Ich habe aber nie geglaubt, dass Ihre diesbezügliche Tätigkeit mehr als symbolische Bedeutung hat.“<sup>8</sup>

[57] An Nathan Chofschi, Nahalal

Redaktion „Beajot haJom“ 8.9.42

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen Brief, den ich nur kurz beantworten kann.

1. Das politische Programm des Ichud\* habe ich inzwischen erhalten und hoffe, daß es Dir und Deinen Freunden den Beitritt ermöglicht. Wir – einschließlich *Beajot haJom\** – sind auf aktive Unterstützung dringend angewiesen.

2. An die ausländische Presse ging außer dem Programm auch ein detaillierter, nicht zu langer Bericht über den Verlauf der Gründungsversammlung und über die Geschichte der Organisation. Was im „Dawar“\* gedruckt stand, hast Du selbst gesehen. Ich habe durchaus nichts dagegen, wenn Du Dein Glück versuchen willst; wir werden mit zweierlei Mitteln reagieren:

- a. Anzeigen mit dem vollen Wortlaut in der Tagespresse.
- b. Eine Sondernummer von *Beajot haJom\**, die noch vor *Rosch haSchana*<sup>9</sup> erscheinen soll.

3. Der Herausgeber des *Dawar\** war zur Gründungsversammlung nicht eingeladen und auch nicht anwesend.

<sup>4</sup> Rechtsanwalt Dr. Kurt Kanowitz aus Tel-Aviv, 17.4.1979.

<sup>5</sup> Der Lehrer und Historiker Eli Rothschild an Ernst Simon, 8.1.1974.

<sup>6</sup> Der Arabist Elieser Beeri (ehem. Ernst Bauer) aus dem Kibbuz haSorea.

<sup>7</sup> Ernst Simon an Eli Rothschild, 15.1.1974; er verweist auf Kontakte, die Buber in Florenz mit arabischen Gesprächspartnern gehabt habe, darunter mit dem damaligen Kronprinzen von Marokko.

<sup>8</sup> Meir Michaelis aus Haifa, 27.4.1979.

<sup>9</sup> Das jüdische Neujahrsfest, 12. / 13. September 1942.

4. Wir haben Deinen Aufsatz bei uns gedruckt, ohne uns dabei besonders mutig vorzukommen. Andererseits haben wir unsere Randbemerkungen nicht etwa angebracht, um seinen Eindruck abzuschwächen oder seine Wirkung zu beeinträchtigen, sondern um zum Ausdruck zu bringen, daß unsere eigene Meinung in unseren Augen nicht mehr, aber auch nicht weniger wichtig ist als die von Freunden, die an diesem oder jenem Punkt nicht mit uns konform gehen. Wir respektieren Deine Position<sup>10</sup>, aber sie ist uns nicht so einsichtig, wie sie und wir es nötig hätten. Tatsache ist, daß ich mich über jeden Rückschlag freue, den die Deutschen in Rußland und besonders in Ägypten erleiden, und Angst kriege bei jedem Schritt, den sie vorwärts rücken. Auf dem Hintergrund dieser Freude und Angst wäre es Heuchelei, wenn ich Deine Haltung, die bei Dir gültig und aufrichtig ist, übernehmen wollte. In meiner privaten Morallehre ist nichts so verhaßt wie „die Benutzung eines Schabbes-Goi zur Ausführung von verbotenen Arbeiten“<sup>11</sup> – und zwar gerade nicht im Sinne der Halacha\*, die sich damit abfinden kann unter der Bedingung, daß die Hilfeleistung eine gegenseitige ist: der Goi hilft dem Juden an dessen Sabbat und der Jude dem Goi an dessen Ruhetag, sondern im Sinne des Spruchs: Für eine Übertretung gibt es keinen Abgesandten<sup>12</sup> – so sprachen die Rabbinen und sie hatten Recht. Wenn gesündigt werden muß – und es gibt wirklich keine größere Sünde als die des Kriegs – so tue ich es lieber eigenhändig als durch einen Abgesandten, denn der Abgesandte eines Menschen gilt wie er.<sup>13</sup> Daher stehe ich in diesen Dingen Felix Weltsch und Ragaz<sup>14</sup> näher als Dir, was Du mir nicht übelnehmen wollest.

5. Was den Aufruf betrifft, den David mir gezeigt hat – in der vorliegenden Form werden nur Kriegsdienstverweigerer<sup>15</sup> ihn unterschreiben. Ich lehne die Formen, die die Propaganda für den Eintritt ins Militär angenommen hat, ebenso ab wie Du. Ich möchte darauf, nicht aus Eurer, sondern aus meiner

---

<sup>10</sup> Nathan Chofschi (1889–1980) als absoluter Pazifist lehnte den Krieg grundsätzlich ab, während Ernst Simon und seine Freunde bereit waren, Krieg unter Umständen als das kleinere Übel zu akzeptieren.

<sup>11</sup> In nichtjüdischer Umgebung gab und gibt es bei orthodoxen Juden die Einrichtung, einen Nichtjuden (*Goi*) anzustellen, damit er für sie am Sabbat lebenswichtige, aber Juden am Sabbat nicht erlaubte Tätigkeiten verrichtet, z.B. Heizen im kalten Winter.

<sup>12</sup> Im jüdischen Recht gilt der Abgesandte, d.i. Bevollmächtigte eines Menschen diesem gleich, das heißt: Wer im Auftrag eines Dritten einen Rechtsakt vollzieht, ist selbst davon nicht betroffen – mit Ausnahme einer rechtswidrigen Handlung: da macht sich nicht nur der Auftraggeber, sondern auch der Ausführende schuldig.

<sup>13</sup> Ernst Simon will damit sagen: Wenn das nationalsozialistische Regime und seine Verbündeten nur durch Krieg unschädlich gemacht werden können, sollten wir nicht nur die anderen (d.i. die Engländer) schicken, diesen Krieg zu führen, sondern uns auch selbst aktiv beteiligen.

<sup>14</sup> Felix Weltsch (1884–1964), gab 1919–1938 in Prag das zionistische Organ *Selbstwehr* heraus; seit 1940 Bibliothekar an der Jerusalemer National-Bibliothek; Leonhard Ragaz (1868–1945), Schweizer evangelischer Theologe, aktiv in der internationalen Friedensbewegung.

<sup>15</sup> Hier: palästinische Juden, die nicht bereit waren, in die britische Armee einzutreten, obwohl sie dadurch am Kampf gegen Nazi-Deutschland mitgewirkt hätten.



Sicht, gesondert eingehen, allerdings nicht in der nächsten Nummer von *Beajot haJom*\*, die politisch nicht noch mehr belastet werden darf, sondern in der folgenden, die nach Sukkot\* erscheinen soll. Auch bei der Ortsgruppensitzung der Liga für Annäherung und Kooperation mit den Arabern habe ich gegen die Art und Weise gesprochen, wie der Eintritt in die Armee propagiert wird, und habe Rabbi Benjamin<sup>16</sup>, der zugegen war, aufgefordert, seine Stimme zu erheben. Dasselbe habe ich David geraten: Wer etwas ausrichten will und nicht nur einer gewissen moralischen Verpflichtung genügen, der muß Mittel einsetzen, die dem gewünschten Ziel angemessener sind als unsere.

In treuer Freundschaft, Dir und den Deinen  
[Ernst Simon]

[58] An Walter Falk

Jerusalem, 8.2.43

Lieber Walter Falk!

Herzlichen Dank für Deinen ausführlichen Brief.<sup>17</sup> Verzeih die späte und relativ kurze Antwort mit meiner Überlastung.

1. Fast niemand von uns ist prinzipiell pazifistisch.<sup>18</sup> Einige – Dr. Magnes<sup>B</sup>, Miss Szold – waren es im letzten Krieg, sind es aber jetzt ausgesprochen nicht. Ausser meinem verehrten Freund Nathan Chofsch<sup>B</sup> und seinem Kreis bejahen wir fast alle notgedrungen diesen Krieg.

2. Wir sind für Frieden in Erez Israel\* als Vorbedingung für den weiteren Aufbau; auch wenn diese Bedingung nicht erreicht wird, sind wir dafür, den Aufbau fortzusetzen, glauben aber nicht, dass es in grossem Maßstab möglich sein wird.

3. Die offizielle zionistische Politik hat diese Basis verlassen. Das Biltmoreprogramm<sup>19</sup> ist aggressiv. Judenstaat bedeutet jüdische Herrschaft über Araber,<sup>20</sup> genau wie arabischer Staat Herrschaft über Juden.

<sup>16</sup> Rabbi Jehoschua Feldmann-Radler, genannt Rabbi Benjamin (1880–1957). Vielseitiger hebräischer Publizist und Schriftsteller, seit 1907 in Palästina. Mitbegründer des *Brith Schalom* und der *Ichud*-Bewegung, Redakteur der Zeitschrift *Ner*.

<sup>17</sup> Deutsch, vom 28.1.43 aus Hadera.

<sup>18</sup> Dr. Falk hatte geschrieben: „Ich will die hohen Ideale z.B. von Menschheitsverbrüderung und Pazifismus nicht bagatellisieren. Aber in der Welt der Wirklichkeit von gestern und heute haben sie Schiffbruch erlitten, vielleicht weil die Zeit nicht reif und die Menschen noch nicht vorbereitet waren.“

<sup>19</sup> Im Mai 1942 hatte im Biltmore-Hotel in New York eine zionistische Konferenz stattgefunden, auf der beschlossen worden war, das britische Mandat als Bezugsrahmen aufzugeben und auf die Errichtung eines eigenständigen jüdischen Gemeinwesens in Palästina hinzuwirken.

<sup>20</sup> Dr. Falk hatte geschrieben: „Ich habe, wie die überwiegende Mehrheit des *Jischuw*, nicht die Spur einer Absicht, über die Araber zu herrschen und würde mit Freuden einem binationalen Staat zustimmen, der in Bezug auf Bodenkauf und Einwanderung keine andere Begrenzung als die der ökonomischen Fassungskraft kennt.“

4. Ich bejahe, mit Dir, unsere eigene Kraft, die sich in den Siedlungen ausdrückt. Ich bejahe auch den Selbstschutz und seine Notwendigkeit. Ich verneine die Entwicklung dieses Instruments aus einem Mittel zum Zweck, das mehr und mehr unsere Politik bestimmt, anstatt ihr zu dienen. Ebenso verneine ich die immer deutlichere chauvinistische Erziehung, die ich sehr genau beobachten kann. Sie ist vielleicht, bei einer Politik wie der heutigen, zwangsläufig.<sup>21</sup>

5. Ich habe den Mufti niemals als *unsere* Adresse für unsere Araberpolitik angegeben, und freue mich, dass Dein Missverständnis mir dazu Gelegenheit gibt, es aufzuklären,<sup>22</sup> und wäre Dir besonders dankbar, wenn Du diese Aufklärung auch an andere weitergeben könntest, die meine Worte etwa ebenso wie Du verstanden haben. Ich sagte etwas ganz anderes, nämlich, dass der Mufti leider für die meisten Araber heute noch die Adresse ist. Ich selbst habe seine Verteidigung durch einen meiner arabischen Gesprächspartner ironisiert. Ich versuchte auszuführen, dass wir eine neue arabische Adresse schaffen müssen und können, und dass es Ansätze dazu gibt, die ja auch auf Dich Eindruck gemacht haben. Biltmore stärkt den Mufti, wir schwächen ihn. Das ist eine unserer grossen Funktionen in dieser historischen Auseinandersetzung.

6. Zur Frage von Magnes' Erscheinen beim High-Commissioner darf ich auf die Novelle von Agnon im *Haarez-Almanach*<sup>23</sup> aufmerksam machen.

Ich bin sehr gerne bereit, diese Korrespondenz fortzusetzen, wenn Du Zeit und Lust dazu hast, und bin mit herzlichen Grüßen auch an Deine liebe Frau und Deine Jungens

Dein [Ernst Simon]

[59] An Leo A. Mayer<sup>24</sup>, Rektor der Universität

18. Schwat / 1.II.45

Hochverehrter Rektor!<sup>25</sup>

Ich möchte einen Gedanken schriftlich wiederholen, den ich zu verschiedenen Gelegenheiten Ihrem verehrten Vorgänger, Prof. Roth<sup>26</sup>, und auch

<sup>21</sup> Dr. Falk hatte den Vorwurf des Chauvinismus vom zionistischen Siedlungswerk in Palästina mehrfach abgewehrt.

<sup>22</sup> Dr. Falk hatte geschrieben: „Wenn Ihr aber über die moralische Reinheit der zionistischen Bewegung wachen wollt, – und ich gehöre nicht zu denen, die glauben, dass das nur ein Lippenbekenntnis ist – wie könnt Ihr dann mit dem einzigen realpolitischen Vorschlag kommen, sich an den Mufti als Verhandlungspartner zu wenden!“

<sup>23</sup> Schmuël J. Agnon (1888–1970), Ezel Chemdat, im *Almanach* der hebräischen Tageszeitung *haArez* auf das Jahr 1943 / 44, S. 109–128.

<sup>24</sup> Der Orientalist Leo A. Mayer (1895–1959) gehörte seit 1925 zum Lehrkörper der Hebräischen Universität, 1932–1958 als Professor für nahöstliche Kunst und Archäologie; 1943–45 amtierte er als Rektor der Hebräischen Universität. Das Museum für islamische Kunst in Jerusalem ist nach ihm benannt.

<sup>25</sup> Brief original hebräisch.

Ihnen gegenüber gesprächsweise geäußert habe. Es handelt sich um die Regelung der Beziehungen zwischen dem Lehrerverband und unserer Pädagogischen Abteilung, als deren Leiter ich dieses Jahr fungiere.

Meine Position kennen Sie: Der Universität obliegen in dieser Angelegenheit zweierlei Verpflichtungen, die einander in gewissem Maße widersprechen: Sie muß die Lehrfreiheit eines ihrer Lehrer garantieren und außerdem möglichst enge und korrekte Beziehungen zur hebräischen Lehrerschaft im Lande aufrechterhalten, deren anerkannte und gewählte Vertreter eben diesen Lehrer wegen seiner politischen Ansichten ablehnen.

Theoretisch dürfte es verschiedene Lösungen geben, aber praktisch sehe ich nur eine anständige Lösung. Ich werde weder meine Ansichten aufgeben noch mein Recht und meine Bürgerpflicht, diese in der einem akademischen Lehrer angemessenen Form zum Ausdruck zu bringen, die auch außerhalb der Universität für ihn verbindlich ist. Andererseits wird auch der Lehrerverband seine Haltung mir gegenüber nicht aufgeben, die nicht nur heftigen Widerstand gegen die Ansichten als solche enthält, sondern auch schwere Verletzung der Ehre von deren Vertreter.<sup>27</sup>

Solange dieser Zustand anhält, sehe ich meinerseits keinerlei Möglichkeit, an irgendeiner Veranstaltung der Lehrgewerkschaft mitzuwirken, seien es Tagungen, Fortbildungskurse o.ä.<sup>28</sup> Ich erkenne jedoch den großen Nutzen, den solche Einrichtungen für die allgemeine und pädagogische Weiterbildung unserer Lehrer bereits erbracht haben bzw. noch erbringen werden, voll und ganz an; daher möchte ich Sie bitten, alles zu tun, um einen Kompromiß zu erreichen, so daß die Fortbildungskurse ohne meine Teilnahme stattfinden können unter Wahrung der Ehre der Universität und der Ehre der hebräischen Lehrerschaft, der auch ich seit nunmehr achtzehn Jahren angehöre.

Mit aufrichtiger Hochachtung  
Ihr E. Simon

<sup>26</sup> Der Philosoph Leon Roth (1896–1963) amtierte 1940–43 als Rektor der Hebräischen Universität. Politisch stand er Judah L. Magnes nahe; auf die Gründung des Staates Israel hin legte er 1951 seine Professur sowie das Dekanat der Geisteswissenschaftlichen Fakultät nieder und kehrte nach England zurück.

<sup>27</sup> Ernst Simon dachte diesen Vorwurf durch Verweise auf konkrete Veröffentlichungen zu belegen, hat den entsprechenden Passus aber wieder gestrichen.

<sup>28</sup> Bereits aus dem April 1943 ist belegt, daß ein neuntägiger Fortbildungskurs für Kindergärtnerinnen an der Universität in letzter Minute abgesagt wurde, weil der Lehrerverband Ernst Simon als einen der Vortragenden nicht akzeptierte. In seinem Bericht darüber an Robert Weltsch (9.4.1943) schwankt er noch zwischen humorvoller und verärgelter Reaktion; inzwischen hatten sich die Fronten anscheinend so weit verhärtet, daß eine offizielle Mitwirkung Ernst Simons in pädagogischen Angelegenheiten aus ideologischen Gründen völlig blockiert wurde. Daraufhin zog er sich auf die Beeinflussung seiner Studenten, der künftigen Lehrer und Erzieher, zurück.

[60] An Jehuda Leib Magnes

[10.10.45]<sup>29</sup>

Lieber Dr. Magnes!

Eben sitzt Herr Kalvarisky<sup>30</sup> bei mir und hat eine freudige Nachricht mitgebracht: Gestern besuchten ihn ein weiteres Mal drei arabische Bauern aus der Gegend von Sichem, Tul-Karm – angeblich sprechen sie im Namen von 40–50 Dörfern und sind bereit, diese uns zuzuführen – und boten ihm eine Festigung der Beziehungen *für jetzt* an. Er fragte sie: „Auf was für einer Basis“? Sie antworteten: „Das Programm der Liga für Rapprochement.“ Er fragte sie: „Woher kennt Ihr das Programm?“ Sie antworteten: „Das kennt man bei uns – dreifache Gleichheit: Sicherheit, Bevölkerung, Boden.“ Er fragte sie: „Seid Ihr bereit, zur Aufsichtsbehörde und zum High Commissioner zu gehen und Eure Bereitschaft zu erklären, mit den Juden auf dieser Grundlage zusammenzuarbeiten?“ Sie bejahten. „Seid Ihr bereit, auch nach London zu schreiben oder zu telegraphieren?“ „Wir sind zu allem bereit, wenn Du mitkommst.“ Sie schrieben die Namen von zehn Männern auf – allesamt Bürgermeister von Dörfern (*Muchtarim*) aus der Gegend von Sichem, Tul-Karm, Jenin u.a., die mit einigen Juden zusammentreffen wollen. K. schlägt einen Kibbuz vor, vielleicht *Schaar haAmaqim*, im Hause von Aaron Cohen. Im Hinblick darauf erwarten sie Antwort bis morgen um 10 Uhr.

Herr K. hält die Sache *gerade in diesem Augenblick* für ungeheuer wichtig. Erschienen so eine arabische Verlautbarung *zum gegenwärtigen Zeitpunkt* – wo eine Art von Unruhen offenbar bereits einsetzen – könnte dies von entscheidendem Einfluß sein und uns vielleicht die Teilung ersparen, die uns sonst ins Haus steht, wie ich fürchte.

Er hat heute versucht, Ihren Rat einzuholen, Sie aber nicht erreicht. Vielleicht rufen Sie ihn morgen um 8 oder 9 Uhr an. Er erwartet Ihren Anruf bei sich zu Hause (Nr. 2437).

Entschuldigen Sie bitte die Belästigung!  
Ihr E. Simon

[61] An Gershom Scholem

26. Ijjar 705<sup>31</sup>

Meinem lieben Freunde, viele Grüße!

Wir denken viel an Sie und hören viel über Sie. Fania<sup>32</sup> liest uns ‚ausgewählte Stücke für die heranwachsende Jugend‘ aus Ihren interessanten Brie-

<sup>29</sup> Hebr. Datum: Mittwoch, 3. Marcheschwan 5806.

<sup>30</sup> Der Landwirt Chaim Kalvarisky (1868–1947) engagierte sich lebhaft für Verständigung mit der arabischen Bevölkerung im Lande; mit seiner Tochter Hermona war Ernst Simons Bruder Fritz verheiratet.

<sup>31</sup> Das hebräische Datum entspricht dem 27. Mai 1946; der ganze Brief ist original hebräisch.

<sup>32</sup> Prof. Scholems zweite Frau.

fen vor und berichtet uns das übrige mündlich. Sie haben anscheinend eine ziemlich schwere Zeit, über deren Fruchtbarkeit Sie sich, denke ich, erst viel später klar werden. Sie werden wohl noch merken, daß sich die Sache für Sie und für andere gelohnt hat, selbst wenn Sie das Hauptziel, zu dem Sie die Reise unternommen haben, nicht erreichen sollten – aber noch besteht ja Hoffnung.<sup>33</sup>

Inzwischen ist Ihnen die Mutter gestorben, und ich kann mir vorstellen, wie schwer dieser Verlust für Sie ist, trotz oder gerade wegen des erheblichen zeitlichen und räumlichen Abstands.<sup>34</sup> Ich habe sie nicht näher gekannt, aber wir sind ihr ein paar Mal begegnet, sowohl in Berlin als auch hier bei ihren Besuchen im Lande. Ich habe sie als eine lebensprühende Frau in Erinnerung, sehr scharf und gerade heraus, sogar paradox in ihren spritzigen und mitunter verblüffenden Aussprüchen. Mir scheint, Sie haben etliches von ihr geerbt – vielleicht nicht von der geistigen Produktivität her, die ihr wohl nicht gegeben war, aber doch vom stürmischen und mitreißenden Temperament her. Sie können sich damit trösten, daß sie doch ein recht schönes Alter hatte, trotz des Exils und mancher Gebrechen in den letzten Jahren, zumindest im Vergleich zum Schicksal der Mehrzahl der Alten (und der Jungen) unseres Volkes.

Fania hat offenbar etwas Heimweh nach Ihnen, aber sie hält sich sehr tapfer. Wir alle erfreuen uns ihrer Gesellschaft, manchmal bei ihr / Ihnen, manchmal bei uns. Sabbat nachmittag trafen wir bei ihr alle möglichen Leute, die einfach so hereingeschneit kamen und sich wunderten, daß die anderen auch da waren: Fam. Jonas, Fam. Liebes, Polotzky, Fam. Swet. Es war sehr nett. Im Moment – Dienstag abend – ist sie bei Toni.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mal etwas Zeit fänden, uns zu schreiben, aber es muß nicht unbedingt sein. Ganz wie's beliebt! Wir hören ja auch indirekt von Ihnen, daher brauchen Sie sich nicht auch noch direkt zu bemühen, wo Sie ohnehin schon so viel um die Ohren haben.

Leben Sie wohl!  
In treuer Freundschaft, Ihr Ernst

P.S. Uri hat die erste Stufe der Abitursprüfung in Gemara\* als einziger in der ganzen Klasse mit Auszeichnung bestanden. Er hat sich sehr gefreut und mit selbstironischer Frechheit gemeint: „Siehst du, Abba, der erste rabbinische Gelehrte in der Familie seit R. Akiba Eger“.<sup>35</sup> Wenn's doch wahr würde!

---

<sup>33</sup> Prof. Scholem war nach Europa gereist, um dem Verbleib jüdischer Bibliotheken nachzuforschen, und seine Ergebnisse waren deprimierend.

<sup>34</sup> Betty Scholem war aus Deutschland nach Neuseeland geflüchtet.

<sup>35</sup> Nach Rabbi Akiba Eger (1761–1831), der zu den Vorfahren seiner Mutter gehörte, hatte Ernst Simon sich den hebräischen Vornamen *Akiba* gewählt.

Anfang März 1947 erhielt Ernst Simon vom Jewish Theological Seminary of America in New York eine Einladung für das akademische Jahr 1947/48. In einem englischen Schreiben an Prof. Louis Finkelstein vom 13. März 1947 nimmt er die Einladung dankend an und erklärt sich bereit, drei Kurse<sup>36</sup> zu unterrichten. Den Wunsch, seine Familie mitzubringen, begründet er mit den unsicheren Verhältnissen in Palästina: „In times like ours I do not think it wise to separate from my family, and I have made up my mind to take my family with me. ... We have a boy of seventeen who passed his final High School Examinations and is now completing his agricultural year on the Misrahi Kvutzah Yavneh, and a little girl of eleven. The boy will attend a University and study History and perhaps English, and the girl must continue going to school.“

Die technischen Belange ließen sich zu allseitiger Zufriedenheit regeln, und im Sommer 1947 übersiedelte Ernst Simon mit seiner Frau Toni, seinem Sohn Uri und seiner Tochter Channa für ein Jahr nach New York.

## [62] An Martin Buber

1.1.48

Verehrter Herr Buber,

Ich hoffe, Sie haben meine verschiedenen Mitteilungen bekommen und wohl auch von meiner Diskussion mit Dr. Magnes<sup>B</sup> Kenntnis genommen. So stark mein Bedürfnis ist, Ihre Meinung darüber und den Zustand selbst und was etwa zu tun sei, von Ihnen direkt zu hören, so schreibe ich Ihnen heute doch nicht deshalb, sondern nur, um Ihnen und Ihrer verehrten Frau zu sagen, wie sehr wir die Unbill bedauern und mitfühlen, die Sie betroffen hat.<sup>37</sup> Ich hörte zwar auch von schönen Zeichen der Teilnahme und Hilfsbereitschaft seitens Arabern und Christen, aber die Tatsache der aufgezwungenen Segregation bleibt doch bestehen: politische Teilung führt eben auch zur Teilung der Lebensbezirke.

Ich persönlich bin hier sehr zufrieden, komme aber nicht zur inneren Ruhe, weil uns alle Palästinas Schicksal alltäglich und manchmal auch nächtlich beschäftigt. Ich habe dem in ein paar Zeilen zu Chanukka\* an das Sekretariat des Ichud\* Ausdruck gegeben, habe aber nicht den Eindruck, daß meiner Bitte entsprochen wurde, sie durch Abschrift den Freunden zugänglich zu machen. Ich setze sie daher n[och] e[inmal] hierher:

[Meines Volkes Leid ist mein Leid,  
seine Freude ist meine Freude nicht;  
Meines Volkes Schwäche ist meine Schwäche,

*Zaar Ami Zaari,  
ejn Simchato Simchati;  
Chulschat Ami Chulschati,*

<sup>36</sup> History of Jewish Education, Jewish Education in Palestine; für den dritten Kurs war Psychologie geplant, doch Ernst Simon schlug statt dessen vor: „The Philosophical Basis of Education, Religious Education or on a special topic chosen from the History of General Education, as for instance: Great Educators (Socrates and Plato, Comenius, Rousseau, Pestalozzi, Tolstoy etc.).“

<sup>37</sup> Martin Buber hatte während der jüdisch-arabischen Kämpfe in Jerusalem seine im arabischen Viertel Abu Tor gelegene Wohnung verlassen und sich in einer Pension einmieten müssen; dorthin ist der vorliegende Brief adressiert.

sein Heldentum ist mein Heldentum nicht;  
Seine Verzweiflung ist nicht die meine –  
Aber seine Hoffnung ist meine Hoffnung.]<sup>38</sup>

*ejn Gevurato Gevurati;  
ejn Jèuscho Jèuschi,  
ach Tikvato Tikvati.*

Gestern schrieb ich ausführlich an Wilhelm<sup>39</sup> und auch etwas über meine Vorträge und Besprechungen in unserer Richtung (kann man noch sagen: in unserer Sache? Ich hoffe).<sup>40</sup> Wenn Sie ihn sehen, richten Sie ihm bitte noch aus, daß mein Thema für die Schockenfestschrift etwas anders lauten wird, nämlich: Die Philosophie Franz Rosenzweigs im Rahmen der neueren Philosophie<sup>41</sup> – die Ausarbeitung eines Vortrags, den ich vorige Woche in der Am[erican] Ac[ademy] for Jew[ish] Research<sup>42</sup> gehalten habe und der mir ganz neue Ergebnisse gebracht hat.

Herzlichst Ihr getreuer Ernst

NB: Drei Ihrer Bücher sind hier „text books“ im Seminar: *Baajat haAdam* und *haRuach wehaMeziut*<sup>43</sup> in 2en meiner Kurse, „Moses“ bei Kaplan.<sup>44</sup>

Über meine Berufung als full professor<sup>45</sup>, deren Ablehnung (genauer: ich habe die Verhandlungen über eine solche Berufung gleich zu Beginn abgebrochen; danach begann die Urlaubsverhandlung.) und Verhandlung mit der

<sup>38</sup> An Buber hat Ernst Simon nur die hebräische Version (in hebräischen Buchstaben) geschickt; die deutsche Übersetzung aus seiner Feder findet sich in einem nachgelassenen Ordner mit eigenen Gedichten.

<sup>39</sup> Offenbar ging es um innerzionistische Belange, wie aus einem Schreiben hervorgeht, das Rabbiner Dr. Kurt Wilhelm Ende Januar 1948 an Dr. Felix Rosenblüth, den nachmaligen israelischen Justizminister, richtete und von dem ein Exemplar an Ernst Simon ging.

<sup>40</sup> Bubers Antwortbrief vom 27.1.48 ist in Briefwechsel III, Nr. 127 veröffentlicht; dort heißt es unter anderem: „Daß in dem inneren Verhältnis unsres Kreises zu Ihnen nicht die geringste Änderung eingetreten ist, brauche ich Ihnen hoffentlich nicht zu sagen.“

<sup>41</sup> Original hebräisch. Die hebräische Festschrift zu Salman Schockens 70. Geburtstag erschien erst 1952 in Jerusalem unter dem Titel: *Alei Ayin. The Salman Schocken Jubilee Volume*, Jerusalem 1948–52; sie enthält keinen Beitrag von Ernst Simon.

<sup>42</sup> In seinem Vortrag zu Martin Bubers 70. Geburtstag erwähnt Ernst Simon die bevorstehende Drucklegung des hebräischen Vortrags über *Die Stellung Franz Rosenzweigs in der modernen Philosophie*, den er im Dezember 1947 bei der Jahresversammlung der *American Academy for Jewish Research* gehalten hatte, doch scheint der Vortrag ungedruckt geblieben zu sein.

<sup>43</sup> *Beajat haAdam* = Das Problem des Menschen, hebräisch veröffentlicht 1943, deutsch als sechste und letzte Abhandlung in dem Band *Dialogisches Leben*, Zürich 1947, englisch in dem Band *Between Man and Man*, London 1947. – *HaRuach wehameziut* = Der Geist und die Wirklichkeit, hebräisch veröffentlicht Tel-Aviv 1942.

<sup>44</sup> Martin Buber, *Moses*, hebräisch veröffentlicht 1945, englisch Oxford 1946, deutsch Zürich 1948. Zur Festschrift zum 70. Geburtstag von Mordecai M. Kaplan, dem langjährigen Dekan des Lehrerseminars am Jewish Theological Seminary (New York 1953), steuerte Ernst Simon einen hebräischen Beitrag über pädagogischen Philanthropismus und jüdische Erziehung bei (Bd. II, S. 149–187).

<sup>45</sup> Ernst Simons Wirksamkeit am Jewish Theological Seminary war offenbar so positiv, daß dessen Direktor, Prof. Louis Finkelstein, ihn am liebsten ganz nach New York übernommen hätte. Ernst Simon lehnte das (für ihn sehr günstige Angebot) ab mit der Begründung, er werde in Israel dringender gebraucht als in Amerika; vgl. seinen Brief an Prof. Finkelstein vom 8.1.59 (unten Nr. 76).

Univ[ersität] wegen eines zweiten Jahres Urlaub hat Ihnen wohl Wilhelm erzählt, den ich darum bat. – Senator<sup>46</sup> schickte mir Kopien zweier imponierender Drohungen.<sup>47</sup>

[63] An Georg Landauer

10.3.48

Lieber Georg Landauer,

nimm recht vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief<sup>48</sup>, auf den ich sehr lange gewartet habe, und der mir sehr wichtig und mit seinen Beilagen höchst interessant war. Auch von Lou<sup>49</sup> haben wir bereits einen zweiten persönlichen Brief bekommen, für den wir herzlich danken; ebenso schickte mir Rabbiner Wilhelm<sup>50</sup>, dem es hoffentlich mit seiner Familie wieder besser geht, seinen Briefwechsel mit Felix Rosenblüth<sup>B</sup>, in den ich mich eingemischt habe. Lass Dir bitte mal von Wilhelm die Kopie zeigen!

Ich habe den Eindruck, dass wir politisch uns niemals näher gestanden haben als heute. Ich habe meine Auffassung im Zuge meines Briefwechsels mit Dr. Magnes<sup>B</sup> in drei Paragraphen zusammengefasst: 1. Keiner aus unserem Kreise sollte sich durch eine offizielle Teilnahme für die Teilung kompromittieren und sich dadurch um die Möglichkeit bringen, eine „Adresse“ für künftige Verhandlungen zu bilden (Ich kann nicht beurteilen, in wie weit Dein Eintritt in die jüdische Regierung, der gestern hier gemeldet wurde<sup>51</sup>, diesem Grundsatz widerspricht. Ich fürchte er tut es, verstehe aber andere

---

<sup>46</sup> Dr. Werner (David) Senator (1896–1953) war privat mit Ernst Simon befreundet, doch dienstlich als Kanzler der Hebräischen Universität Jerusalem bestand er auf dessen fristgerechter Rückkehr nach Ablauf des einen Jahres *sabbatical*, das ihm bewilligt worden war.

<sup>47</sup> Bereits im Dezember 1947 begann Prof. Finkelstein, sich bei der Hebräischen Universität um ein weiteres Jahr Beurlaubung für Ernst Simon zu bemühen; seine Bitte wurde abschlägig beschieden. Da mit dem Ausbruch des israelischen Unabhängigkeitskrieges im Mai 1948 die Weiterführung des akademischen Unterrichts in Jerusalem (der Universitäts Campus lag auf dem Mt. Scopus, im Ostteil der Stadt) ohnehin in Frage gestellt war, brachten Prof. Finkelstein und Ernst Simon den Wunsch im Sommer 1948 erneut vor. Darauf erhielt Ernst Simon die Antwort, wenn er das Studienjahr 1948 / 49 über in New York bleibe, verliere er seine Stellung in Jerusalem. Vgl. dazu den Brief an G. Scholem vom 30.8.1948 (unten Nr. 67).

<sup>48</sup> Vom 19.2.48, im Simon-Nachlaß erhalten.

<sup>49</sup> Georg Landauers Frau.

<sup>50</sup> Die Wohnung von Rabbiner Dr. Kurt Wilhelm war bei der Explosion in der Ben-Jehuda-Straße zerstört worden; an ihn schrieb Ernst Simon am 10.3.48: „Erst allmählich ist uns hier klar geworden, in wie grosser Gefahr Sie und Ihre Familie gewesen sind, wie sehr knapp Sie Schlimmerem entgangen sind, und wie schwer Ihr Leben jetzt sein muss, ohne Wohnung und Bücher, an verschiedenen Orten untergebracht und wahrscheinlich zum mindesten seelisch, wenn auch hoffentlich körperlich, noch keineswegs erholt.“ Daraufhin übersiedelte Dr. Wilhelm nach Stockholm, wo er die Position des Oberrabbiners übernahm.

<sup>51</sup> Offenbar eine Falschmeldung; von 1934 bis zu seinem Tode leitete Dr. Landauer in der *Jewish Agency* die Abteilung für Einwanderung aus Deutschland, aber der israelischen Regierung gehörte er nicht an.



sachliche Gesichtspunkte, die ihn möglicherweise unvermeidlich machten). 2. Wir sollten mit grosser Vorsicht und Genauigkeit politische Alternativ-Pläne ausarbeiten für den Fall, dass die Teilung scheitert – eine mindestens 50prozentige Möglichkeit bei konservativer und optimistischer Schätzung. 3. Ein Hervortreten mit solchen Plänen sollte genau in dem psychologischen Augenblick erfolgen (falls der abgepasst werden kann), wo es als „Rettung“ und nicht als „Dolchstoss“ wirkt. Ich habe aus diesem Grunde, wie ich Dir vertraulich mitteilen will, einige, nicht alle, der Kundgebungen von Dr. Magnes zwar persönlich höchlichst bewundert, aber politisch abgelehnt; vor allem diejenigen, die durch die Verbindung mit der bekannten Antizionistin Virginia C. Gildesleeve eine ganz unnötige Belastung erfahren haben.

Wie nun eine solche Kompromisslösung, von der Du ja auch im Schlußabsatz Deines Briefes an Auerbach<sup>52</sup> sprichst, inhaltlich aussehen sollte, ist sehr schwer zu sagen. Sie müsste vor allem eine negative Bedingung erfüllen: sie dürfte weder Juden noch Arabern einen Anreiz geben, die Terrorakte fortzusetzen.<sup>53</sup> Rein formal – aber eben zu formal – wäre dazu eine Resolution der UNO geeignet, die etwa sagte: Beiden palästinensischen Völkern wird die politische Selbständigkeit wieder entzogen, weil sie sich ihrer unwürdig erwiesen haben. Palästina kommt unter ein UNO-Mandat, von Amerika England gemeinsam ausgeübt, mit kantonaler Autonomie und Einwanderung in den jüdischen Kantonen. Endziel: Entwicklung eines selbständigen Föderativstaates; das Mass der Selbständigkeit wächst mit dem Mass der Ruhe und Kooperation im Land. Ich fürchte selbst, dass dies viel zu schön ist um wahr zu sein; selbst wenn England noch zu dieser Mitarbeit zu bekommen wäre, würde das russische Veto im Sicherheitsausschuss, der wohl kaum zu umgehen wäre, die Sache umbringen. Immerhin ist es das einzige, was mir überhaupt eingefallen ist; Du kannst meinen Geisteszustand danach beurteilen.

Nun noch etwas Bericht über meine Tätigkeit hier. Ausser Vorträgen – einmal in der Theodor Herzl Society statt des verhinderten Em. Neumann über den „Weg des westlichen Zionismus“, dann über Erziehungsfragen, Friedensarbeit in Palästina, etc. etc., auf Deutsch, Hebräisch und Englisch, mit denen ich im ganzen wohl etwa 2000 Menschen erreicht haben mag, und Briefe an

<sup>52</sup> Der Arzt und Schriftsteller Dr. Elias Auerbach (1882–1971) aus Haifa hatte in einem Schreiben an Felix Rosenblüth vom 24.6.47 seinen Rücktritt aus dem Vorstand der von Georg Landauer 1942 gegründeten Einwandererpartei *Alija chadascha* erklärt, da er den Teilungsplan ablehnte.

<sup>53</sup> In einem englischen Schreiben vom selben Datum (10. März 1948) an Prof. Louis Finkelstein, den Leiter des Jewish Theological Seminary in New York, regt Ernst Simon eine Anti-Terror-Resolution von Seiten führender Vertreter der amerikanischen Judenheit an: „The idea is to form a quite informal group which endorses the proclamation against all terroristic ways of war in Palestine which was published by Magnes, Buber and Senator, and from which you made some copies for yourself and your friends. This would not be a political act in the narrower sense of the word but rather a religious and moral proclamation signed by the spiritual leaders of American Jewry. We hope to gather some very important men of science, maybe some winners of the Nobel Prize among them. I shall see Professor Einstein next Monday, and I am quite sure he will sign.“

die Redaktion des *Aufbau*<sup>54</sup> über Terror, suche ich nun auch, wie Du richtig schreibst, mit Hilfe von Friedrich und Fanny Ollendorf, Dr. Leschnitzer<sup>B</sup> und Gertrud Baer – Generalsekretärin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit – einen Kreis von Menschen zu etwas dauernderer Arbeit zu sammeln. Ich kann freilich nicht, wie Du rätst, so lange hier bleiben, bis das gelungen ist; das hängt ja nicht von mir, sondern von der Universität ab, die ein Gesuch des Seminars, mich für ein zweites Jahr zu beurlauben, vorläufig abgelehnt hat. Ich wäre Dir aber dankbar, wenn Du einmal von Deinen Gesichtspunkten her darüber mit unserm Freund Senator<sup>55</sup> sprechen würdest. Ich bin bereit, so lange ich hier bin, einen erheblichen Teil meiner kargen Freizeit in diese Arbeit hineinzustecken, obwohl die rein technischen Schwierigkeiten bisher ausserordentlich sind: heute habe ich zum ersten Mal, durch die Freundlichkeit Deiner Schwägerin, die Möglichkeit ein paar Briefe zu diktieren, während ich bisher alles mit der Hand schreiben musste.

Der nächste Schritt soll eine Versammlung im Hause von Erich Fromm<sup>B</sup> sein, der, zusammen mit David Nachmannsohn, grösstes aktives Interesse zeigt. Wir denken an einen Kreis von mehr oder minder hervorragenden Intellektuellen, die meistens bereits ihre Teilnahme zugesagt haben, z.B. Rab. Baeck, Einstein, Ernst Strauss, einige hervorragende Naturwissenschaftler, Elliot Cohen vom Commentary, Dr. Hannah Arendt<sup>56</sup>, wahrscheinlich auch Dr. Hexter, Prof. Baron, Prof. Finkelstein<sup>B</sup> und andere, sowie natürlich Rosie Jacobs, Nachum Glatzer, Prof. Pinson, Dr. Jitzchak und Aron Steinberg, Samuel Niger, usw. Du siehst: ein ziemlich bunter Kreis, nicht nur aus Zionisten bestehend, wenn auch unter bewusstem Ausschluss ausgesprochener Assimilanten. Als Ziel denke ich mir das endorsement entweder der Kundgebung von Magnes-Buber-Senator gegen den allseitigen Terror<sup>57</sup> oder des letzten hebräisch-arabischen Aufrufs des Ichud\*; mir scheint das Erste besser, weil ausführlicher und moralisch begründeter. Die dort aufgeführten Einzelfälle würden wir weglassen; hingegen die Unterschriften der drei Palästinenser<sup>58</sup> besonders hervorheben. Sollten noch einige andere Namen zu haben sein – etwa der Deine – so erbitte ich ein Kabel.

<sup>54</sup> Deutschsprachige Zeitschrift über jüdische Belange, seit 1934 in New York herausgegeben.

<sup>55</sup> Dem Politologen Dr. Werner (David) Senator (1896–1953), in leitender Stellung an der Hebräischen Universität Jerusalem.

<sup>56</sup> Seine damalige Zusammenarbeit mit der Soziologin und Politikwissenschaftlerin Hannah Arendt hinderte Ernst Simon nicht daran, fünfzehn Jahre später ihre Stellungnahme zum Eichmann-Prozess scharf anzugreifen: Ernst Simon, Hannah Arendt. Eine Analyse (1963), in: F. A. Krummacker (Hg.), *Die Kontroverse: Hannah Arendt, Eichmann und die Juden*, München 1964, S. 39–77.

<sup>57</sup> Das Offene Schreiben von Martin Buber, David Werner Senator und Judah L. Magnes, das am 29.1.1948 in der hebräischen Tageszeitung *haAvez* erschien; auf deutsch veröffentlicht bei *Martin Buber, Ein Land und zwei Völker*, hrsg. v. Paul Mendes-Flohr, Frankfurt a. M. 1983, S. 281f. Eine englische Fassung dieser Resolution als Grundlage für eine Unterschriftensammlung ist unter Ernst Simons Unterlagen aus seinem Jahr in New York erhalten.

<sup>58</sup> Buber – Magnes – Senator.

Hat man einmal einen solchen Kreis geschaffen und, zunächst mit einem unpolitischen Dokument um ein paar symbolische Namen geschart, so lässt er sich später vielleicht auch für eine strenger politische Arbeit benutzen, besonders wenn Magnes<sup>B</sup> und, wie ich von Dr. Ollendorf höre, vielleicht auch Du evtl. im Frühjahr herkommt. Man müsste bis dahin gewisse Vorbereitungen getroffen haben, um dann an eine grössere Öffentlichkeit heranzugehen.

Ich hoffe, dass unser Zusammenhang nun nicht mehr abreisst; dass Du mir Deine Meinung zu den hier geäusserten Ideen und Plänen umgehend mitteilen und alles Material schicken wirst, das für die Orientierung unseres Kreises nützlich und notwendig ist.

Mit vielen herzlichen Grüßen von uns allen an Euch beide

Dein [Ernst Simon]

[64] An Erwin Piscator, The New School for Social Research

March 14th, 1948<sup>59</sup>

Sehr verehrter Herr Direktor Piscator!

Mein alter Freund Heinz Wendriner<sup>60</sup>, mit dem ich nun bald 30 Jahre, von unseren Studententagen in Heidelberg her, verbunden bin, hat mir die Möglichkeit verschafft, eine Reihe der großartigen Inszenierungen zu sehen, die das amerikanische Theater Ihnen verdankt.

Ich bin kein Habitué des Theaters – obwohl mein verstorbener Großonkel Fritz Engel<sup>61</sup> mich früh in seine Geheimnisse eingeweiht hat – sondern Pädagoge von Fach, aber gerade als solcher möchte ich mir erlauben, Ihnen ein paar aufrichtige Worte des Dankes zu sagen.

Großes Theater ist die Synthese dreier in sich scheinbar widerspruchsvoller Elemente: das *Publikum* gibt sich der künstlerischen *Illusion* hin und wird gleichzeitig zu einer verantwortlichen öffentlichen *Meinung* gebildet; die *Schauspieler* geben sich dem *Spiel* hin und erleben gleichzeitig ihre Rollen in den Tiefen der *Identifikation*; der *Regisseur* aber baut eine *Traumwelt* aus den souverän gewählten Requisiten der wirklichen – je einfacher, umso souveräner – und bewirkt durch sie, evolutionär oder revolutionär, eine *Veränderung* jener Gesellschaft, von deren Beifall er doch lebt.

Diese sechsfache Synthese meistern Sie, Erwin Piscator, wie wohl sonst niemand in der Gegenwart und wie nur ganz wenige Ihrer großen Vorgänger. Und das wichtigste: Sie spiegeln sie nicht nur ab in der durchdachten Vielfalt Ihres Spielplans, der von Aristophanes' oder Shakespeares' heiterstem Un- und Tiefsinn über die chaotischen Mächte des imperialistischen Krieges und

<sup>59</sup> In seiner Antwort vom 23.3.48 dankt Erwin Piscator für Ernst Simons Schreiben vom 16. des Monats; demnach war der vorliegende Text der handschriftliche Entwurf zum eigentlichen Brief.

<sup>60</sup> Der Berliner Verleger Heinz Wendriner war 1938 in die USA ausgewandert.

<sup>61</sup> Zu seinem Onkel Fritz Engel (1867–1935), Kultur-Redakteur am Berliner Tageblatt, hatte der junge Ernst Simon sehr engen Kontakt; vgl. oben Brief Nr. 1.

der kapitalistischen Politik bis zu den problematischen Antworten der Widerstandsbewegungen einerseits, der gottlosen Metaphysik Sartre's andererseits reicht, sondern Sie gestalten sie in den beseelten Leibern junger Männer und Frauen, die sich lernend und werdend durch die Breite und Tiefe unserer Welt spielen. In so meisterlicher theatralischer Sendung liegt, selbst heute, eine pädagogische Hoffnung.

Als ich, ein 12jähriger Junge, zum ersten Male mit dem oben erwähnten Fritz Engel Don Carlos<sup>62</sup> im „Königlichen Schauspielhaus“ zu Berlin sehen durfte, hatte ich den einzigen Bühnenerfolg meines Lebens. Obwohl ich das Stück schon gelesen hatte, war ich so im Banne der (wahrscheinlich mittelmäßigen) Aufführung, daß ich bei einer gewissen Szene, als die Königin und Don Carlos vorne an der Rampe standen, ein wenig zärtlicher vielleicht als angebracht, und im Hintergrunde die Gestalt König Philipps drohend auftauchte, mit meiner hellen Knabenstimme durch das ganze Theater schrie: „Schnell weg, der König kommt!“

So sitze ich noch heute, offenen Mundes und Herzens, vor dem Thespiskarren<sup>63</sup>, den Sie uns in der ganzen Gewalt seiner klassischen Einfalt erneuert haben.

In aufrichtiger Dankbarkeit  
Ihr Ihnen ergebener Ernst Simon

[65] An Fanja und Gershom Scholem

1.8.48 Camp Rama, Conover, Wisconsin  
bis 24.VIII, danach 3080 Broadway, NY 27 NY

Meine Lieben, Fanja und Gershom!

Vielen Dank für Eure ausführlichen Briefe, die mich mit einiger Verspätung erreichten, weil Toni, die zunächst noch in New York geblieben war, sie hierher, in das hebräische Lager, wo wir die Ferien verbringen, mitbrachte. Toni hat gleich nach Eintreffen der Briefe an Euch telegraphiert:

Stop Ollendorff's<sup>64</sup> rumors on our decisions.

Dieses Telegramm sollte den irreführenden Eindruck widerlegen, als hätten wir schon irgendeinen Entschluß gefaßt. Das haben wir nicht, und gerade

<sup>62</sup> In dem Schillerschen Drama bietet ein angebliches Verhältnis des Infanten Don Carlos zu seiner Stiefmutter Elisabeth den ersten Anlaß dafür, daß sein Vater, der spanische König Philipp II, den Sohn hinrichten läßt.

<sup>63</sup> Der antike griechische Tragödiendichter Thespis soll seine Dramen auf einer fahrbaren Bühne, einem Karren, aufgeführt haben. Ernst Simon benützt den Ausdruck hier nicht (wie üblich) für eine Wanderbühne, sondern für ein Theater, dessen Bedeutung weitgehend vom persönlichen Einsatz seines Direktors herrührt.

<sup>64</sup> Der Jurist und Sozialarbeiter Dr. Friedrich Ollendorff (1889–1951); zu dessen mutmaßlichen Äußerungen über Ernst Simons amerikanische Pläne s. Ernst Simons Brief an G. Scholem vom 30.8.1948 (unten Nr. 67).

heute habe ich noch einmal an Senator<sup>65</sup> geschrieben mit einem neuerlichen Urlaubsgesuch an die Universität. Ich habe ihn gebeten, Ihnen, Gershom, sämtliche Unterlagen zu zeigen, damit Sie Bescheid wissen und Fanja davon Mitteilung machen können – *sonst nichts* – daß Sie beide es für sich behalten, bis die Entscheidung so oder so gefallen sein wird.<sup>66</sup> An Rieger<sup>67</sup> habe ich selbst geschrieben, auch Buber will ich informieren. Wir sind sehr froh und glücklich, daß Sie den schrecklichen Gefahren entronnen sind, die Ihnen und allen Einwohnern unserer Stadt drohten. Hoffentlich hat auch das zweite Bombardement, das nach Auskunft der Zeitungen noch schwerer, wenn auch kürzer, war als das erste, weder bei Ihnen noch bei unseren übrigen Freunden und Angehörigen Schaden angerichtet (Von Fritz haben wir schon seit Monaten keine Silbe vernommen, obwohl wir ständig schreiben. Auch über die Wohnung wußten wir nichts bis zu dem Tag, an dem wir ein Schreiben von Herrn Freimann aus Holland erhielten, wenn Sie uns nicht auf dem laufenden gehalten hätten. Wenn Sie Fritz sehen, bitten Sie ihn doch dringend, er möge uns schreiben<sup>68</sup>).

Wir trauern sehr um viele junge Leute, unter ihnen sehr viele Schüler von mir, und als jemand, der (sicher irrtümlich) meint, dieser furchtbare Krieg sei vermeidbar gewesen, habe ich überhaupt keinen Trost. Gestern erhielten wir Nachricht von Fritz Millner<sup>69</sup>, daß auch sein Sohn – Uriel Ernst – unter den Gefallenen ist. Sie, Gershom, schreiben viel über die Angelegenheit Wilhelm<sup>70</sup>, und wenn wir uns mündlich verständigen könnten, würde ich meine persönliche Note hinzufügen. Meine Freundschaft mit ihm und meine Hochachtung für ihn haben keineswegs abgenommen, obwohl ich seine bisweilen aphoristische Art kenne. Er hat sehr Schweres durchgemacht, und seine Frau war dem weder körperlich noch nervlich gewachsen. Er hielt diesen Krieg für

<sup>65</sup> S. Briefe 62 u. 63.

<sup>66</sup> Auf diese kurzen Worte reagierte G. Scholem (am 12.8.48) sehr scharf: Da er bis dahin allen anderslautenden Gerüchten zuwider öffentlich verkündet habe, Ernst Simon werde im Herbst 1948 nach Jerusalem zurückkehren, fühle er sich durch dessen Mitteilung, die Entscheidung sei von ihm her noch offen, persönlich blamiert.

<sup>67</sup> Den Pädagogen Elieser Rieger (1896–1954), seit 1939 Professor für Pädagogik an der Hebräischen Universität; er wollte das akademische Jahr 1948 / 49 als *sabbatical* verbringen, wofür allerdings Ernst Simons Rückkehr an die Pädagogische Abteilung erforderlich war, um das Unterrichtsangebot dort zu sichern.

<sup>68</sup> Erhalten ist ein Brief von Ernst Simons Bruder Fritz vom 2.8.48, in dem dieser seine Übersiedlung nach Tel-Aviv bekanntgibt, da er zum *chef du protocol* im Außenministerium ernannt worden war.

<sup>69</sup> Der Nationalökonom Dr. Fritz S. Millner (1889–1963), seit 1933 in Palästina; zu seinem nachgelassenen Gedichtband *Die Straße hat kein Ende*, Zürich 1966, verfaßte Ernst Simon eine Einführung.

<sup>70</sup> Von Dr. Kurt Wilhelm (1900–1965), Rabbiner an der Jerusalemer Gemeinde *Emet weEmuna*, sind viele Briefe erhalten, die er im Laufe des Jahres 1948 an Ernst Simon geschrieben hat. Im Juli 1948 übersiedelte Dr. Wilhelm auf Ernst Simons Vermittlung hin nach Stockholm, um das Amt des schwedischen Oberrabbiners zu übernehmen. Dies wurde ihm anscheinend von etlichen Jerusalemer Bekannten gewissermaßen als Fahnenflucht ausgelegt.

noch viel überflüssiger als ich. Er schrieb mir über seinen Besuch bei Ben-Gurion<sup>71</sup>, der seine Mission in Schweden gutgeheißen habe – zwei seiner Kinder sind als Soldaten im Lande geblieben – außerdem hat er sich versöhnlich gegenüber dem Ichud\* geäußert. Wiederum: Möge es doch so sein! In einem anderen Brief aus Stockholm hat Wilhelm mir geschrieben, unsere Aufgabe – d.h. die Aufgabe des Ichud – sei es nun, die Regierung gegen die Terror-Organisationen zu unterstützen. Ich glaube, er hat recht.

Wie geht es Gutmanns?<sup>72</sup> Wie haben sie diese furchtbare Zeit überstanden, von gesundheitlichem Zustand und Gemütsverfassung her? Bitten bestellen Sie ihnen die besten Grüße von uns.

Köbner befindet sich zur Zeit in London, wie ich von Weltsch höre.<sup>73</sup> Er ist anscheinend auch jetzt leidend, hoffentlich erholt er sich bald. Seine Welt ist in Trümmer gesunken, noch viel schlimmer als meine: Ich habe schließlich immer um die Gefahren gewußt, die jede Nationalbewegung mit sich bringt, aber er wollte die Zerstörung des Imperialismus dadurch heilen, daß er das Wort ‚Frieden‘ ständig im Munde führte, weshalb er auch den *Begriff* statt der Sache erforschte – aber da ist kein Friede. Ich weiß nicht, ob Sie die ‚Beajot haSman‘<sup>74</sup> bekommen; deren hervorstechendster Zug ist die ausgesprochen anti-englische Haltung, die uns sowohl von Ihnen als auch von jedem unserer Briefschreiber aus Jerusalem und Palästina entgegenschallt. Die Frage ist nur die, ob diese unsere jetzige Erfahrung mit England und die gestrige mit Deutschland (die doch nicht zusammengeworfen werden dürfen, trotz allem) und vielleicht morgen mit Amerika oder Rußland – ob es sich bei all diesen Erfahrungen um Einzelercheinungen handelt, die jeweils nur Rückschlüsse auf sich selbst erlauben, oder ob sie auf die Politik insgesamt schließen lassen; und wenn es sich so verhält – was ich glaube – was soll dann ein Mensch machen wie ich, dem die Politik Schicksal ist, der ihren Triebkräften und eigentlichen Motiven aber fremd gegenübersteht. Das ist ziemlich verzwickelt, wenn auch banal. I cannot help it.

In treuer Freundschaft Euer Ernst

---

<sup>71</sup> David Ben-Gurion (1886–1973), der erste Ministerpräsident des Staates Israel. Vgl. Dr. Wilhelms Brief an Martin Buber vom 2.7.1948, abgedruckt im *Buber-Briefwechsel* III, Nr. 138.

<sup>72</sup> Dem Religionsphilosophen Julius (Isaak) Guttman (1890–1950), seit 1909 Lehrer am jüdisch-theologischen Seminar und gleichzeitig Privatdozent an der Universität in Breslau, seit 1919 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, seit 1934 an der Hebräischen Universität Jerusalem.

<sup>73</sup> Der Historiker Richard Köbner (1885–1958) war 1934 aus Breslau nach Palästina übersiedelt. Der Publizist Dr. Robert Weltsch (1891–1982), 1919–1938 Chefredakteur der *Jüdischen Rundschau*, war 1938 nach London emigriert, wo er 1955 mit Begründung des Leo Baeck Institutes dessen Leitung sowie die Herausgabe von dessen *Yearbook* übernahm; 1978 setzte er sich zur Ruhe und verbrachte seinen Lebensabend in Jerusalem; vgl. Ernst Simons Brief an ihn vom 21.3.77.

<sup>74</sup> Zeitfragen – die Zeitschrift des *Ichud*.

[66] An Martin Buber

N.Y., 30.VIII.48

Lieber und verehrter Herr Professor Buber!

Für Ihren Brief vom 13. danke ich Ihnen sehr, und ich weiß seine Ausführlichkeit und seinen Tiefgang besonders zu würdigen, unter den Umständen, unter denen Sie nun leben, schreiben und – so bewundernswürdig intensiv – arbeiten. Mit Ihren Antworten auf meine Fragen allerdings ist es mir merkwürdig gegangen: Sie haben mich z.T. im Formalen-Allgemeinen überzeugt, weniger aber in der speziellen Anwendung, auf die es Ihnen doch viel mehr, wenn nicht allein, ankommt.

Mit „du sollst dich nicht entziehen“<sup>75</sup> haben Sie recht, und erst jetzt habe ich unsere damalige Diskussion verstanden. Nachdem ich sie also verstanden habe, kann ich sogar einen exegetischen Beweis Ihrem theologischen hinzufügen: das Wort erscheint ja auch in der Bibel nicht als eine allgemeine Lebensregel, sondern als eine Motivation speziellen Verhaltens, also genau so, wie Sie es deuten (Dtn. 22, 1, 3, 4).

Nun aber die heutige Anwendung. Ich zögere, das niederzuschreiben, was ich empfinde, weil ich weiß, daß unseren Worten – den meinen hier und denen der Freunde dort – diesmal der gemeinsame Boden der Erfahrung fehlt, auf dessen Resonanz erst sie zu Tönen der Verständigung werden. Niemals habe ich das so empfunden wie diesmal – weil eben Eure Erfahrung ganz einzigartig war, Mut hin oder her – bei allem, was ich von dort lese, wie bei allem, was ich von hier schreibe – daher die „leichte Hand“, die nicht verletzen möchte; sie wird, glauben Sie mir, von einem überschweren Herzen bewegt, aber mit aller besorgten Vorsicht. Wenn ich trotzdem versuche, noch ein Wort der Erwiderung hinzuzufügen, statt einfach schweigend und ehrfürchtig den Widerspruch zu meinem Gefühl hinzunehmen, so deshalb, weil es doch für mich so unendlich wichtig ist und für unsern ganzen Kreis immerhin doch auch etwas wichtig sein mag – daß wir uns wieder verstehen lernen, um dann die gemeinsame Arbeit und Sorge an irgendeinem Punkte wieder aufnehmen zu können, wenn ich zurückkomme – und daß ich, daß wir zurückkommen, werden Sie unterdessen von Werner erfahren haben.

Also: das, was Sie von der „konstitutiven Freiheit u. Heiterkeit“ schreiben, die unser Kreis (soweit er in Jer. vertreten war u. d. Probe bestanden hat) als Preis des Erlittenen nun besitzt, rückt für mich in die Empfindensphänomenologie nach einem großen Fasttag, einem gewaltigen Jom Kippur\*, wie man es ganz im Kleinen beim triumphalen „Anbeißen“<sup>76</sup> spürt, und das Ihr Ludwig in seinem ehrlichen „Ruf in die Zeit“<sup>77</sup> unvergesslich ausgedrückt hat: Wir werden essen! Das aber scheint mir legitim zu sein nur nach einer Erfah-

<sup>75</sup> Dtn 22, 3 – im Original hebräisch.

<sup>76</sup> Erste Mahlzeit nach einem Fasttag, hier dem Versöhnungstag (*Jom Kippur*).

<sup>77</sup> Ludwig Strauß, *Ruf aus der Zeit*, Sonderdruck der von Martin Buber mitherausgegebenen Zeitschrift *Die Kreatur* 1927; wiederabgedruckt in: *Ludwig Strauß, Dichtungen und Schriften* (hrsg. v. Werner Kraft), München 1963, S. 158–164.

nung in der Ordnung der Askese, des Opfers, der Kasteiung, nicht aber nach einer Verstrickung in tiefe *Schuld*, wie wir alle, als Zionisten und Juden, sie mittragen an den 400 000 neuen Heimatlosen, an der Plünderung von Katanon, von Abu Tor<sup>78</sup>, an der Zerstörung von Dörfern u[nd] Feldern. Nathan Chofschis<sup>B</sup> Aufsatz *'im ha[?]*<sup>79</sup> war das einzige Wort aus E[rez] I[srael]\*, das mich erreicht hat, welches *dieses* Gefühl hinreichend ausdrückte. Ich weiß: gerade Sie haben versucht u[nd] versuchen, gegen all das aufzutreten, und in Legitimität, denn Sie sind da, und ich nicht, aber – woher dann, bei der offensichtlichen Erfolglosigkeit dieses Kampfes, die „konstitutive Freiheit und Heiterkeit“? Ich frage nicht rhetorisch, beileibe nicht, sondern als ein Mensch, der Antwort sucht.

Und warum ich nicht dabei bin? Ich schrieb an Werner [Senator]<sup>80</sup>: hier habt Ihr recht gegen mich, hier liegt meine Schuld, und ich will sie tragen und nicht verkleinern. Aber es ist weniger eine des mangelnden Entschlusses als der anderen Situation: einer des *bedi'aved* statt des *milchatechila*<sup>81</sup>, einerseits, und einer der Sorge um Frau und Kind, die ja *innerhalb* der „Demarkationslinie“ des Herzens angesiedelt sind, und um den Sohn, nicht nur, daß er nicht sterbe, sondern auch, daß er nicht – unnötig, weil angezwungen – töte.<sup>82</sup>

Von Herzen der Ihre Ernst Simon

[67] An Gershom Scholem

zurück von Camp Ramah: 3080 Broadway, NY 27 NY  
30. VIII.48

Mein lieber Gerhard!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief vom 12 / VIII<sup>83</sup>, mit dem Sie mir zweifellos einen großen Dienst erwiesen haben, obwohl ich durchaus nicht mit allem einverstanden bin, was Sie schreiben und vorschlagen. Dies haben Sie ja unterdessen schon aus meinem Telegramm an Senator<sup>84</sup> ersehen, das unsere Rückkehr ankündigte.

Zunächst möchte ich Sie um Entschuldigung bitten, daß Ihnen die Angelegenheit Ollendorff solche Ungelegenheiten gemacht hat. Ich bin mir aber kei-

<sup>78</sup> Vor 1948 überwiegend von Arabern bewohnte Viertel von Westjerusalem.

<sup>79</sup> Hebräisch nicht klar zu entziffern; der besagte Aufsatz von Nathan Chofschis ist offenbar nicht in der Ichud-Zeitschrift *Beajot haSman* (Zeitfragen) erschienen.

<sup>80</sup> S. Briefe Nr. 62 u. 63.

<sup>81</sup> Rabbinisch-juristische Termini: je nach dem, ob ein Verhalten sich erst nachträglich (*bedi'aved*) als Schuld herausgestellt hat oder von vornherein (*milchatechila*) als solche angelegt war, wird es anders bewertet.

<sup>82</sup> Vgl. Raschi zu Gen 32: 8, wo die zwei verschiedenen hebräischen Verben für Jakobs Sorge vor der Konfrontation mit Esau mit zweierlei Furcht erklärt werden: zum einen, nicht getötet zu werden, zum anderen, nicht töten zu müssen.

<sup>83</sup> Dessen hebräisches Original befindet sich im Simon-Nachlaß, eine Teilabschrift von Scholems eigener Hand im Scholem-Archiv – nicht zur Veröffentlichung freigegeben.

<sup>84</sup> S. Briefe Nr. 62 u. 63.



ner unfreundschaftlichen Diplomatie bewußt. Sie hatten mir ja nicht *das* als Inhalt der O. schen Mitteilungen bezeichnet, was Sie *jetzt* schreiben und was in der Tat ganz richtig war (so daß ich diesen guten Menschen in meinem Herzen für das wirkliche Unrecht, das ich *ihm* angetan habe, um Verzeihung bitten muß), sondern etwas *ganz* andres, nämlich dem Sinne nach: O. erzählt hier, daß Sie *entschlossen* sind dort zu bleiben. Gerade das aber war und bin ich *nicht*. Es ist doch ein erheblicher Unterschied zwischen der Erneuerung eines Urlaubsgesuchs und der Entschlossenheit, seine Ablehnung mit seinem schweren Disziplinbruch zu beantworten. Diesen Unterschied so schnell wie möglich klarzustellen schien mir für die Behandlung des Gesuchs selbst wichtig zu sein – daher Tonis Telegramm (Wir waren getrennt, und sie hat Ihnen, nach Verständigung mit mir, von New York aus telegraphiert, da im Camp *alles* öffentlich ist. Man kann dort nur telephonisch – also bürokundig – telegraphieren).

Nun zu einer zweiten Richtigstellung, die wesentlicher ist. Wenn ich in jenem Briefe gebeten hatte, mich nicht vor eine tragische Entscheidung zu stellen<sup>85</sup>, so habe ich das Wort im Sinne der Hegelschen Definition verwandt, nach der der tragische Konflikt dann eintritt, wenn beide Seiten ihr Recht haben. In diesem Konflikt gibt es also keine richtigen Entscheidungen: jede ist halb richtig und halb falsch, verletzt *ein* Recht, indem sie einem anderen gerecht zu werden sucht. Einer solchen tragischen Entscheidung suchte ich durch mein Urlaubsgesuch auszuweichen. Ich habe sie nun getroffen, zugunsten meiner Rückkehr – aus Gründen, die ich noch auseinandersetzen werde – aber im Bewußtsein ihrer Tragik, die, anders, auch für den umgekehrten Beschluß bestanden hätte. Sie haben ganz Recht: ich habe Sie *nicht* um Rat gefragt, auch Senator nicht; nicht etwa, weil mir an Eurem Rat wenig läge – das Gegenteil ist richtig – sondern weil ich es für unerlaubt halten würde, Euch mit *dieser* Verantwortung zu belasten. Die – eben als eine tragische – muß und werde ich selber tragen. Ich habe eine *Bitte* ausgesprochen, und die glaubtet Ihr, sicher aus den besten Gründen, nicht erfüllen zu können.

Nun will ich versuchen, Ihnen und Fanja zu erklären, worin das Tragische meines Entschlusses besteht. F. schrieb in ihrem letzten Brief, ein Mann von meiner Geltung etc. habe im Straßenbild Jerusalems während der Belagerung gefehlt.<sup>86</sup> Und Sie schreiben nun, ich hätte, gerade als Ichud\*-Vorkämpfer, Uri so schnell wie nur möglich in den Krieg schicken müssen: damit, daß ich

<sup>85</sup> Schon am 25.7.48 hatte G. Scholem Ernst Simon an einen Satz erinnert, den dieser im Frühjahr an Dr. Senator geschrieben hatte; dort hatte Ernst Simon angekündigt, eine Verweigerung des weiteren Urlaubs würde ihn vor eine ‚tragische Entscheidung‘ stellen, und G. Scholem gibt zu bedenken, dies sei „ein Satz, der wenn irgend einen Sinn, doch nur den haben konnte, daß Sie mindestens mit der *Möglichkeit* einer tragischen Entscheidung *gegen* das Verbleiben an der Universität gerechnet haben, als Sie diese Worte niederschrieben.“ Auch in seinem hebr. Brief vom 12.8.48 kommt G. Scholem auf diesen Ausdruck zurück.

<sup>86</sup> In einer ziemlich scharfen Reaktion auf Ernst Simons Telegramm hatte Fanja Scholem am 26.VII.48 u. a. geschrieben: „Ein Mann, der das gelten will, was Sie wollten und gilt, was Sie galten, fehlte einem im Straßenbild dieser darbenenden belagerten Stadt ...“.

das nicht getan habe, habe ich bereits E[rez] I[srael]\* verlassen. Hier nun setzt mein prinzipiellster Widerspruch ein, und vielleicht gelangen wir mit dem Versuch, ihn zu klären, an eine im Augenblick nicht übersteigbare Grenze des Verständnisses. Trotzdem will ich es versuchen.

Die *Geltung* – genau das ist der Punkt. Ihr kennt mich gut genug um zu wissen, daß es meinen Stärken und Schwächen, also meinen Instinkten sehr gelegen hätte, die Rolle zu spielen, die Ihr als angemessen empfunden hättet. Aber darf ich Fanja an meine Jom Kippur\* Predigt über Flauberts „Salambo“<sup>87</sup> erinnern? Über den Moloch, dem die Eltern ihre Kinder in den Rachen werfen? Ein nicht *notwendiger* Krieg ist ein Moloch – und Sie wissen, daß ich ihn für vermeidbar gehalten und dafür einiges eingesetzt habe. Dem Moloch mein Kind *selbst* in den Rachen zu werfen, scheint mir, nein: ist mir religiös und moralisch verboten, besonders dann, wenn er die Züge meiner eigenen Imago und Geltung trägt. So eitel bin ich eben wieder nicht, und in diesem Punkte habe ich ein völlig ruhiges Gewissen, das ich umgekehrten Falles sicher nicht hätte. Nun weiß ich sehr wohl, wie weit Geltung mit meiner Lebensaufgabe als Pädagoge zusammenhängt,<sup>88</sup> und nicht nur mit meinen persönlichen Wünschen: dies also ist die tragische Wahl.

Warum entscheide ich mich also doch für Jerusalem? Weil ich keinen Treubruch begehen und kein Vertrauen brechen kann, ohne daß mein Gewissen krank würde, und mit krankem Gewissen könnte ich nicht lehren und wirken, nicht hier und nicht in E[rez] I[srael]. Ohne den Urlaub der Univ[ersität] würde das Seminar an mir einen *Mekach Ta'ut*<sup>89</sup> tun, und ich bin kein Betrüger. Ich *verstehe* zwar nicht, warum die Univ[ersität] zwar offenbar *ganz*, nicht aber für ein weiteres Jahr auf mich verzichten kann – aber es ist nicht meine Sache, darüber zu entscheiden. Es schien mir immer verächtlich, eine angerufene Instanz zu verwerfen, wenn sie nicht die gewünschte Entscheidung fällte. Das sind sehr einfache, aber für mich entscheidende Überlegungen.

Inwieweit es mir wieder glücken wird, kann heute niemand sagen. Ihre pessimistische Prognose, lieber Gerhard, hat mir zwar sehr weh getan, aber sie war Ihr eigentlicher Liebesdienst in Ihrem Brief.<sup>90</sup> Wenn und insoweit die Erhellung seelischer Gefahren ein Ressentiment im Keime ersticken kann, so bin ich nun gewarnt und, vielleicht, ein wenig immunisiert.

<sup>87</sup> Historischer Roman von G. Flaubert; die Titelheldin ist die Tochter des karthagischen Feldherrn Hamilkar zur Zeit der punischen Kriege, der einen Aufstand seiner Söldner brutal niederschlägt.

<sup>88</sup> G. Scholem hatte u.a. geschrieben „Ihre moralische Position als Erzieher von Erziehern ist schwer erschüttert“ und Zweifel geäußert, ob Simon imstande sein werde, diese Vertrauenskrise zu überwinden.

<sup>89</sup> Hebräisch-juristischer Terminus: Geschäft unter Voraussetzung falscher Tatsachen.

<sup>90</sup> G. Scholem hatte gemahnt, Ernst Simon werde es der Universitätsleitung wohl nur schwer verzeihen können, daß sie ihn zum Abbruch seiner außerordentlich erfolgreichen Tätigkeit in den USA gezwungen habe.

Ich werde einen ehrlichen bona fide Versuch machen, der Universität und „Israel“ mit meinen besten Kräften zu dienen, so viel auch an der Entstehungsgeschichte dieses Staates mein jüdisches Gewissen bedrückt. Sie und Fanja bitte ich, Toni und mir Ihre Freundschaft zu erhalten.<sup>91</sup> Sie wird uns in der Kälte, Einsamkeit und täglich-nächtlichen Sorge, die uns offenbar erwarten, noch notwendiger sein als in schöneren Tagen. Von Herzen Ihr Ernst  
Ich überlasse es Ihnen, ob und in welchem Umfange Sie diesen Brief Werner S[enator] zur Kenntnis bringen wollen.<sup>92</sup>

[Ernst Simon]

---

<sup>91</sup> Auf diesen Brief reagiert Fanja Scholem am 19.9.48 sehr zufrieden: „Meine Lieben, das Getöse das Ihr am 13 / IX hörtet kam vom Rollen des Steines, der mir vom Herzen fiel als Ernstens Brief kam. Gerhard geht herum wie ein Pfau und behauptet, dass nur sein Brief (...) Sie zu Vernunft bringen konnte.“ In einer hebräischen Nachschrift zum selben Brief dementiert G. Scholem diese ihre Schilderung der Situation, ohne eine Alternativdeutung anzubieten.

<sup>92</sup> An diesen hat Ernst Simon noch eigens geschrieben; am 17.9. bestätigt Dr. Senator Simons Brief vom 1.9.48.

## Lehrer in Israel (1949–1967)

[68] An Baruch Kurzweil

[1.1.1949]<sup>1</sup>

Meinem Freunde Dr. Kurzweil beste Grüße!

Trotz seines trübsinnigen Inhalts habe ich mich über Ihren Brief gefreut. Der Kontakt zwischen uns ist mir viel wert und sollte erhalten bleiben. Als ich in New York war, habe ich etliche Sprüche und Gedichte geschrieben, einige davon werde ich Ihnen vielleicht eines Tages zeigen (auch hier sind wieder welche dazugekommen). Eines der in New York entstandenen betrifft Sie, und wenn Sie mir geantwortet hätten, hätte ich es Ihnen schon damals geschickt. Hier ist es:

Der Publizist an den Kritiker  
(Für Baruch Kurzweil)

Nicht jeder kann an allen Fronten kämpfen;  
Mich trieb's, der Menge Fieberglut zu dämpfen,  
Du durftest Funken kühner Einsicht schüren –  
Wie viele Wege *nicht* nach Zion führen!

Na, ich lege Ihnen gleich eine ganze Seite bei – *bitte zurück!* Gleichzeitig geht eine Arbeit an Sie ab „Über die pädagogische Bedeutung der Sokratischen Ironie“.<sup>2</sup> Ich hoffe, Sie sehr bald zu sehen. Viele Grüße an Ihre liebe Frau und von der meinen.

Getreulich und herzlich Ihr Ernst Simon

[P.S.] Mit Berl<sup>3</sup> haben Sie recht. Es ist nicht *nur* ein Stilfehler, oder eben ein echter: Zeichen der Unsicherheit. Aber kein Wunder: nach solchem Jahr!

<sup>1</sup> Ausgang des Sabbats während des Chanukka-Festes 5709.

<sup>2</sup> Die pädagogische Bedeutung der sokratischen Ironie (hebr.), in: *Festschrift zum 60. Geburtstag von B. Dinaburg*, Jerusalem 1949, S. 326–372.

<sup>3</sup> Vermutlich handelt es sich um eine Äußerung von Ernst Simon über den zionistischen Arbeiterführer Berl Katznelson (1887–1944), an der Dr. Kurzweil Anstoß genommen hatte.

[69] An Albert Schweitzer

Sehr verehrter und lieber Herr Dr. Albert Schweitzer!<sup>4</sup>

Eine der unvergesslichen Begegnungen meines Lebens war die mit Ihnen in Aspen.<sup>5</sup> In die Wortinflation amerikanischer Superlative kamen Sie in der einfachen Positivität Ihres Lebens, sprachen mit der Vorsicht und Bescheidenheit der seltenen Menschen, auf denen Zwang und Glück der Verwirklichung liegen und die daher wissen, daß jedes Wort, das sie heute sagen, ihnen eine Verpflichtung für morgen wird. Der ungewöhnliche Eindruck, den Sie gerade auf die Massen der einfachen Menschen gemacht haben, beruhte nicht so sehr auf der Suggestion des Ruhms, als auf der Begegnung mit einem Manne, dem die Gnade wurde, wohl alle Möglichkeiten auszuschöpfen, die ihm Gott gegeben hat.

Sie sind ein Mann vieler Bücher und eines großen Werkes, aber mehr als für all diese dankt Ihnen heute eine aufgestörte und ruhelos gewordene Menschheit für das, was Sie sind.

Erlauben Sie mir, mich diesen Dankenden in Verehrung und Liebe einzureihen.

Stets der Ihre Ernst Simon

[70] An Martin Buber

„Scheinheiligkeit“ und „unser Lehrer“<sup>6</sup>

In meinen Beitrag zum 60. Geburtstag von Dr. S. Lehmann (haArez\*, 22. Tevet)<sup>7</sup> haben sich durch die Hand des Setzers einige, natürlich unbeabsichtigte, und durch die Hand des Herausgebers ein, natürlich beabsichtigter, Fehler eingeschlichen. Ich habe Martin Buber als „unseren Lehrer“<sup>8</sup> bezeichnet, nämlich als den Lehrer von S. Lehmann und seinen Freunden, wobei ich mich selbst in diesen Kreis einschließe. Anscheinend darf ich das nicht mehr, nach der maßgeblichen Meinung des Herrn Herausgebers. Denn was hat er gedruckt? Statt der Worte „unser Lehrer Martin Buber“ im Manuskript „Prof. Martin Buber“.

Damit ist eine scheinbar geringfügige, doch höchst bedeutsame Entstellung korrigiert, ein Zeichen der Zeit. Und ich habe in aller Unschuld gemeint, eine

<sup>4</sup> Mit Briefkopf der Hebräischen Universität, undatiert; handschriftl. Vermerk des Empfängers: 1950, vermutlich zu dessen 75. Geburtstag am 14.1.50.

<sup>5</sup> In Aspen, Colorado, wurde von 27.6. bis 17.7.1949 Goethes 200. Geburtstag mit einem internationalen Symposion begangen. Ernst Simon hielt dort einen Vortrag über Goethe und der religiöse Humanismus, der in *Neue Wege*, 10/11 (1950) veröffentlicht wurde.

<sup>6</sup> Der erste Teil des Textes ist hebräisch; er erschien als Leserbrief in der Tageszeitung *haArez*.

<sup>7</sup> Sonntag, 20. Januar 1952.

<sup>8</sup> Die Textänderung beruht offenbar auf einem Mißverständnis vonseiten des Herausgebers: Er hatte die hebr. Vokabel ‚unser Lehrer‘ (hebr.: *Morenu*) als den rabbinischen Titel ‚unser Meister‘ aufgefaßt, und dieser schien ihm unangemessen.

Zeitung, die liberal genug ist, jemanden Buber der „Scheinheiligkeit“ bezichtigten zu lassen, werde auch erlauben, ihn mit dem Titel „unser Lehrer“ zu benennen.

A.E. Simon

Jerusalem, 22. Tevet 5712 (= 20.1.1952)

Lieber und verehrter Herr Professor Buber!<sup>9</sup>

Nehmen Sie recht herzlichen Dank für Ihre verschiedenen Briefe, Dokumentenabschriften (z.T. wirklich sehr interessanter Dokumente!) und vor allem auch für die 2 schönen Bücher<sup>10</sup>, die Sie mir senden zu lassen die große Freundlichkeit hatten und die ja nur zum Teil mir bereits bekanntes Material enthalten, z.T. aber auch ganz neues und offenbar sehr wichtiges, *j. K!*<sup>11</sup> – Unterdessen geht der Streit um Sie<sup>12</sup> weiter; ich habe Frau Spiegels Abteilung<sup>13</sup> gebeten, für Sie einen besonderen *Tik* [Aktenordner] anzulegen, falls Sie Lust verspüren sollten, nach Ihrer Rückkehr in das Gesamtmaterial Einsicht zu nehmen. Merkwürdigerweise ist der *haArez* bei weitem der schärfste, vielleicht als ein Deckungsmanöver für die 51% Warenhaus-Anteile des alten Schocken<sup>14</sup>? Aber ich bin schon von der häßlichen Psychologie des Herrn *Mozi Schem ra* (*Mo. Sch.*)<sup>15</sup> angesteckt, wie ich sehe. – Meinen eigenen Anteil sehen Sie umseitig; der Brief wurde umgehend gedruckt, nachdem ich Dr. Groß<sup>16</sup>, der sich persönlich *sehr* anständig verhalten hat, mitgeteilt habe, daß ich meine weitere Mitarbeit am *haArez* davon abhängig mache. Die Dame, die von *Zeviut*<sup>17</sup>, wenn auch „umgekehrter“ gesprochen hatte, war Ruth Kestenberg-Gladstein: öffentlich für Ihre Entscheidung, auch materialiter sind, so weit ich sehe, eingetreten nur N. Chofschi<sup>B</sup>, in einem Briefe an die Redaktion des *haArez*, und K. Löwenstein, in einem Editorial des „M.B.“<sup>18</sup>. Ich selbst konnte so weit nicht gehen, wie Sie wissen<sup>19</sup>, und mußte mich mit der

<sup>9</sup> Ab hier deutsch handschriftlich.

<sup>10</sup> Zwei Bubersche Werke, vermutlich die 2. erweiterte Auflage der *Reden und Gleichnisse des Tschuang Tse*, Zürich, 1951 sowie *Urdistanz und Beziehung*, Heidelberg 1951.

<sup>11</sup> Hebr.: *Jischar Kochecha* – rabbinisches Kompliment für geistige Leistung.

<sup>12</sup> Die öffentliche Diskussion um Martin Bubers Annahme des Hansischen Goethe-Preises 1951; zur Preis-Verleihung am 24. Juni 1953 hielt Buber die Ansprache *Geltung und Grenze des politischen Prinzips*, wiederabgedruckt in: *Werke I*, S. 1095–1108.

<sup>13</sup> Abteilung für Public Relations der Hebräischen Universität.

<sup>14</sup> Salman Schocken (1877–1959), ein großer Förderer deutsch-jüdischer Kulturleistungen, Begründer und Inhaber des Schockenverlags, jahrelang Besitzer und Herausgeber der hebräischen Tageszeitung *haArez*, hatte in Deutschland eine Warenhauskette besessen.

<sup>15</sup> Hebr.: *Verleumder*, böswillige Deutung der Initialen, mit denen einer von Bubers Gegnern seine Presseangriffe zeichnete.

<sup>16</sup> Vielleicht der Journalist Dr. Walter Gross.

<sup>17</sup> Hebr.: *Scheinheiligkeit*.

<sup>18</sup> Der Journalist Kurt Löwenstein (1902–1973) gehörte der Redaktion des *Mitteilungsblatts* (M. B.) des *Irgun Olej Merkaz Europa* (Verband der Einwanderer aus Mitteleuropa) an.

<sup>19</sup> Bereits am 22.12.51 hatte Ernst Simon Buber über die Reaktionen auf Martin Bubers Annahme des Hansischen Goethe-Preises berichtet: „Scholem ist, bei scharfer Verurteilung

formalen Legalität und Identifikation begnügen. Nach wie vor glaube ich, daß Ihre moralische Position sicher im Lande und vielleicht sogar in Deutschland besser gewesen wäre, wenn Sie mit ähnlicher Begründung abgelehnt statt angenommen hätten. Sie hätten m.E. all das sagen können und sollen, was Sie zur Unterscheidung zwischen den beiden Deutschland tatsächlich, und mit hohem Recht, gesagt haben, um dann, in einem weiteren Passus, darzulegen, warum Sie, mit Rücksicht auf Ihr Volk, doch ablehnen müssen. Seien Sie mir, bitte, nicht allzu böse, wenn ich meine Überzeugung ausspreche, daß Sie uns, also Ihren Mitkämpfern für den jüdischen Humanismus, unseren Kampf nicht erleichtert haben, jedenfalls nicht ideell (Für das Materielle<sup>20</sup> herzlichsten Dank!) Mir scheint, wir alle haben denselben Fehler, der selbst Sie verhindert, die moralische Autorität auszuüben, die Sie sind: wir *haben* die Instinkte zu wenig oder zu unsichtbar, deren Überwindung wir, mit Recht, verlangen und üben (In dieser Richtung war ich betroffen – sogar ich! – von der Nichterwähnung der Judensache in Ihrer Zusage an den Hamburger Rektor). Das Volk aber glaubt die Überwindung nur dem, der sie zeigt. Ich würde das sogar öffentlich sagen, wenn nicht der gegen Sie geworfene Schmutz es verböte, aus der Front auszuspringen.

Ich bin überaus beschäftigt, nun als Nachfolger Riegers<sup>21</sup> in der Führung der Abteilung, welcher selbst so beschäftigt ist, daß ich gar keine Hilfe, kaum die nötigste Information von ihm haben kann. Außerdem bereite ich meine englischen Vorträge für Südafrika vor, wohin ich am 25 / II abfliege.<sup>22</sup> Trotz allem geht Pestalozzi<sup>23</sup> gut vorwärts; gestern habe ich mit Isak<sup>24</sup>, der glänzend

---

der Angriffe, wie gesagt, unbedingt gegen Annahme, weil man keinen privaten Friedensschluß mit einer deutschen Behörde schließen könne, besonders dann nicht, wenn eine Ehre mit materiellen Vorteilen verbunden ist. Escha [Bergmann] und ich sind ähnlicher Meinung, *mischum Mar'it Ajin* [um den Anschein zu vermeiden], besonders weil man den einfachen Menschen hier nicht klar machen kann, welcher Kreis – Erich Lüth usw. – hinter dem Angebot wahrscheinlich steht und weil ein Mann von Ihrer Geltung und Stellung sich keinen Mißdeutungen aussetzen darf. Hugo [Bergmann] ist nicht recht entschieden, und nur Toni ist unbedingt für Annahme, weil man überhaupt kein Geld herausschmeißt. Ich bin aber, bei all ihrer Instinktsicherheit, doch recht zweifelhaft, ob sie diesmal wirklich die Volksseele verkörpert.“

<sup>20</sup> Buber bestimmte sowohl den Geldwert des Hansischen Goethe-Preises als auch den des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, den er 1953 erhielt, für die israelisch-arabische Verständigung.

<sup>21</sup> Simons langjähriger Chef Elieser Rieger (1896–1954) war Generaldirektor im israelischen Erziehungsministerium geworden und hatte daher die Leitung der Pädagogischen Abteilung an der Hebräischen Universität kurzfristig abgegeben.

<sup>22</sup> Am 25.3. sprach Ernst Simon in Johannesburg über Scientific and Philosophical Knowledge of Man; in Cape Town eröffnete er The People's College.

<sup>23</sup> Simons hebräisches Werk über den Schweizer Erzieher Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827); die Arbeit daran zog sich lange und mühsam hin. Nach Erscheinen des Buches meldet Ernst Simon an Buber (22.9.53): „Uri schrieb mir, er habe die Einleitung gelesen wie einen persönlichen Brief an ihn oder gehört wie ein Gespräch mit Abba. Ich bin sehr glücklich über *diesen* Erfolg und Gott sehr dankbar.“

<sup>24</sup> Chaim Isak übersetzte sowohl Ernst Simons Einleitung als auch die in der Anthologie enthaltenen Aufsätze von Pestalozzi aus dem Deutschen ins Hebräische.

ist, den Rest der Übersetzung durchgesehen, mit deren Satz in etwa 10 Tagen begonnen wird. Von den 10 Kapiteln der Einleitung sind 2 geschrieben, und wohl die schwersten: der allgemeine historische Überblick und die Schilderung der geistigen Lage, die ich, mit Anmerkungen, auf etwa 30 Druckseiten schätze. Fahre ich, was angemessen ist, in gleicher Proportion fort, so wird die Einleitung ca. 150 Seiten lang – ein kleines Buch. Meinen Sie, daß M. Gordon<sup>25</sup>, der jetzt G[ott] s[ei] D[ank] in U.S.A. ist, das schluckt? Oder vielleicht sogar gewillt wäre, das Buch in einen schmaleren Einleitungs- und einen dickeren (ca. 420 Seiten) Textband zu teilen? Das wäre das beste; beide aber nur gemeinsam verkäuflich. Ich baue, wie stets, auf Ihre Hilfe.  
Herzlichst Ihnen beiden

Ihr Ernst

[PS] Wir waren Schabbat\* vor 8 Tagen bei Ludwigs<sup>26</sup> und fanden alle recht wohl.

Meine Korrespondenten aus N.Y.<sup>27</sup> berichten von den starken Eindrücken, die sie von Ihnen haben.

[71] An Albert Einstein

Purim 1954<sup>28</sup>

Sehr verehrter und lieber Herr Professor Einstein!

Gestatten Sie mir, mich mit einem persönlichen Glückwunsch zu den vielen Menschen zu gesellen, die Ihnen zu Ihrem 75. Geburtstag von Herzen alles Gute wünschen.

Was bedeuten Sie mir: von Ihrem Lebenswerk, das Sie weltberühmt gemacht hat, habe ich nur eine sehr laienhafte Vorstellung, und eine kaum besser begründete von seinen erkenntnistheoretischen Auswirkungen. In religiösen Dingen denke ich anders: konservativer, wenn Sie wollen, jedenfalls traditioneller. Aber Sie stehen vor mir – und vor vielen anderen, weshalb ich wagen darf, dies Individuelle auszusprechen – als ein Mann, dessen Menschlichkeit vom Ruhm nicht angetastet wurde. Sie haben die Lustprobe der großen Welt siegreich bestanden, und das dürfen nur sehr wenige von sich sagen. Ja, Sie tragen Ihren Namen so selbstverständlich und aufrecht, so ungebeugt von Ihrem Spiegelbilde, das Ihnen verfälschend überall begegnet, daß Sie möglicherweise die Versuchung nicht einmal verspürt haben, denen<sup>29</sup> Ihre Ruh-

<sup>25</sup> Der Leiter des Verlages *Mossad Bialik*, wo *Mischnat Pestalozzi* 1953 erschien.

<sup>26</sup> Der damals schon schwerkranke Dichter Ludwig Strauß (1898–1953), verheiratet mit Bubers Tochter Eva.

<sup>27</sup> Buber befand sich damals als Gastdozent am Jewish Theological Seminary in New York.

<sup>28</sup> 19.3.1954; Albert Einsteins Geburtstag war am 14.3. gewesen.

<sup>29</sup> sic: Relativpronomen im Plural, obwohl Bezugsnomen (Versuchung) Singular.



mesgenossen, auch die viel geringeren Grades, so leicht und vergnüglich unterliegen. Diese Ihre moralische Standhaftigkeit ist eine der seltenen Lichtquellen in einer sich schnell verfinsternden Welt. Möge Gott uns dieses Licht noch lange erhalten! Dies wollte ich Ihnen heute in verehrender Liebe sagen.

Stets der Ihre  
Ernst Simon

[72] An Martin Buber, Tübingen

14. Tischri 5715 (Vorabend des Laubhüttenfestes) / 11.10.1954

Lieber und verehrter Prof. Buber!

Ich beeile mich, Ihr Schreiben vom 22.9.54 zu beantworten.

Bevor ich mich der Frage Pestalozzi zuwende, möchte ich mir eine Bemerkung zu dem Sprung erlauben, den die Erwachsenenbildung von Sokrates zu Comenius<sup>30</sup> getan haben soll, ohne beträchtlichen Fortschritt dazwischen. Mir scheint, mindestens zwei Zwischenschritte sollten doch berücksichtigt werden:

a. Platon, besonders in den ‚Nomoi‘, aber auch in der ‚Politeia‘, erklärt die Erziehung für einen Vorgang, der sich über das ganze Leben eines Menschen hinzieht und sein höchstes Stadium, das dialektische, erst bei ganz Erwachsenen (politeia) oder bei Greisen (nomoi) erreicht.

b. Die Anfänge der christlichen Erziehung noch vor Einführung der Kindertaufe, die sich nur an Erwachsene richtete; auch wo die Kinder der Eltern gemeint waren, wie etwa in den Briefen des Hieronymus an Leta [?] und an Gaudentius, wurden die Eltern (bzw. die Mütter) angeredet und nicht die Kinder selbst. Außerdem handelt Augustins Schrift ‚de catechizandis rudibus‘ von Erwachsenen und nicht von Kindern. Die Unterweisung der Katechumenen war eine Angelegenheit der Erwachsenenbildung.

Zu Pestalozzi selbst möchte ich nur zweierlei bemerken:

a. Er hat den Begriff der *contemplatio* von seiner passiven Stufe bei Comenius auf eine aktive gehoben, entsprechend der allgemeinen kantischen Atmosphäre, die ihn umgab. Das ist wohl akzeptabel, auch wenn man die sehr viel weiter reichenden Thesen von Natorp<sup>31</sup>, der Pestalozzi ganz zum Kantianer machen möchte, nicht übernehmen will. Wie dem auch sei, aktive *contemplatio* ist nicht nur Sache des Kindes, sondern des Menschen als solchen, auf allen Altersstufen.

b. Im Bereich der Erwachsenenbildung hat sich Pestalozzi besonders auf die Erziehung der Verbrecher und Gefängnisinsassen konzentriert, vgl. den vierten Teil von ‚Lienhard und Gertrud‘ und seine Schrift ‚Gesetzgebung und Kindermord‘. Man hat ihn mit Recht als den Vater der Kriminalpädagogik

<sup>30</sup> Der tschechische Theologe und Pädagoge Jan Amos Komenský (1592–1670).

<sup>31</sup> Das Pestalozzi-Buch des Sozialpädagogen Paul Natorp (1854–1924) erschien erstmals 1909.

bezeichnet, und es besteht kein Zweifel, daß er die Kriminalistik von der Anthropologie (im früheren, biologisch-genetischen Sinne) zur Soziologie und dadurch in den Bereich der Erziehung geführt hat. S. dazu auch meine Einleitung zum Pestalozzi-Buch<sup>32</sup> und einige der dort angeführten Quellen. Das Büchlein ‚Gesetzgebung und Kindermord‘ hat Karl Wilker neu herausgegeben und diese Dinge in seiner ausgezeichneten Einleitung gebührend betont. Diese Ausgabe können Sie sich in Tübingen oder in Frankfurt sicher besorgen.

Natürlich reicht es, wenn Sie uns das Manuskript Anfang oder auch Ende Dezember zukommen lassen. Hoffentlich schaffe ich es, bis dahin den Artikel ‚Erziehung‘ fertigzuschreiben, als dessen Editor Sie fungieren werden. Ich bin überaus beschäftigt, auch mit der Encyclopaedie<sup>33</sup>, die mich zur Zeit 3–4 Stunden täglich (!) kostet, daß ich so gut wie gar nicht zu wissenschaftlicher Arbeit komme, was mich sehr beunruhigt.

Auch Ihnen alles Gute zum Neuen Jahr, vollends gute Besiegelung\*

In Treue stets der Ihre E. Simon

P.S. Dieser Tage habe ich ein Schreiben von Dr. Heinrich Strauß erhalten, mit dessen Inhalt ich mich identifiziere.

Ich habe zu Kol Nidre\* gepredigt, nachdem ein Experiment, eine hebräische Predigt für die Jugend am ersten Neujahrstag zwischen Nachmittags- und Abendgebet, recht erfolgreich war.<sup>34</sup> Anwesend waren mindestens 150 junge Leute, aus allen Kreisen. Zu meiner Vorbereitung habe ich unter anderem die ‚Lichter der Umkehr‘ von Raw Kook<sup>35</sup>, das Angedenken des Gerechten zum Segen, Jerusalem 1925, gelesen und dort auf Seite 18 einen Abschnitt gefunden, der Sie im Hinblick auf Erwachsenenbildung interessieren dürfte: „Die natürliche Furcht vor Sünde ist die Natur des gesunden Menschen in Bezug auf die allgemeine Ethik und besonders die Natur des Juden in Bezug auf alle Sünden und Verfehlungen im Sinne von Lehre und Gebot, die das Erbteil der Gemeinde Jakobs sind. Und diese Natur gewinnt Israel nicht wieder, es sei denn durch Toralernen in der Masse, Toralernen zur Heranbildung von Gelehrten und Toralernen zu festen Zeiten in der breiten Masse.“

<sup>32</sup> Die von Ernst Simon herausgegebene Anthologie mit sehr ausführlicher Einleitung: *Die Lehre Pestalozzis* (hebr.), Jerusalem 1953, 2. Aufl. 1963, XCV, 418 S.

<sup>33</sup> Die hebräische *Encyclopaedia of Education*, als deren Mitherausgeber Ernst Simon fungierte.

<sup>34</sup> In der liberalen Jerusalemer Gemeinde *Emet weEmuna*.

<sup>35</sup> R. Abraham Isaak Kook (1865–1935), origineller religiöser Denker, der erste aschkenasische Oberrabbiner von Palästina.

[73] An Abraham Chalfon, Haifa

21. Schewat 5715 / 13.2.1955

Sehr geehrter Herr,

ich habe Ihren wichtigen Brief vom 7.2.55 erhalten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Gesegnet sei Ihre Initiative und deren steigende positive Auswirkung auf die Gymnasialbildung von Einwandererkindern.

Gern komme ich Ihrem Wunsche nach, Ihre Fragen der Reihe nach zu beantworten:

1. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß jedes Kind in unserem Staate, ohne Unterschied der Herkunft und ethnischen Zugehörigkeit, der Religion und Nationalität, Gymnasialbildung, d.h. Schulbildung nach Abschluß der Grundschule, verdient, ganz besonders die begabten Kinder, an denen unter Einwanderern und Minderheiten wahrlich kein Mangel ist.

2. Völlig aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, die Beschleunigung der Gymnasialbildung unter den Einwandererkindern bewirke ein Ansteigen der Kriminalität unter ihnen. Das Gegenteil ist richtig: Wenn ein Kind in den stürmischen Jahren der Pubertät sich selbst überlassen bleibt, so ist dies bekanntlich einer der entscheidenden Faktoren zur Vermehrung der Jugendkriminalität. Freilich muß nach Möglichkeit auch für die Bildung der Eltern gesorgt werden, um die Kontinuität zwischen den Generationen zu wahren. Jedes negative Erziehungsmittel, das Kinder von ihren Eltern trennen will, ist sorgfältigst zu meiden, und es ist für ihren gemeinsamen innerlichen Aufstieg zu sorgen, nachdem sie den ‚Aufstieg‘ in unser Land gemeinsam bewerkstelligt haben. Daher müssen die neuen Werte des Landes Israel an die jüdischen Werte geknüpft werden, die viele der Einwanderer aus ihren Diasporaländern mitgebracht haben. Jeder überhebliche Zugang zu ihnen kann verheerende Folgen haben, und jedes schlichte und menschliche Eingehen auf sie wird von selbst ein jüdischer und pädagogischer Zugang.

3. Die öffentliche Bemühung, die Zahl der Oberschüler orientalischer Herkunft zu vergrößern, verdient jede Unterstützung von seiten der Regierung, der Jewish Agency und von öffentlichen Einrichtungen.

4. Zweifellos ist Integration der Einwanderer aus verschiedensten Herkunftsländern nicht ohne Überwindung der krassen Bildungsunterschiede möglich, die zwischen den Ankömmlingen der verschiedenen Einwanderungswellen klaffen.

Es gibt keine explosivere und gefährlichere Situation als die Übereinstimmung von bildungsmäßig und sozial niedrigerem Status mit ethnischen oder herkunftsbedingten Merkmalen. Gemeinsame Gymnasial- und Universitätsbildung, im rechten Sinne durchgeführt, ist eines der bewährtesten und wirksamsten Mittel, um die zerstörerische Kraft jenes Sprengstoffs zu reduzieren bis hin zu dessen völliger Aufhebung.

5. Die Zahl der Schüler, die heute in Israel an Oberschulen lernen, ist durchaus nicht zufriedenstellend und steht in keinem Verhältnis zum Bedarf des Landes an Fachkräften und Experten, die allerorts gebraucht werden, im

Kibbuz\* wie im Moschaw\*, in der Moschawa\* wie in der Stadt, in der Regierung wie in der Gemeindeverwaltung, in der Armee wie in der Industrie, und last not least, besonders dringend in der Erziehungsarbeit als solcher.

Es ist zu hoffen, daß die Einwandererkinder, die eine angemessene Gymnasialbildung erhalten, sich wieder ihren Herkunftsgemeinschaften zuwenden und zu deren innerlichem Aufstieg und Integration in die eingesessene Bevölkerung beitragen.

Von all diesen Erwägungen aus erlaube ich mir, Ihnen und Ihrem Werk vollen Erfolg zu wünschen.

Mit größter Hochachtung Ihr ergebener  
Prof. A.E. Simon, Leiter der Pädagogischen Abteilung

[74] An Michael Hacker und Herrn Joseph Salzmann, Haifa

30. Aw 5715 / 18.8.1955<sup>36</sup>

Liebe Freunde,

ich danke Ihnen sehr für Ihr Schreiben vom 12.8., das großen Ernst und lebhaftes Interesse an den von uns behandelten Fragen bezeugt. Ich bin überhaupt nicht sicher, daß ich Ihre brennenden Fragen zufriedenstellend beantworten kann. Letzten Endes sind Glaubensdinge nicht absolut logisch beweisbar, denn sie sind immer mit einer Entscheidung verbunden oder, bildlich gesprochen, mit einem Sprung. Die Logik setzt einen Fuß vor den anderen, während der Glaube in den Abgrund des wissenschaftlich nicht Wißbaren springt. In dem Maße, in dem die wissenschaftliche Erkenntnis Fortschritte macht, verschiebt sich der Ausgangspunkt des Glaubenssprungs, aber der Sprung als solcher wird dadurch nicht überflüssig. Im Gegenteil: er wird kühner und unerläßlicher, denn es liegt im Wesen des Erkenntnisprozesses, daß jede neue wissenschaftliche Antwort neue Probleme aufwirft, von denen manche durch die Wissenschaft selbst gelöst werden können, andere dagegen nicht. Demnach ist das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Glauben kein quantitatives, wonach jedes Gebiet, das durch den wissenschaftlichen Fortschritt erobert wird, dem Glauben verloren ginge, sondern ein qualitatives: Mit zunehmender Kenntnis nimmt auch das Geheimnis zu.

Das zum allgemeinen, und nun will ich versuchen, in den engen Grenzen meiner Fähigkeit und Kompetenz auf Ihre Fragen zu antworten. Zunächst muß ich noch eine Stelle in Ihrer Wiedergabe meiner Ansicht korrigieren. Unter den vier Aspekten der Wahrheit, die in Prof. Bergmanns Buch „Einführung in die Erkenntnistheorie“<sup>37</sup> aufgeführt sind, habe ich zwei (den prag-

<sup>36</sup> Der im Hause Simon erhaltene Durchschlag trägt von Simons Hand den hebr. Vermerk: „Herrn Bentwich, bitte nach Durchsicht ans Sekretariat der Abteilung zurück“ mit Zusatz von Bentwich: „jischar Kochacha\* 22 / 8“.

<sup>37</sup> Shmuel Hugo Bergmann, *Mawo leTorat haHakara* [Einführung in die Erkenntnistheorie], Jerusalem 1941.

matischen und den schematischen) abgelehnt und zwei (nicht nur einen), nämlich den intuitiven und den kombinatorisch-systematischen, akzeptiert.

1. Anscheinend bin ich nicht ausführlich genug auf die Erfahrung eingegangen. Es ist zu unterscheiden zwischen dem wissenschaftlichen Experiment, bei dessen Wiederholung unter den gleichen Bedingungen mit hoher Wahrscheinlichkeit die gleichen Ergebnisse zu erwarten sind, und der einmaligen persönlichen Erfahrung, auch „Erlebnis“ genannt. Erfahrungen dieser Art, die das individuelle und unverwechselbare Leben jedes einzelnen von uns ausmachen, sind nicht exakt wiederholbar, sondern zeichnen sich durch die Neuheit jeder einzelnen aus, selbst wenn sie vom selben Ursprung ausgehen und eine gewisse Ähnlichkeit untereinander aufweisen. Trotzdem sind sie nie völlig identisch, auch nicht so relativ identisch – wenn man so sagen darf – wie wissenschaftliche, z.B. physikalische, Experimente untereinander. Die religiöse Erfahrung ist eine Erfahrung individueller, unverwechselbarer, einmaliger Art, selbst wenn ein Mensch sie mehr als einmal in seinem Leben macht. Man könnte vielleicht so sagen: Gebet ohne Intention ist eine Art wissenschaftliches Experiment, Gebet mit Intention eine einmalige Erfahrung. Wenn Sie sich weiter damit befassen wollen, würde ich Ihnen das Buch von William James, „Das religiöse Erlebnis“<sup>38</sup>, Bialik Institute Jerusalem, 1949, empfehlen und vielleicht auch meine Besprechung dieses Buches, die unter dem Titel „Göttliche Offenbarung und religiöses Erleben“ in der Monatschrift Molad, Nr. 37, April/Mai 1951, S. 53–61 erschienen ist. Aber hauptsächlich ist dazu heranzuziehen die Philosophie von Prof. Buber, der auf das besondere Wesen der religiösen Erfahrung hingewiesen hat, das sich in der Möglichkeit äußert, das göttliche Gegenüber per Du anzusprechen, wie in der Benediktionsformel „Gelobt seist Du ...“<sup>39</sup>

Zusammenfassend: Wenn ich gesagt habe, in der Religion gebe es keine Erfahrung, so war das nicht richtig ausgedrückt. Ich hätte sagen müssen, daß die religiöse Erfahrung eine ganz besondere ist. Der vergleichbarste Näherungswert im menschlichen Bereich findet sich in Beziehungen wie Liebe und Freundschaft, wo sich auch die zusammentreffenden Einzelnen nicht wie bloße Objekte austauschen lassen und die Fälle und Umstände des Zusammentreffens ebenso individuell und unverwechselbar sind wie ihre Subjekte.

2. Wenn ich Sie recht verstanden habe, stellen Sie die Behauptung auf, der Einzelne habe nichts, was nicht auch die Gesamtheit habe. Diese Behauptung ist einfach falsch. Richtig wäre die entgegengesetzte Aussage: die Gesamtheit hat nichts, was nicht auch in den Einzelnen wäre, aber nicht umgekehrt. Der Grund liegt darin, daß die logischen Gesamtheiten nur abstrakte Begriffe sind, während die Konkretheit in den Einzelnen steckt. Diese Konkretheit kann sich verändern und erneuern und ständig neue Überraschungen zeiti-

<sup>38</sup> William James, *haChawaja hadatit leSugeha*; vgl. dazu Ernst Simons Beitrag James, Fechner and Jung on Religious Experience and Divine Revelation, engl. in: *Judaism* 3 (1954), S. 195–208.

<sup>39</sup> Die Formel ‚Gelobt seist Du, Ewiger, Gott der Welt, der ...‘ ist der Kern jedes jüdischen Segensspruchs.

gen. Und keine Gesamtheit kann den Einzelnen verbieten, aufzutauchen und sich zu verändern, und jede Gesamtheit muß die neuen Einzelnen in sich aufnehmen, auch wenn sie deren Auftauchen nicht vorausszusehen vermochte.

3. Die religiöse Dogmatik, auch die jüdische, ist aus ähnlichen Erwägungen heraus wie Sie zu dem Begriff der „Schöpfung aus dem Nichts“ gelangt, auch wenn eine Koryphäe wie Prof. Scholem meint, dieser Begriff folge nicht notwendig aus der biblischen Wirklichkeit. Ich muß zugeben, daß mich diese Frage in keiner Weise beunruhigt. Gottes Allmacht läßt sich nicht durch menschliche Begriffe einschränken, und wenn Gott allmächtig ist, wie ich Ihnen gesagt habe, müssen wir ihm auch ‚zugestehen‘, daß er sich selbst einschränkt, wenn er das will. Und anscheinend hat er das gewollt, als er aus freiem Willen beschloß, die Welt zu erschaffen.

4. Für die Existenz des Bösen gibt es, soweit ich sehen kann, drei Erklärungsmöglichkeiten: a. seine Existenz zu leugnen, sofern das im Zeitalter von Weltkriegen, Atombomben, Verfolgungen und Vertreibungen überhaupt noch möglich ist; b. wie Sie schreiben: das Böse als eigenständige Macht zu betrachten, d.h. die Existenz zweier Gewalten anzunehmen und somit die Einheit Gottes zu leugnen; c. mit dem Propheten Jesaja (45,7) zu sprechen: „der das Licht macht und die Finsternis schafft, der Frieden macht und das Böse schafft, ich der Ewige tue dies alles“, vgl. Führer der Verirrten III 10, wo Maimonides s.A. den Unterschied zwischen „Erschaffen“ und „Tun“ erläutert. Der gute Gott tut nicht das Böse, aber er hat es erschaffen. Das Böse untersteht ihm also. Wir heute deuten im Morgengebet diese große und furchtbare Wirklichkeit nur an, wir begnügen uns mit der Aussage „der Frieden macht und alles geschaffen hat“, aber dieses ‚alles‘ umfaßt auch das Böse.<sup>40</sup> Bleibt zu fragen, weshalb der Heilige gelobt sei Er, denn das Böse geschaffen habe, wenn er selbst es nicht tue; die Antwort darauf kann nur lauten: um dem menschlichen Leben einen Sinn zu verleihen, vgl. Dtn 7,15.

5. Dieser Sinn besteht im Sieg von Menschen, die frei wählen können, über das Böse. Gottesdienst und moralisches Leben wären völlig sinnlos, wenn der Mensch nicht bis an sein Lebensende („kehre um einen Tag vor deinem Tode!“<sup>41</sup>) vor der Versuchung stünde, das Böse zu wählen. Wie ich es Ihnen im Gleichnis gesagt habe: Der Heilige, gelobt sei Er, wollte über Freie herrschen und nicht über Sklaven, oder wie der Philosoph Hegel es formulierte: Das Paradies ist der Tiergarten der Gattung Mensch, d.h. ohne die Erkenntnis von Gut und Böse und die Vertreibung aus dem Paradies war der Urmensch noch nicht der Erste Mensch. Er gehörte damals einer mysteriösen Kategorie an, deren Wesen uns fast so unbekannt ist wie das Wesen Gottes. Die Menschen, die wir durch die Begegnung mit uns selbst und anderen kennen, sind

<sup>40</sup> Der Bibelvers Jes 45, 7 „der Frieden macht und Böses erschafft“ wird im jüdischen Morgengebet zitiert als „der Frieden macht und Alles erschafft“.

<sup>41</sup> Diese Mahnung wird im babylonischen Talmud (*Schabbat* 153a) im Namen von R. Elieser überliefert; auf den Einwand seiner Schüler, ein Mensch könne doch nicht wissen, an welchem Tag er sterben werde, soll R. Elieser erwidert haben: Umso besser, dann verbringt er sein ganzes Leben im Zustand der Umkehr zu Gott.

solche, die vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden vermögen und sich bemühen, das Gute zu wählen und das Böse zu verwerfen, unter täglichem Scheitern, mit stets neuer Hoffnung, wobei Umkehr und Ausfall einander abwechseln, in ihrer steten Aufeinanderfolge aber doch von einer langsam ansteigenden Linie zeugen, die immer wieder gebrochen ist, aber reich an Sinn.

Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen, würde mich aber freuen, den Kontakt zwischen uns aufrechtzuerhalten.<sup>42</sup>

Mit besten Grüßen Ihr  
E. Simon

[75] An Martin Buber

ab 10/IX/58: c/o Rabbi S. Greenberg, Buenos Aires<sup>43</sup>, 13/VIII/58  
420 Riverside Drive, New York 25 N.Y.

Hochverehrter und lieber Freund!

Eben erhalte ich Gerlings Telegramm mit der Trauernachricht, die mich tief bestürzt.<sup>44</sup> Niemand von uns hat etwas derartiges erwartet, am wenigsten wohl Sie selbst, falls nicht zuletzt im Befinden Ihrer verstorbenen Frau eine längere Zeit währende Verschlechterung eingetreten sein sollte. Oder darf man hoffen, daß sie schmerzlos und schnell, ‚im Kuß‘<sup>45</sup>, dahingegangen ist?

Ich versuche mir zu vergegenwärtigen, wie schwer dies plötzliche Alleinsein nach einer so langen und so innigen Lebensgemeinschaft sein muß. Wird vielleicht Evchen<sup>46</sup> zu Ihnen ziehen? Jemand muß Ihnen doch jetzt nahe sein, auch im Äußerlichen!

Niemand darf den Versuch wagen, Ihnen gegenüber Ihre Frau zu charakterisieren; niemand hat es besser getan als Sie selbst in Ihrem schönen Gedicht, das die „Jüdische Rundschau“ zu Ihrem 50.ten Geburtstag brachte und das Hans Kohn<sup>B</sup> in den Anmerkungen zu seinem reichen Buche wieder abgedruckt hat.<sup>47</sup> Die so überaus seltene Verbindung wirklicher Geistigkeit mit elementarer Natur, um die man nicht einmal ringen kann, die einem geschenkt werden muß – Paula Buber besaß sie. Deshalb glaubte man ihr ihre Bücher nicht, solange man sie nur persönlich kannte, aber nicht ihre Werke. Las man dann auch diese, so erfuhr man allerdings diese Einheit auch an ihnen.

<sup>42</sup> Erhalten ist ein weiteres Schreiben an Joseph Salzmänn vom 8.9.1955 als Antwort auf dessen (nicht erhaltenen) Brief vom 27.8.55.

<sup>43</sup> Im Auftrag des Council of Jews from Germany und des Leo Baeck Instituts unternahm Ernst Simon eine Reise durch Südamerika, wo er deutsch-jüdische Gemeinden besuchte – in Mexiko auch seinen alten Freund Erich Fromm.

<sup>44</sup> Paula Buber war am 11.8.58 in Venedig gestorben.

<sup>45</sup> Original hebräisch; durch einen Kuß soll Gott Moses' Seele dahingenommen haben.

<sup>46</sup> Bubers Tochter Eva, die Witwe von Ludwig Strauß.

<sup>47</sup> Hans Kohn, *Martin Buber, sein Werk und seine Zeit*, Hellerau 1930, S. 291f.

Ich kann Ihnen und Ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln nur das Unvergessliche wiedersagen, das Sie mir einst nach Rabbiner Nobels Tode<sup>48</sup> geschrieben haben: „Nun brauchen Sie den Trost des Trösters.“

*haMakom jenachem etchem betoch Sch'ar Awele Zion wiJeruschalajim.*<sup>49</sup>

In herzlicher Gesinnung stets Ihr Ernst

[76] An Elieser haLevi Finkelstein,  
Präsident des Rabbinerseminars, New York

Jerusalem, 28. Tewet 5719 / 8.1.59

Hochverehrter Prof. Finkelstein N.j.<sup>50</sup>

ich muß mich bei Ihnen für die Verspätung dieser Antwort entschuldigen. Vielleicht haben Sie von Prof. Greenberg<sup>51</sup> erfahren, daß ich einen Verkehrsunfall hatte, der zwar an sich nicht schwer war, dessen Folgen – leichte Gehirnerschütterung – mir aber doch noch einige Zeit zu schaffen machten, so daß ich erst jetzt völlig genesen bin.

Ihr großzügiges Angebot<sup>52</sup> hat mich sehr beschäftigt. Ich weiß das in mich gesetzte hohe Vertrauen wohl zu würdigen, und ich rechne es mir zur Ehre an, daß ein Mann wie Sie und ein Institut wie das, in dessen Namen Sie sich an mich gewandt haben, mich für wert erachten, Ihnen bei der Ausübung Ihres Auftrags behilflich zu sein, die Glaubenstradition Israels durch praktische Belebung und erneute theoretische Fundierung zu bewahren. Sie können mir glauben, daß ich von der Aufgabe, die Sie und Ihre Kollegen auf sich genommen haben, nicht gering denke.

Wenn ich trotzdem nach sorgfältiger Prüfung meiner selbst und der Situation in Israel und an der Hebräischen Universität zu keiner positiven Entscheidung gelangen konnte, so sind folgende Gründe dafür verantwortlich:

1. Die Pädagogische Abteilung der Universität und des israelischen Kultusministerium ist derzeit in ein neues Stadium eingetreten. Mit zunehmender Einwanderung und Anwachsen der Bevölkerung im Lande steigt auch die Zahl der Oberschulen sowie der dort gebrauchten Lehrerstellen. Nach Schätzungen des Kultusministeriums wird im kommenden Jahr ein Bedarf an mindestens 250 zusätzlichen Oberschullehrern entstehen. Zur Zeit ist die Pädagogische Abteilung die einzige Institution, die solche Lehrer ausbildet, doch trotz sehr gestiegener Studentenzahlen vermag sie den Bedarf nicht zu decken. Wir sind sogar noch weit davon entfernt, das rasch anwachsende Oberschulwesen einzuholen. Die so entstandene gefährliche Kluft führt dazu, daß

<sup>48</sup> Im Januar 1922.

<sup>49</sup> Hebräische Trostformel: Gott tröste Euch samt den übrigen, die um Zion und Jerusalem trauern.

<sup>50</sup> Hebr. Formel: Nero jair – sein Licht leuchte!

<sup>51</sup> Prof. Simon Greenberg, mit dessen Sohn Danny Simons Tochter Hannah seit Sommer 1954 verheiratet ist.

<sup>52</sup> Einladung zu einem sabbatical am Jewish Theological Seminary.



zahlreiche Lehrer ohne entsprechende Ausbildung und Eignung an die freiwerdenden oder neu geschaffenen Stellen treten, wodurch das Niveau der Erziehung ständig sinkt. Dies alles geschieht zu einem Zeitpunkt, da große Einwanderungswellen hereinströmen, die zum Teil das kulturelle Niveau im Lande ohnehin gefährden. In dieser Situation muß die Pädagogische Abteilung erhöhte Anstrengungen machen, um ihre Aufgabe in diesem lebenswichtigen Sektor so weit wie irgend möglich zu erfüllen.

Zusätzlich zu dieser festen Stellung, die in jüngster Zeit neue Proportionen angenommen hat, haben wir noch weitere durch die Zeitläufte bedingte Projekte in Angriff genommen. Um nur einige davon zu nennen: 1) Die Weiterbildung von Grundschullehrern mit erfolgreicher Unterrichtserfahrung durch einen zweijährigen Studiengang, dessen Absolventen, hoffentlich, zu Trägern des pädagogischen Denkens in Theorie und Praxis des Grundschulwesens im Lande werden. 2) Ausbildung von Lehrern für pädagogische Fächer an den Lehrerseminaren. 3) Erstellung von pädagogischen Handbüchern, in Original und Übersetzung, sowie Vollendung der Pädagogischen Encyclopaedie, von deren Redaktoren und Kontribuenten etliche Lehrer an der Pädagogischen Abteilung sind. 4) Ausbau der Forschungstätigkeit an der Abteilung zwecks Lösung der aktuellen Erziehungsprobleme im Lande. 5) Weiterbildungskurse für Lehrer, Rektoren, Inspektoren, Jugendleiter u. a. m., die in der Praxis tätig sind, aber weiterer Anleitung und formaler Ausbildung bedürfen.

2. Diese Lehr-, Forschungs- und schriftstellerischen Aufgaben sind nur das äußerliche Anzeichen einer schweren geistigen Krise, die die jüdische Bevölkerung im Lande durchzumachen hat. Es besteht die Hoffnung, daß diese Mühsale sich zu Geburtswehen entwickeln, doch darf diese Hoffnung nicht zu einem Gefühl passiver Sicherheit werden. Wir alle, die wir an der Grundlegung zu dem sich erneuernden jüdischen Leben in Palästina beteiligt waren, tragen mit die Verantwortung für dessen Erfolg sowie dessen religiöse und moralische Ausrichtung. Die Pädagogen müssen vollen Anteil nehmen an diesem Kampf, der mindestens teilweise ausschlaggebend werden dürfte, gerade in den ersten Existenzjahren des Staates.

3. Was meine persönliche Rolle im Gefüge dieser Probleme betrifft, so will ich sie weder überschätzen noch herunterspielen. Besonders jetzt, wo ein jüngerer Kollege, Dr. Zwi Adar, an Prof. Duschkins Stelle die Leitung der Pädagogischen Abteilung übernommen hat, tut ihm besondere Unterstützung not. Diese obliegt seinen älteren und erfahreneren Kollegen, natürlich auch mir als dem derzeit einzigen Ordinarius an der Abteilung.

4. Erst vor einem Jahr hatte ich ein Freijahr, das ich, wie Sie wissen, in Los Angeles verbrachte. Es ist keineswegs sicher, daß die Universität bereit wäre, mir ein weiteres Freijahr für das Studienjahr 1959/60 zu bewilligen, nach nur zweijähriger Amtszeit. Ehrlich gesagt: Es besteht so gut wie keine Aussicht, daß die Universität mich beim oben geschilderten gegenwärtigen Stand der Dinge in der Pädagogischen Abteilung freistellen kann. Doch selbst wenn ein solcher Antrag bewilligt werden sollte, möchte ich ihn doch lieber nicht stel-

len, da die mir übertragenen Pflichten hier auch nach meinem eigenen Dafürhalten eine solche Unterbrechung meiner kontinuierlichen Arbeit schlechterdings nicht zulassen.

5. Mein Interesse an der jüdischen, insbesondere der jüdisch-religiösen Erziehung in den USA ist groß. Ich will auch gar nicht leugnen, daß ich einen gewissen Beitrag zu ihrer Förderung leisten könnte, und zwar nicht nur indirekt durch die hier im Lande geleistete Arbeit und ihre etwaige Ausstrahlung auf die amerikanische Judenheit, sondern auch direkt durch Mitwirken an Ihrer Tätigkeit. Sollten auch Sie in einigen Jahren dieser Auffassung sein, wenn die Pädagogische Abteilung sich einigermaßen stabilisiert hat, besteht durchaus die Möglichkeit, daß mir dann ein Freijahr bewilligt wird, das ich mit Freuden an Ihrem bedeutenden Institut verbringen würde.

Mit aufrichtigen Grüßen, Ihr stets ergebener  
E. Simon

[77] An H. Mass, Prälat, Heidelberg

Jerusalem, 20. April, 1959

Sehr verehrter und lieber Herr Dr. Maas,

Ich weiss garnicht, wie ich Ihnen für Ihren herzlichen Brief vom 20.3.<sup>53</sup> danken soll, insbesondere auch für den handschriftlichen Zusatz, den Sie nach all den guten schriftlichen Worten noch hinzuzufügen für nötig hielten, um den ganz persönlichen Charakter Ihrer Kundgebung, denn es war eine, deutlich zu machen. Und da antworte ich, der um mehr als 20 Jahre jüngere, Ihnen mit der Schreibmaschine. Aber es ist nicht jeder ein Hermann Maas, was menschliche Direktheit, persönliche Einsatzbereitschaft und Arbeitskraft anbetrifft. So muss ich Sie leider bitten, mit diesen kurzen Worten vorlieb zu nehmen, obwohl sie wirklich nicht auszudrücken im Stande sind, was mir Ihr Brief gegeben hat. Ich war gerührt und überrascht davon, dass Sie jede einzelne unserer Begegnungen so genau im Gedächtnis haben wie ich selbst; aber bei mir ist es wegen des Abstandes im Alter und menschlichem Rang weniger verwunderlich.

Nur in einem Punkte muss ich widersprechen, mit Schweitzer<sup>54</sup> dürfen Sie mich nicht vergleichen. Das ist erheblich zu hoch hinaufgelangt und geht über die bei Glückwünschen gestattete Sphäre liebevoller Übertreibung weit hinaus. Ich weiss nicht, ob Sie, wie ich, das Glück hatten, Schweitzer persönlich zu begegnen. Da weht einen wirklich etwas wie der Geist Gottes an! Ich glaube, ich hätte das bei ihm auch dann gespürt, ähnlich wie bei Franz Rosenzweig<sup>B</sup> und vielleicht auch bei Einstein<sup>B</sup>, falls ich von seinem Werk und Leben garnichts gewusst hätte. Er gehört zu den ganz seltenen Menschen, bei denen

<sup>53</sup> Glückwunsch zu Ernst Simons 60. Geburtstag (erhalten).

<sup>54</sup> Der Theologe, Musiker und Arzt Prof. Albert Schweitzer (1875–1965), Briefe Nr. 69 und 79.

die Seelensubstanz so unmittelbar leuchtet, dass sie gleichsam gar keiner speziellen Funktionen mehr bedarf, um ihre Energien ausstrahlen zu lassen.

Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und meine innigsten Wünsche für Ihr Wohlergehen und das Ihrer Lieben,  
Ihr Ihnen in Treue verbundener Ernst Simon

Dieser Brief illustriert die besondere Empathie, mit der Ernst Simon begabt war. Bei unzähligen freudigen und ernstesten Ereignissen im Freundes- und Bekanntenkreis war er zugegen und nahm einfühlsam Anteil. Häufig sprach er bei solchen Anlässen und suchte stets, das Private in den weiten Rahmen der jüdischen Überlieferung einzustellen.

[78] An Tom

Jerusalem, 22. Mai 1960

Lieber Tom und liebe?<sup>55</sup>

Da ich leider bei Eurer Hochzeit nicht dabei sein kann, will ich Euch auf diesem Wege einen Gedanken ans Herz legen.

Unsere jüdische Bibel begründet viele entscheidende Ereignisse in doppelter Weise: von oben und von unten her, von Gott aus und vom Menschen aus. Das gilt schon für die Schöpfungsgeschichte. Mein grosser Lehrer Franz Rosenzweig<sup>B</sup>, der wie Ihr wahrscheinlich wisst, zusammen mit Martin Buber<sup>B</sup> den grössten Teil der Heiligen Schrift ins Deutsche übersetzt hat, machte darauf aufmerksam, dass das erste Kapitel der Genesis die Schöpfung von Gott aus erzählt, während das zweite sie noch einmal erzählt, aber dieses Mal vom Menschen aus.

Das gleiche geheime Formgesetz gilt nun auch für die biblische Liebesgeschichte. Ich möchte Euch das an zwei Beispielen zeigen.

Wir lesen im Buch Genesis (Kapitel 23 und 24), dass Abraham seinen getreuen Knecht Elieser von Erez Israel\* ins Ausland sandte, um dort ein Weib für seinen Sohn Jizchak zu freien. Sie musste eine Jüdin, also eine Verwandte sein. Elieser zog nach dem Zweistromland zur Stadt des Nachor. Als er abends zu einem Wasserbrunnen vor der Stadt kommt, bittet er Gott um die Huld, ihm ein Zeichen zu geben. Es war üblich, dass die Töchter der Stadt abends zum Brunnen gingen, um Wasser zu schöpfen. Dasjenige Mädchen nun, zu dem er sagen würde: „Neige doch Deinen Krug, dass ich trinke“, sie aber wird sprechen: „Trinke, und auch Deine Kamele will ich tränken“, die hast Du Deinem Knecht Jizchak bestimmt, an ihr werde ich erkennen, dass „Du Huld an meinem Herrn geübt hast.“

<sup>55</sup> Empfänger unbekannt; wahrscheinlich der Sohn von Freunden, vielleicht der Psychologen James und Hilde Kirsch in Los Angeles.

Als dann Rifka zum Brunnen kam, eine sehr schöne Jungfrau, geschah genau das. Sie gab ihm zu trinken und bot ihm an, auch seine Kamele zu tränken. Elieser staunte sie schweigend an. Die eine Bedingung war erfüllt: er hatte für Jizchak ein schönes und gutes Mädchen gefunden, die dem fremden Wanderer barmherzig und hilfreich beistand. War sie aber auch die für den Jizchak bestimmte jüdische Frau?

Sie war es, als er sie nach ihres Vaters Namen fragte, darf sie antworten: Ich bin die Tochter Bethuels, des Sohns der Milka, den sie dem Nachor gebar.

Nachdem Elieser dies gehört hat, beugt er sich vor Gott und spricht:

„Gesegnet ER der Gott meines Herrn Abraham,  
der seine Güte und Treue meinem Herrn nicht entzog.“

Dieselbe doppelte Kausalität finden wir in einer zweiten berühmten biblischen Liebesgeschichte.

Ruth, die Moabiterin, kommt nach allem Unglück, das sie betroffen hat, mit ihrer Schwiegermutter Noemi nach dem Land Israel. Sie, Noemi möchte die getreue junge Frau wieder verheiraten. Das konnte aber nach altjüdischem Recht nur so geschehen, dass einer der näheren Verwandten als „Löser“ oder auch „Erlöser“ auftrat. Dieser hatte das Recht und, solange er sich dessen nicht entledigte, auch die Pflicht, das Stück Land, das einer jüdischen Familie zustand – und Noemi war ja Jüdin – „auszulösen“ und damit zugleich die Hand der einzigen Erbin, in diesem Falle Ruth, zu erwerben.

Und nun beginnt wieder das gleiche geheimnisvolle Spiel von Liebe und Bestimmung, von Freiheit und Schicksal. Ruth trifft Boas. Sie weiss nicht, dass er einer der „Löser“ ist; er weiss nicht, dass er einer der „Löser“ ist. Er handelt rein menschlich: er erlaubt der armen Frau, hinter seinen Schnittern her die Nachlese zu halten. Sie bringt das Gesammelte ihrer Schwiegermutter, und die erkennt nun, dass Gott ihnen beiden „wahrhafte Huld“ erwiesen hat. Nachdem Boas und Ruth, in der folgenden Nacht, sich einander zu erkennen gegeben haben und nachdem ein anderer Löser auf sein Recht und seine Pflicht verzichtet hat, heiraten sie. Noemi aber dankt Gott mit fast denselben Worten, die einst Elieser benutzt hatte. Die allerpersönlichste Sphäre der Liebe und die allerobjektivste des göttlichen Rechts haben sich durch Gottes Gnade zum zweiten Mal im Bunde von Mann und Frau gefunden.

Aus diesem Bunde aber stammte, wie die letzten vier Zeilen des Buches Ruth, das Goethe „die lieblichste Idylle der Weltliteratur“ genannt hat, [besa- gen] unser König David, das Urbild des Messias, des Erlösers.

Ihr werdet im Herzen fühlen, warum ich Euch an Eurem Hochzeitstage diese beiden Geschichten erzähle.

Es ist mein Gebet, dass Euer Bund ein lebendiger Kommentar zu ihnen sein möge.

Ernst Simon

[79] An Albert Schweitzer, Lambarene, Gabon

Jerusalem, 6. Februar 1961

Lieber und verehrter Herr Dr. Schweitzer,

Frau *Ruth Dajan* brachte mir Ihren wunderschönen Brief vom 3. Januar, zugleich mit all den Photographien, jede mit eigener Unterschrift und herzlicher Widmung<sup>56</sup>, und den Separatdruck Ihrer französischen Akademie-Rede. Da sie mir zugleich verriet, dass es der Vortag Ihres 86. Geburtstages war, so konnten meine Freunde Buber und Bergmann Ihnen zugleich mit mir einen herzlichen Glückwunsch senden, der Sie hoffentlich trotz aller Kongo-Wirren erreicht hat.<sup>57</sup> *Lassen Sie mich Ihnen zunächst einmal von ganzem Herzen danken* für Ihre grosse Freundlichkeit. Und verzeihen Sie, daß ich es nicht handschriftlich tue, aber meine sehr schlechte Handschrift würde Ihnen wahrscheinlich beschwerlich fallen. Ich habe niemals so klar und schön schreiben können wie Sie, und mit den Jahren ist es bei mir eher schlechter geworden, während es sich bei Ihnen in bewundernswerter Weise auf der alten Höhe und Reinheit erhalten hat. Das ist sicher ein sehr gutes Symptom für Sie und hoffentlich kein allzu schlechtes für mich.<sup>58</sup> In der Atom-Frage führen Sie sicher einen sehr guten Kampf<sup>59</sup>, und *ich komme immer mehr zu der Überzeugung, dass Sie Recht haben*. Sie werden überrascht sein, dass dies für

<sup>56</sup> Drei Photographien: 1) „Die drei Inseln im Ogowe beim Dorfe Igendja 80 km flussabwärts von Lambarene, angesichts derer mir an einem Septembertag 1915 die Erkenntnis aufging, dass die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben das Grundprinzip des Ethischen und der wahren Humanität ist“ mit nachträglichem Zusatz: „Herrn Ernst Simon herzlich / Albert Schweitzer / Lambarene 3. Januar 1961“; 2) „Im Spitalhof. Herrn Ernst Simon herzlich / Albert Schweitzer / Lambarene 3. Januar 1961“; 3) „Flüsse und Inseln des Ogoweflusses in der Gegend von Lambarene. Das Spital liegt hinter dem [roten Kreuz] auf dem weissen, schmalen Uferrand. – Den Ort Lambarene sieht man nicht. Albert Schweitzer“.

<sup>57</sup> Im Albert Schweitzer-Archiv in Gunsbach ist ein Telegramm von Martin Buber, Hugo Bergman, Ernst Simon folgenden Wortlauts erhalten: „Mögen Sie die Morgendämmerung des neuen Menschheitstages erblicken, dessen Kommen der Friedenskampf Ihres grossen Lebens gilt!“

<sup>58</sup> Zu Ernst Simons Handschrift machte Dr. Kurt Eissler im Frühjahr 1974 eine interessante Beobachtung: Er reagierte auf die Zusendung des zweiten Bandes von Bubers Briefwechsel, wo er (auf S. 693) das Faksimile eines Briefes fand, den Ernst Simon 1921 an Martin Buber geschrieben hatte: „Was mir bisher den grössten Eindruck gemacht hat, ist die Entdeckung, dass Sie im Jahr 1921 eine leserliche Schrift hatten. ... Der Schrift nach würde ich meinen, dass Sie sich seither unglaublich entwickelt haben“ (20.3.1974 an Ernst Simon).

<sup>59</sup> Dr. Schweitzer hatte geschrieben: „Was mir aber die grössten Beschwerden in den letzten Jahren macht, ist das Beschäftigtsein mit dem Problem der Gefahr, die die Nuklearwaffen für die Menschheit bedeuten. Das will heissen Zeitungen und Zeitschriften zu durchfliegen, um ständig mit dem Wissenschaftlichen und Politischen des Problems bekannt zu bleiben. Es will auch heissen, durch die Torheit der Menschen und, besonders, der Regierenden beelendet zu werden. Sie ist unvorstellbar. Sie wollen über die sich immer verschlimmernde Situation, in der wir leben, nicht ins Klare kommen. Die Gebildeten geben sich absichtlich keine Mühe, um Kenntnis von dieser so ernsten Sache zu haben. Wie oft habe ich Gelegenheit, dies festzustellen bei Leuten, von denen man es nicht annehmen möchte. Die Presse äussert keine Meinung aus Angst mit den Behörden Schwierigkeiten zu haben und Leser zu verlieren. So lebt man blöde in den Tag hinein und lässt die Ereignisse

mich nicht vom ersten Augenblick selbstverständlich war, obwohl ich ja, sehr ähnlich wie Sie, zwar kein doktrinärer Pazifist bin, aber immer, wo und wann es sei, für soviel Frieden gekämpft habe, als jeweils erreichbar schien. Den Krieg gegen Hitler aber musste ich bejahen, und ich glaube, auch Sie taten es. Das Vertrackte an all den Rüstungsdingen ist ihre gegenseitige Verflechtung und Bedingtheit. Diese Argumente sind Ihnen ja mehr als vertraut und wahrscheinlich mit Recht überdrüssig. Sie gelten auch nicht für das Problem des Atomkrieges und seiner Vorbereitungen, *weil es sich hier eben nicht mehr um zwei getrennte Lager handelt, sondern um das Bestehen der Menschheit selbst, oder zumindest das ihrer Zivilisation. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie einmal in einer Ihrer nächsten öffentlichen Äusserungen diesen methodischen Unterschied noch stärker herausarbeiten würden als bisher.* Ich meine damit nicht nur, auf die uns allen drohende Gefahr hinzuweisen, was Sie ja immer wieder getan haben, sondern vielmehr zu zeigen, dass die Entfesselung der Atomkraft die Erde notgedrungen zu *einem* Lager macht, sei es zum Leben, sei es zum Sterben.

Besonders möchte ich Ihnen für Ihre Einladung nach Lambarene danken. Ich muss wieder eine Frage stellen, die zu stellen ich mich schäme: *Zu welcher Zeit ist es klimatisch relativ am erträglichsten?* Ich leide sogar unter den hiesigen Hitzen sehr stark und bin zwar gegen Sie ein Baby, aber immerhin eins von 62 Jahren. Nehmen Sie die herzlichsten Grüsse von

Ihrem Sie sehr verehrenden Ernst Simon

[NB] Frau Dr. Villedekahn<sup>60</sup> sehe ich von Zeit zu Zeit. Es geht ihr gut.

P.S. *Würden Sie eventuell erlauben, daß ich Ihren Brief an mich hier zu veröffentlichen versuche?*

Was meinen N[ew] Y[ork]er Vortrag anbetrifft<sup>61</sup>, so habe ich ihn zweimal vorher in Jer[usalem] gehalten; einmal hebräisch, zusammen mit Buber, vor ca. 500 jungen Leuten, dann n[och] e[inmal] deutsch, allein, vor ca. 250 Älteren. Aufgeschrieben habe ich ihn leider bisher noch nicht, aber vielleicht komme ich noch dazu.

---

ihren verhängnisvollen Lauf nehmen. Manchmal komme ich mir wie eine Reincarnation des Propheten Jeremia vor.“

<sup>60</sup> Frau Dr. Anna Wildikann hatte eine Zeitlang mit Dr. Schweitzer zusammengearbeitet.

## Der Brückenbauer (1964–1978)

Im März 1964 eröffnete Ernst Simon mit seiner Reise nach Köln zum Abschluß der Ausstellung ‚Monumenta Judaica‘ sowie zur ‚Woche der Brüderlichkeit‘ anderthalb Jahrzehnte intensiven ‚Brückenbaus‘<sup>1</sup> zwischen Deutschen und Juden. Diese Epoche stand im Zeichen von Martin Buber: Im Frühjahr 1964 war ursprünglich er eingeladen gewesen, hatte aber aus Gesundheitsgründen nicht mehr hinfahren können; und Ernst Simons letzte Deutschland-Reise im Frühjahr 1978 galt den Feiern zu Martin Bubers 100. Geburtstag.

Höhepunkte seiner öffentlichen Wirksamkeit in Deutschland waren zwei evangelische Kirchentage: zwei Deutsche Evangelische Kirchentage: im Sommer 1965 in Köln sprach Ernst Simon über „Das Zeugnis des Judentums“<sup>2</sup>, im Sommer 1975 in Frankfurt über „Angst und Vertrauen bei Martin Buber“<sup>3</sup>. Ernst Simon war ein gesuchter und beliebter Redner in katholischen und evangelischen Akademien sowie an den verschiedensten akademischen und außer-akademischen Institutionen<sup>4</sup> – wo Deutsche etwas über Judentum und Israel erfahren wollten, war Ernst Simon zur Stelle, ohne sich jemals aufzudrängen. Und als er nicht mehr nach Deutschland reisen konnte, erfreuten seine Rundfunk-Vorträge<sup>5</sup> immer noch ein weites Publikum. Seine Themen-Skala reichte von aktuellen israelischen Belangen über theologische Problemstellungen bis hin zu deutsch-jüdischer Literatur. Durch seinen persönlichen Charme und seine außergewöhnliche Rednergabe gewann er in diesen Jahren einen vielfältigen Kreis von Freunden und Verehrern.

<sup>1</sup> Den Titel *Brücken* trug der Band von Aufsätzen Ernst Simons, den ihm ein Kreis von Freunden und Verehrern zum 65. Geburtstag verehrte, erschienen 1965 in Heidelberg bei Lambert Schneider, dem Verleger und Initiator der Bibelübersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig.

<sup>2</sup> Veröffentlicht in: *Deutscher Evangelischer Kirchentag Köln 1965 – Dokumente*, Stuttgart / Berlin 1965, S. 654–667; repr. in: H. Gollwitzer et al. (Hg.), *Das gespaltene Gottesvolk*, Stuttgart / Berlin 1966, S. 84–98; repr. in: Peter von der Osten-Sacken (Hg.), *Juden in Deutschland. Zur Geschichte einer Hoffnung* (Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum bei der Kirchlichen Hochschule Berlin 11), Berlin 1980, S. 204–215; repr. in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 100–121.

<sup>3</sup> Veröffentlicht in: *Deutscher Evangelischer Kirchentag Frankfurt 1975 – Dokumente*, Stuttgart / Berlin 1976, S. 525–539; repr. in: P. von der Osten-Sacken (Hg.), *Leben als Begegnung*, Berlin 1978, S. 28–41; repr. in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 136–159.

<sup>4</sup> Etwa im Sommer 1972 vor der Olympiade in München, im Oktober desselben Jahres beim Internationalen Heine-Kongress in Düsseldorf; Gremien, in denen er häufig auftrat, waren die *Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit* und die *Freunde der Hebräischen Universität*.

<sup>5</sup> Seit 1968 beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart, wo er mit dem Leiter der Kultur-Abteilung, Dr. Hans Jürgen Schultz, gut befreundet war, etwa *Der Wandel des jüdischen Menschenbildes im heutigen Israel* und *Die Dialogik Martin Bubers* 1968, *Freud und Moses* im Spätsommer 1975, *Die unbekannte Brüderlichkeit* im Winter 1975 / 76, *Mein Judentum* 1978, zuletzt im Januar 1982 *Der Vater im Judentum*; im Bayerischen Rundfunk: *Vom Sinn der Tradition*, Herbst 1969; im Südwestfunk: *Begegnung mit dem Judentum* im Dezember 1980.

[80] An Günther Gensch<sup>6</sup>

Jerusalem, 23.2.1964

Sehr verehrter Herr Kollege Gensch,

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief vom 17.2., der mich bewegt und gerührt hat.

Der Katalog<sup>7</sup>, den Sie so überaus freundlich waren mir zu schicken, ist mir auch hier zugänglich; jedenfalls danke ich Ihnen schon jetzt für Ihre grosse Mühe. Als kleine Gegengabe erlaube ich mir, Ihnen mit gleicher Post eine vor kurzem erschienene Arbeit „Martin Buber und das deutsche Judentum“<sup>8</sup> zu übersenden.

Damit komme ich schon zu einem sachlichen Punkt Ihres Briefes, der Ihnen freilich wohl kaum zentral ist. Der Zufall fügte es, dass ich am gleichen Morgen, an dem Ihr Brief in Jerusalem eintraf, aber noch bevor er in meine Hände gelangte, ein Gespräch mit meinem verehrten und geliebten Lehrer, Martin Buber, genau über das Thema seiner „repräsentativen“ Funktion hatte. Darüber hat sich neuerdings anlässlich seines Besuchs in Holland eine Polemik entsponnen. Buber selbst meint, er sei nicht eigentlich ein Repräsentant, und auch ich neige dieser Meinung zu, und zwar zum Teil gerade deshalb, weil er dafür zu gross und die jeweilige Distanz zwischen ihm und der Masse des Volks zu weit ist. Gerade der echte Repräsentant, auch der legitime, ist dem Volk nur immer soweit voraus, dass er gerade noch in Sichtweite bleibt. Ich sagte zu Buber, den ich im Krankenhaus nach einer Gottlob geglückten Augenoperation besuchte: „Sie sind unser Botschafter bei der Welt, aber ohne die ausdrücklichen credentials des Volkes.“ Er nahm diese Formulierung lächelnd an.

Natürlich steckt ein tieferes Problem in der Sache, nämlich Bubers Haltung zum Religionsgesetz, in der ich mich auch grundsätzlich von ihm unterscheide. Umsomehr wird Sie das Faktum überraschen, dass Buber selbstverständlich von den Veranstaltern der Abschlussfeier zuerst eingeladen worden ist; erst nachdem er aus Gesundheitsrücksichten absagen musste und mich statt seiner vorschlug, wandte man sich an mich. All das ist völlig rechtmässig und könnte oder sollte gar nicht anders sein.

Bedenklicher steht es mit den Einzelheiten der Ausstellung, des Katalog-Textes und der Schulbücher, über die Sie mich orientieren. Was die Schulbücher anlangt, so ist gerade jetzt in einem Braunschweiger Verlag (Albert Limbach) eine Studie zweier meiner Schüler, Dr. S.B. Robinsohn und Chaim Schatzker, erschienen „Jüdische Geschichte in deutschen Geschichtslehrbüchern“, die neben manchem Anstössigen doch auch sehr viel Positives verzeichnet, und vor allem wichtige Hinweise für die Verbesserung von Fehlern

<sup>6</sup> Günther Gensch, Lehrer aus Köln Sülz, sein Brief ist im Simon-Nachlaß erhalten.

<sup>7</sup> Wohl zu der Ausstellung *Monumenta Judaica*, zu deren Abschluß Ernst Simon nach Köln reiste.

<sup>8</sup> Martin Buber und das deutsche Judentum (1958), in: R. Weltsch (Hg.), *Deutsches Judentum. Aufstieg und Krise*, Stuttgart 1963, S. 27–84.



und die Aufklärung von Missverständnissen bietet, am wenigsten allerdings auf dem uns beiden offenbar am meisten zu Herzen gehenden religiösen Gebiet.

Um noch auf einen Einzelpunkt zu sprechen zu kommen, erinnern Sie sich an das herrliche Gedicht von Ernst Stadler<sup>9</sup> über die Statuen der Kirche und Synagoge am Straßburger Münster (übrigens auch am Bamberger Dom)? An den herrlichen Kunstwerken lässt sich ja doch nichts ändern; wegbleiben können sie in keiner Ausstellung; es kommt alles drauf an, wie man sie sieht. Wer weiss, ob nicht gerade nach 1933 und den folgenden Schreckensjahren viele das Grauen des Triumphes und den Adel, den eine Niederlage haben kann, ebenso begreifen, wie Stadler das schon vor dem ersten Weltkrieg tat, zu dessen Beginn er in Flandern fiel.

Vielleicht ergibt sich eine Gelegenheit, Ihnen die Hand zu drücken. Ich werde voraussichtlich im Hotel Lentz, Jülicher Str., wohnen.

Ihr Ihnen sehr ergebener ES

[81] An Carl Cohen

Jerusalem, 5. April 1964

Mein lieber Carl,

Ich habe Dir zwar schon aus Wien kurz geschrieben und gedankt, sowohl für Deinen schönen Brief wie für Deine Teilnahme an Eurem Kollektivgeschenk, aber damals kannte ich noch nicht Deinen Aufsatz für den „Aufbau“<sup>10</sup>, der mich am Erev Jomtov<sup>11</sup> zu meiner grössten Freude erreichte. Es ist mit das Schönste, was mir zu diesem Tage<sup>12</sup> gegeben wurde, und vielleicht überhaupt das Schönste. Manche, schriftliche und gedruckte, Äusserungen waren so übertrieben, dass selbst mein leider ungeschwächter Appetit für Komplimente eine leichte Übersättigung verspürt. Auch Du tust vielleicht des Guten etwas zu viel, aber der Hauptwert Deines schönen Aufsatzes liegt in Deiner Fähigkeit, eine vergangene Welt, das Frankfurt der frühen zwanziger Jahre, mit ihrer ganzen Atmosphäre wieder heraufzubeschwören. Dabei hast Du mir nicht nur Menschen und Schauplätze, die mir immer teuer bleiben werden, neu beleuchtet, sondern mich auch an eigene Äusserungen erinnert, die ich vollkommen vergessen habe und von denen zum mindesten eine mir so richtig erscheint, als ob ich sie gar nicht selbst gesagt hätte, nämlich die

<sup>9</sup> Zu dem elsässischen Lyriker Ernst Stadler (1883–1914) hatte Ernst Simon eine besondere Beziehung: Für eine Lehrprobe zum Studienassessor im Schuljahr 1926 / 27 wählte er das oben genannte Gedicht, d.h. er suchte einen Disput über die Konfrontation von Judentum und Christentum nicht zu vermeiden, sondern führte ihn bewußt herbei.

<sup>10</sup> Carl Cohen, Begegnung mit Ernst Simon, in: *Aufbau* Jg. 30 Nr. 13 (vom 27.3.1964), S. 15f. Die jüdische überwiegend deutschsprachige Wochenschrift *Aufbau* (reconstruction) erscheint in New York.

<sup>11</sup> Vorabend des Festtags, hier: Pessach.

<sup>12</sup> Ernst Simons 65. Geburtstag am 15.3.1964.

aus einer Predigt im Rosenzweigschen Minjan\*: „Durch das Einhalten der Verbote sind wir nicht gestorben, aber durch das Einhalten der Gebote leben wir.“

Mir tritt das heute, nach so langen Jahren, durch Deine liebevolle Vermittlung zugleich ganz persönlich und ganz objektiv vor Geist und Seele; es ist ja wahr. Ich habe es zwar in meiner Predigt am siebenten Pessachtag, die ich jedes Jahr in unserer kleinen Jerusalemer konservativen Synagoge „Emeth w'Emunah“ halte, diesmal über die Begriffe Knechtschaft und Freiheit, nicht geradezu zitiert, aber es wirkte doch wohl auf den ganzen Tenor ein.

Die Dinge des Geistes sind vergleichbar und unvergleichbar. Sie sind unvergleichbar, wenn man sich an die Grössenordnungen hält; vergleichbar, wenn man von dem gemeinsamen Medium ausgeht, das noch den bescheidensten Mitarbeiter im Reiche des Geistes geheimnisvoll mit den Genien verbindet. So wirst Du es nicht missverstehen, wenn ich ein Goethe-Wort anführe, das deutlich macht, was ich diesem Deinem Aufsatz verdanke: „Wiederholte Spiegelung“ nannte er zunächst ein Phänomen der Farbenlehre, dann aber auch übertragen das, was ihm geschah, wenn er ein Jugendwerk wiederlas. Er vermochte es bei „Werthers Leiden“ nur noch in französischer Übersetzung, weil das deutsche Original sein Herz zu stark anrührte. Etwas von dieser Rührung, die ja nicht sentimental sein muss, sondern produktiv wirken kann, danke ich Dir, mein lieber Carl.

In herzlicher Freundschaft und mit besten Wünschen für Dich und Dorith,  
auch von Toni, stets der Deine ES

[82] An Franz Böhm, Frankfurt a/M.

Jerusalem, 26th May 1964

Sehr verehrter Herr Professor Boehm<sup>13</sup>,

Herr Professor Simonsohn<sup>14</sup> hatte die Freundlichkeit, mich Ihren Briefwechsel mit ihm einsehen zu lassen, da er mit Recht voraussetzte, dass mir Ihr Entschluss, sich aus dem Vorstand des Bundesverbandes der Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem in Deutschland zurückzuziehen, nahe gehen werde.

---

<sup>13</sup> Der deutsche Jurist Franz Böhm (1895–1977) hatte sich sehr für die Wiedergutmachungsvereinbarungen zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland eingesetzt; er war Mitglied des Bundestages und Vorsitzender des Kuratoriums des Landesverbands Hessen der Freunde der Hebräischen Universität in Deutschland. Von letzterem Amt war Prof. Böhm zunächst aus Solidarität mit Prof. Rengstorf zurückgetreten, ließ sich aber durch Ernst Simons Brief umstimmen. Ernst Simon unterhielt freundliche Beziehungen mit Prof. Rengstorf (siehe Brief vom 20.4.59).

<sup>14</sup> Bertold Simonsohn (1912–1978), Rechtsanwalt, Geschäftsführer der Zentral-Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, aktiv im Vorstand der *Freunde der Hebräischen Universität*.

So ist es in der Tat. Ich gehöre zu dem grossen Kreis Ihrer Verehrer und weiss sehr genau, wie Sie und Ihre Familie sich in der Schreckenszeit bewährt haben. Was ich in meiner hiesigen Universitätsrede zu Ehren des verstorbenen Bundespräsidenten, Professor Theodor Heuss, s. A., sagen durfte: „nur diejenigen, die keinen Grund zur Individualscham haben, empfinden die Kollektivscham“<sup>15</sup>, gilt auch für Sie in vollem Masse.

Wir alle wissen, was Sie in der Sache der Wiedergutmachung getan haben, die Ihnen vor allem nicht so sehr ein finanzielles, sondern ein moralisches Anliegen war.

Als ich Sie dann hier, mit Ihrer Frau Gemahlin, an einem für mich unvergesslichen Abend bei Martin Buber kennenlernen durfte, bestätigte der persönliche Eindruck alles, was ich von Ihnen wusste.

Es würde also der Rücktritt eines Mannes wie Sie der Sache der Hebräischen Universität nicht nur Schaden bringen, sondern vor allem ein persönlicher Verlust sein, mit dem sich abzufinden für jeden, der Sie kennt, überaus schwer wäre.

Für die Finanzgebarung der Universität bin ich nicht verantwortlich; ich bin nicht Mitglied der Leitung und also von den Sorgen der Geldaufbringung befreit; aber ihre moralische Position liegt mir, wie jedem ihrer Lehrer, am Herzen. So hoffe ich zwar, dass es meinen folgenden Ausführungen gelingen möge, Sie von Ihrem Entschluss abzubringen, aber es ist mir nicht minder wichtig, dass Sie ein unverfälschtes Bild von den Motiven erhalten, die, bei meinen Kollegen und mir, in unserer Stellungnahme in der Angelegenheit von Herrn Professor Rengstorf wirksam waren.<sup>16</sup>

Zunächst einmal möchte ich mir gestatten, Ihnen in der Anlage eine Abschrift meines ersten Briefes an Herrn Professor Rengstorf vom 11. Dezember 1963<sup>17</sup> zu übersenden, da ich nicht weiss, ob Ihnen sein Wortlaut schon bekannt geworden ist. Ich schrieb diesen Brief, nachdem mir, zu meiner grössten Bestürzung, einige Hefte der Zeitschrift „Friede über Israel“ (in dem Brief irrtümlich „Dienst an Israel“ genannt) zugänglich gemacht wurden. Ich möchte fast vermuten, dass Sie diese Zeitschrift nicht kennen, und es wäre für Ihre endgültige Urteilsbildung möglicherweise von entscheidendem Belang, wenn Sie sie einsehen könnten. Sie firmiert als „eine Zeitschrift des Evangelisch-lutherischen Zentralvereins für Mission unter Israel“. „Dieser ist“ – so heisst es weiter auf der Innenseite des Umschlags – „die Zusammenfassung des Dienstes der lu-

<sup>15</sup> Worte des Dankes, in: *Th. Heuss, Staat und Volk im Werden*, München 1960, S. 37–42.

<sup>16</sup> In seinem Schreiben an einen jüdischen Freund in Deutschland, Robert Rafael Geis, vom 31. März 1964 faßt Ernst Simon die Angelegenheit knapper zusammen: „Die hiesigen Universitätsbehörden haben ihm [sc. Prof. Rengstorf], höflich aber unmissverständlich, klargemacht, dass seine Position als Leiter einer Missionsgesellschaft mit derjenigen als Präsident der *Freunde* unvereinbar ist. Damit hat meine Aktion genau das erreicht, was sie bezweckte; darüber hinaus möchte ich nicht gehen; ich will jede persönliche Kränkung eines Mannes, der in seiner Art doch wohlmeinend ist, durchaus vermeiden.“

<sup>17</sup> Prof. Geis (s. vorige Anm.), der im Frühjahr 1964 um ein Exemplar dieses Briefes gebeten hatte, stellte Ernst Simon diesen nicht zur Verfügung, da er eine polemische Zuspitzung und weitere Veröffentlichung der Affäre vermeiden wollte.

therischen Kirchen an Israel“ – daher der Irrtum im Namen! – „besonders in Deutschland“. Der erste Vorsitzende des Vereins ist Herr Professor Rengstorf; Herausgeber Herr Pastor W. Koch, Melle, Postverlagsort 452, Melle.

Wenn Sie sich die Mühe machen könnten, die von mir analysierten drei Hefte zu lesen, würden Sie, glaube ich, zu keinem anderen Ergebnis kommen, als zu dem, das ich in den drei Punkten meines Briefes an Herrn Professor Rengstorf zusammengefasst habe.<sup>18</sup> Auch er selbst scheint hier keinen sachlichen Widerspruch für möglich gehalten zu haben; sonst hätte er meinen Brief wohl nicht unbeantwortet gelassen, zumal ich ihn am 5. Februar 1964 durch Zusendung einer weiteren Kopie, mit einigen höflichen Begleitzeilen, noch einmal an die schwebende Angelegenheit erinnert und um Antwort gebeten habe.

Bei dieser Sachlage kann von einer „Kränkung“ des Herrn Professor Rengstorf wohl kaum gesprochen werden; wie Herr Professor Simonsohn schon klargestellt hat, hat hier niemand seine Motive in Zweifel gezogen. Allerdings wird sich ein Satz Ihres Briefes, sehr verehrter Herr Boehm, angesichts der vorliegenden Dokumente kaum halten lassen, nämlich der, dass Herr Rengstorf in seinem Kampf um „Umbesinnung des Denkens“ nicht auch „die Juden als Aspiranten christlicher Belehrung“ mit, wenn auch gewiss nicht ausschliesslich, im Auge hatte, und dass er „nicht von den Juden ein Umdenken mit Bezug auf das Christentum“ erwarte, wie Sie schreiben, sondern ausschliesslich „von den Christen mit Bezug auf das Judentum fordert“. Dies letzte ist richtig, aber die vorausgehenden Worte können nicht stimmen, da sonst Herr Professor Rengstorf nicht den Vorsitz eines aktiven Missionsvereins angenommen und nicht bei der Weihung des Herrn Pastors Jancu Moscovici, eines früheren, auch in Israel als Missionar tätig gewesenen Juden, eine Rede gehalten hätte. Gerade weil ich Herrn Professor Rengstorf ernst nehme, kann ich nicht voraussetzen, dass es ihm nicht auch um die Mission ernst sei. „Mission unter Israel“ hat nun einmal das Ziel, Juden zu Christen zu machen. Es ist zwar richtig, dass die praktischen Erfolge im Augenblick statistisch wohl nicht sehr gross sind, aber sicher ebenso richtig, dass der Vorsitzende eines Vereines sich nicht über dessen Misserfolge freut, sondern einen Erfolg anstrebt und anzustreben verpflichtet ist.

Sie schreiben, „dass das theologische Gespräch zwischen Christen und Juden eine religiöse Frage ist, in deren Bereich Auffassungen über Bekehrungs- und Missionsbestrebungen vertreten und betätigt werden können, ohne dass die gegenseitige Achtung zwischen Persönlichkeiten, die kraft ihrer Lauterkeit und ihrer Taten diese Achtung verdienen, notleiden sollte“. Gewiss haben Sie darin Recht, dass die gegenseitige Achtung gewahrt werden soll und kann, aber die Missionsfrage ist nur in der innerchristlichen Ausein-

<sup>18</sup> „1) Der von Ihnen geleitete Verein steht in schärfster Opposition gegen die antimissionarische Richtung (Markus Barth u. a.) innerhalb der evangelischen Kirche. 2) Er betreibt praktische Judenmission, weitgehend mit Hilfe eines getauften Juden, der einige Zeit in Israel war, auch unter den sozial benachteiligten jüdischen Flüchtlingen in Paris. 3) Er sieht den *Dienst an Israel* teils als eine Vorstufe missionarischer Arbeit an, teils, und wohl vor allem, definiert er die Mission selbst als diesen Dienst.“

andersetzung ein rein theologisches Problem. Zwischen Juden und Christen hingegen ist sie eine Lebensfrage. In der langen Geschichte der Missionsbestrebungen und Judentaufen ist es so gut wie niemals vorgekommen, dass ein zum Christentum übergetretener Jude seinem Volke treu geblieben ist, und selbst diejenigen, die es, besonders in der jüngsten Gegenwart und in Israel, versuchen, stossen auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Diese sind nicht nur im jüdischen Fanatismus begründet, den es natürlich auch gibt und den ich scharf ablehne, sondern in der Struktureigenart des jüdischen Volkes als Religionsnation. Selbst die vielen Juden, die sich weder den Glaubensvoraussetzungen noch den Vorschriften dieser Religionsnation unterwerfen, ja: sie leugnen oder gar bekämpfen, empfinden es in ihrer überwältigenden Majorität als einen Bruch mit unserem Volke, wenn einer seiner Söhne zu einem anderen Glauben übertritt.

Sie deuten an, und haben es immer wieder bewiesen, dass Sie ein tiefes Verständnis für die besondere Empfindlichkeit von uns Juden besitzen. Darf ich mir erlauben, Ihr Verständnis auch dafür in Anspruch zu nehmen, dass ein Volk, das ein Drittel seines Bestandes durch verbrecherische Gewalttaten verloren hat, um jede einzelne Seele ringt? Um kein neues Missverständnis zu schaffen, möchte ich gleich sagen, dass dies keine Forderung an den Staat Israel einschliesst, die Tätigkeit der Mission in unserem Lande gesetzlich zu verbieten oder administrativ zu behindern. Diese Forderung wird von extrem orthodoxer Seite immer wieder erfolglos erhoben; ich habe sie mir nie zu eigen gemacht. Ihre Nichterfüllung gehört zu den Risiken der Freiheit, die mit jeder Demokratie verbunden sind. Zur Lebensluft einer Demokratie gehört es aber nicht minder, dass nicht jede formal garantierte Freiheit bis in ihre letzten praktischen Konsequenzen hinein ausgenützt wird. Das ist kein moralisches Problem, sondern eines der Kompatibilität. Ich hatte gehofft, und in einem Winkel meiner Seele hoffe ich es immer noch, dass gerade ein Mann vom Range des Herrn Professor Rengstorf sich davon überzeugen lassen würde, dass er als Vorsitzender einer Missionsgesellschaft nicht gleichzeitig ein hohes jüdisches Ehrenamt ausüben kann. Dass ich ihm eine solche Einsicht zutraute und sie in meinem Briefe zum Ausdruck brachte, ist kein Zeichen der Nichtachtung, sondern ein Beweis derjenigen menschlichen Achtung, die Sie, verehrter Herr Professor Boehm, mit Recht „unter freien Menschen von Geist und Charakter“ als angemessen voraussetzen.

Da wir uns bei Buber kennengelernt haben und ich Ihre Verehrung für ihn kenne, darf ich vielleicht noch eine Information hinzufügen. Er hat meinen Brief an Professor Rengstorf seinerzeit gelesen und gebilligt; er hat mir gestattet, Ihnen mitzuteilen, dass er in Sachen Mission meine Auffassung teilt.

In der Gewissheit, dass Sie ein Freund Israels bleiben werden, und in der Hoffnung, dass Sie auch ein tätiger Freund der Hebräischen Universität bleiben werden,<sup>19</sup> bin ich,

Ihr Ihnen in aufrichtiger Verehrung ergebener Ernst Simon

---

<sup>19</sup> Dies hat Prof. Böhm in einem 18seitigen handschriftlichen Brief vom 16.9.64 bestätigt.

[83] An Georg Diederichs,  
Ministerpräsident des Landes Niedersachsen, Hannover

Jerusalem, 24.3.1965

Sehr verehrter Herr Ministerpräsident,

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren Brief vom 17. März mit der ehrenvollen Einladung, zusammen mit Herrn Bundespräsidenten Dr. Lübke und dem Herrn Oberst Engel bei der Gedenkfeier in Belsen zu sprechen.<sup>20</sup>

Zu meinem grossen Bedauern hat mich die Einladung so spät erreicht, dass ich ihr nicht Folge leisten kann.

Ich habe mich verpflichtet, am 9. Juni einen der drei Hauptvorträge bei der in Berlin stattfindenden Tagung der Comparative Education Society in Europe zu halten.<sup>21</sup>

Ausserdem habe ich zugesagt, am 29. Juli 1965 auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln über das Thema „Die Juden – Gottes Zeugen vor der Welt“<sup>22</sup> zu sprechen. Ich kann nicht in verhältnismässig so kurzer Zeit dreimal nach Europa fahren; schon meine amtlichen Verpflichtungen an der Universität lassen dies nicht zu.

So muss ich Ihnen, sehr verehrter Herr Ministerpräsident, nicht leichten Herzens diese Absage geben. Ich wäre Ihnen besonders dankbar, wenn Sie auch Herrn Bundespräsident Dr. Lübke, dessen Vertrauen mich besonders ehrt, gelegentlich meine Gründe mitteilen würden.

Hätte ich kommen können, so würde ich versucht haben, einen einzigen Gedanken auszuführen, über den wohl als erster Professor Helmut Gollwitzer<sup>23</sup> geschrieben hat. Die Ermordeten, zu denen übrigens auch meine selige Mutter zählt, kann niemand ins Leben zurückrufen, aber wir alle können und müssen unser Teil dazu tun, dass sich derartiges nie mehr wiederholt. Deutschlands Teil müsste eine mit grossem menschlichen Einsatz unternommene konstruktive Hilfe für eine israelisch-jüdisch-arabische Verständigung sein. Der Staat Israel ist nicht nur das organisch gewachsene Ergebnis der zionistischen Bewegung; er ist nicht weniger die revolutionäre Antwort auf das katastrophale Geschehen, das unter anderem den Schreckensnamen „Bergen-Belsen“ trägt. Hätten wir die Möglichkeit gehabt, unser jüdisches Gemeinwesen langsam weiterzubauen, so wäre vielleicht die arabische Feindschaft nicht so vehement gewesen, wie sie es heute leider ist. Daran hat Hitlerdeutschland einen mindestens indirekten Anteil, dessen historisch-politi-

<sup>20</sup> Aus Anlaß des 20. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen veranstaltete die Niedersächsische Landesregierung am 25.4.65 eine Feierstunde in der Gedenkstätte Belsen. Für die Widerstandsorganisationen sollte Herr Oberst der Artillerie C. L. H. Engel aus Apeldoorn / Holland sprechen.

<sup>21</sup> Wohl: General Education in a Changing World, in: *International Review of Education* 11 (1965), S. 413–422.

<sup>22</sup> Das Zeugnis des Judentums, *Deutscher Evangelischer Kirchentag Köln 1965 – Dokumente*, Stuttgart / Berlin 1965, S. 654–667.

<sup>23</sup> Schwiegersohn von Pfarrer Freudenberg und eng befreundet mit Ernst Simon.

sches Gewicht nicht geringer ist, als das der direkten Zusammenarbeit mit dem früheren Mufti von Jerusalem.

Eine echte Einsicht in diese Kausalkette, gepaart mit dem Willen, sie nicht zu einem zweiten bitteren Ende führen zu lassen, das wäre ein Akt jener tiefen Umkehr, ohne die wir alle nicht weiterleben können.

Ich möchte hinzufügen, dass ich es Ihnen freistelle, sehr verehrter Herr Ministerpräsident, von diesem Gedanken jeden Gebrauch zu machen, der Ihnen geeignet erscheint.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung  
bin ich Ihr Ihnen aufrichtig ergebener  
Ernst Simon

[84] An Ilka Wilhelm<sup>24</sup>

30.V.66

So will ich Ihnen kurz die Rede<sup>25</sup> skizzieren, die zu 2/3 hebräisch und dann deutsch war; die Synagoge war fast voll.

Der Grundgedanke war, Kurt noch einmal an seiner Wirkungsstelle reden zu lassen, und zwar durch den Mund einiger seiner Predigten, die seinerzeit einen solchen Eindruck auf mich gemacht haben, dass ich sie nie vergessen werde.

Die erste über Bileam, Hiob und Jithro, die nach einer talmudischen Quelle an Pharaos Ratschlag, die jüdischen Knaben zu ertränken, mitbeteiligt waren, wenn auch in verschiedenem Grade: Bileam, der den Rat gab, wurde mit dem Tode bestraft; Hiob, der schwieg, mit Leiden; Jithro, der floh, wurde dadurch belohnt, dass Nachkommen von ihm, zum Judentum übergetreten, im Sanhedrion sassen. Kurt brachte in dieser grossartigen Rede die drei Haltungen von Deutschen zu den Nazi-Verfolgungen zum Ausdruck (ähnlich übrigens wie Aeschylus im „Gefesselten Prometheus“ gegenüber dem Tyrannen Zeus); der Emigrant kommt am besten weg; heroischer Widerstand kann nicht verlangt werden.

Von den Juden verlangte Kurt mehr: seine Reaktion zur Seelenfeier am Jom Kippur auf den Terror-Akt gegen das King David Gebäude, als er bei der Seelenfeier die Namen der jüdischen, mohammedanischen und christlichen Opfer miteinander nannte und es fast einen Skandal in der Synagoge gab, der der Gemeinde aber auch neue Mitglieder verschaffte, vor allem Professor Roth.

Das dritte: über jenes Stück aus dem Schewet Jehuda, das ich in meiner Rede „Das Zeugnis des Judentums“ verwandt habe (wenn Sie den Sonderdruck nicht haben, schicke ich ihn Ihnen gerne), von dem Juden, der mit sei-

<sup>24</sup> Ohne Anrede, handschriftliche Notiz: an Ilka Wilhelm

<sup>25</sup> Über die Rede, die Simon anlässlich der Gedächtnisfeier für den verstorbenen Rabbiner Kurt Wilhelm in der Gemeinde Emet we Emuna hielt; Simon sandte diesen Bericht an die Witwe in Stockholm.

ner Familie auf einem Pest-Schiff fliehen muss, ans Land geworfen wird, Frau und Kinder verliert, aber seinen Glauben an Gott auch *gegen* Gott aufrecht erhält. Als ich Kurt in unserem letzten Gespräch davon sprach – ich verdanke die Kenntnis der Stelle ihm, wie so vieles andere – sagte er: „Ich könnte heute darüber nicht mehr sprechen.“ Ich mochte nicht in ihn dringen, versuchte nur zu fragen: „Wegen des Staates?“; er antwortete leise: „Vielleicht auch, aber das ist nicht die Hauptsache.“ Ich versuchte, den Hörern zu zeigen, wie echt eine Frömmigkeit war, die immer wieder scheiterte und allen massiven Formen gegenüber in die Brüchigkeit des echten Zweifels auswich.

Dann erzählte ich einen Traum, kurz vor unserem letzten Wiedersehen: Kurt trat ja immer überraschend ins Zimmer oder sagte einem auf der Strasse, vielleicht nur in Jerusalem, Schalom! als wenn er nie weggewesen wäre, und in einem gewissen Sinne war er auch nie weg, wenn auch in einem anderen Sinne sehr weit weg. Aber von Jerusalem und seinen Dichtern und Lehrern – Agnon war da – hat er sich nie getrennt und immer nach ihnen gesehnt. Ich wusste also ungefähr, er werde bald kommen, aber nicht wann. Eines Nachts träumte ich von ihm: wir begegneten uns und ich gab ihm einen Kuss. Als er am nächsten Tag ins Zimmer trat, erzählte ich ihm den Traum: er freute sich mit einer stillen, wie mir heute scheinen will: schon etwas traurigen Freude. Heute weiss ich, dass es ein Abschiedskuss war.

Der Talmud vergleicht einmal einen bestimmten Traum mit einem Gedicht.

Ich sagte etwas über das Künstlerische in Kurt und schloss, wie er beim Begräbnis von Else Lasker-Schüler, mit deren Gedicht:

Ich weiss, dass ich bald sterben muss.

Das, ungefähr, aber doch ziemlich genau, war die Rede. Dann entzündete Dr. Philipp das Gedächtnislicht, das von nun an ständig bei uns brennen wird; Wechsler sang das El male Rachamim, und man ging schweigend auseinander. Das Ganze hat weniger als eine Stunde gedauert.

Grüssen Sie die Ihrigen. Von Herzen stets Ihr Ernst

[85] An Kurt Eissler

Jerusalem, 15.1.1967

Lieber und verehrter Freund,

Ihr langer Brief<sup>26</sup> hat meiner Frau und mir eine grosse Freude gemacht und sehr viel zu denken gegeben. Am merkwürdigsten war es uns zunächst beiden, dass Ihnen die englische Fassung grösseren Eindruck als die deutsche gemacht hat, die, als Original, der Übersetzung doch eigentlich überlegen sein sollte.<sup>27</sup>

<sup>26</sup> Dr. Eisslers siebenseitiger Brief vom 29.12.66 ist erhalten.

<sup>27</sup> Anscheinend Ernst Simons Rede auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln 1965, Das Zeugnis des Judentums; deutsch veröffentlicht in den *Dokumenten* des Kir-



Wie dankbar bin ich Ihnen, dass Sie sich die Zeit genommen haben, auf die Problematik der Arbeit von Ihren Voraussetzungen als Psychoanalytiker so ausführlich und tief einzugehen, beinahe in der Länge des Aufsatzes selbst. Als kleines Zeichen schicke ich Ihnen eine viel anspruchslosere Rede „Tradition und Zukunft in Israel“, die soeben in der Göttinger Zweimonatsschrift „Neue Sammlung“ erschienen ist.<sup>28</sup>

Sie haben recht: wir müssen das einmal genau durchsprechen und uns Zeit dazu nehmen, vielleicht auf einem Spaziergang. Ich kann jetzt nur relativ kurz auf Einzelnes eingehen.

Ich halte es, trotz Freud, nicht für ausgemacht, dass auch das individuelle Schuldgefühl nicht einen Selbsterhaltungswert haben könnte. Vielleicht lesen Sie einmal Bubers bedeutende Abhandlung „Schuld und Schuldgefühle“, die jetzt auch in englischer Übersetzung in dem Sammelband „The Knowledge of Man“, bei Harper, New York, erschienen ist, wo übrigens auch Bruchstücke über seine Auffassung des Unbewussten stehen, wie er sie in einer Diskussion in Washington mit den Leuten der School of Psychiatry, 1957, vorgebracht hat. Dr. Wulf hat darauf geantwortet (Zeitschrift für psycho-somatische Medizin, IX, 1, 1963, p. 50–62). Sie werden fast mit Sicherheit Wulf gegen Buber recht geben, aber ihm vielleicht doch die Weite und Güte Ihrer Empfänglichkeit ebenso entgegenbringen wie mir.

„Akeda“ heisst „Bindung“ und nicht Opfer. Kein Wort wäre mir so schrecklich, wenn es im Text stände; kein Textwort zu unschrecklich, wenn es so dasteht.

Sehr beeindruckt hat mich Ihre Deutung, Gott habe mit der Aussonderung des Baumes der Erkenntnis Adams Übertretung psychologisch herausgefordert. Daran ist etwas. Es erinnert mich an die Stelle in Dostojewskis „Idioten“, wo der epileptische Fürst bei seinem Besuch vor dem Ball sich fest vornimmt, die wertvolle Vase nicht zu zerbrechen und es gerade deshalb natürlich tut. Das Problem der schädlichen Über-Intention wird vom Talmud in einer grossartigen Stelle behandelt. Rabbi Sera (um 300 p.) kommt nach Palästina und trifft auf eine Gruppe von Gelehrten, die die Ankunft des Messias nach den Weissagungen im Buche Daniel und anderen biblischen Schriften vorauszuberechnen versuchen. Er sagt ihnen: Lasst das sein! Ihr verspätet ihn! Drei Dinge kommen als Überraschung: der Messias, ein Fund und ein Skorpion.<sup>29</sup> – Gerade die dreifache Wert- oder Unwertschicht dieser drei Dinge macht den Ausspruch so relevant. Überhaupt der Talmud!

Ihr Vergleich zwischen Abrahams und Jesu Opfer hat eine teilweise Parallele in Marcus Aurelius' „Gesprächen mit sich selbst“.<sup>30</sup> Er vergleicht den Tod

---

chentags, S. 654–667 und in H. Gollwitzer u. a. (Hg.), *Das gespaltene Gottesvolk*, Stuttgart / Berlin 1966, S. 84–98; englisch unter dem Titel *The Jews as God's Witness to the World*, in: *Judaism* 16 (1966), S. 306–318.

<sup>28</sup> Tradition und Zukunft in Israel, in: *Neue Sammlung* 6 (1966), S. 598–612.

<sup>29</sup> Im babylonischen Talmud, Traktat *Sanhedrin*, fol. 97a.

<sup>30</sup> Marc Aurel (121–180), römischer Kaiser seit 161 n. Chr.; sein autobiographisch-philosophisches Werk *Gedanken über sich selbst* entstand in den Jahren 170–178.

des Sokrates mit dem des (ungenannt bleibenden) Jesus. Den setzt er herab wegen seines romantischen Pathos, um modern zu sprechen, den des Sokrates lobt er, weil er mit Heiterkeit die Spielregeln des stoischen Weisen bis zum letzten Augenblick durchhielt. Aber der Vergleich hinkt nun wirklich, denn weder der leidenschaftliche Vater noch der leidende „Menschensohn“, und das war er ja, wenn auch nicht Gottessohn, waren stoisch.

Ich pflichte Ihnen ja bei, dass ich meinen Sohn nicht opfern würde, weil ich, als nachbiblischer und nachprophetischer Mensch, aus dieser Forderung Gottes Stimme nicht mehr hören könnte. Ich weiss allerdings nicht, wie ich mich verhalten würde und könnte, wenn die modernen Götzen von Staat und Volk eben dieses Opfer verlangten. Von dieser Problematik, die doch genau die unsere heute ist, schreiben Sie nicht. – Auf die Opfer von Erwachsenen und Kindern in den Lagern und nach ihnen, auch in Viet-Nam, habe ich keine religiöse Antwort. Ich weiss nur, was ich keinesfalls sagen darf, nämlich das, was die Freunde Hiobs sagten, weswegen er zuletzt für sie beten muss, da Gott sie sonst als Schmeichler bestrafen würde. Das hat schon Kant in seinem „Versuch über die Theodizee“ (es heisst etwas anders) gesehen.<sup>31</sup>

Grüssen Sie Ihre liebe Frau und Goldners<sup>B</sup>, von denen wir nichts hören. Hoffentlich geht es Euch allen gut; persönlich dürfen wir das auch von uns sagen, wir haben Besuch von Danis Vater<sup>32</sup>; morgen reist er zurück.

Von Herzen Ihr [Ernst Simon]

[86] An Jizchak Rabin

15.6.1967<sup>33</sup>

Dem hochverehrten Herrn Jizchak Rabin – Glück und Segen!

In diesen großen und schweren Tagen bekommen Sie viele Glückwünsche als Architekt unseres Sieges, eines Sieges, der die Rettung bedeutet nicht nur für unseren Staat und seine Bewohner, sondern auch für die Judenheit in aller Welt. Unnötig zu sagen, daß ich mich diesen Glückwünschen von Herzen anschliesse. Aber um Ihnen das zu sagen, hätte ich Sie nicht zu belästigen gewagt.

Ihre Worte an der Westmauer haben mich zutiefst beeindruckt. Sie haben dort nicht als siegreicher Feldherr gestanden, sondern mit menschlicher Stimme gesprochen. Was Sie über die Einzigartigkeit jedes Einzelnen gesagt haben, der seinen eigenen Tod stirbt und von seiner Familie betrauert wird, unabhängig von der Statistik, wird mir unvergeßlich bleiben. Ihre Worte sind

<sup>31</sup> Immanuel Kant: Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee, in: *Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. W. Weischedel, IX, S. 103–124.

<sup>32</sup> Simon (Schlomo) Greenberg (1901–1993) aus New York; Ernst Simons Tochter Hanna ist die Frau seines Sohnes Danny.

<sup>33</sup> Der Tag nach dem Wochenfest 5727, d.h. ganz kurz nach dem Sechs-Tage-Krieg. Von diesem Brief sind zwei handschriftliche Entwürfe vorhanden; die deutsche Fassung folgt dem zweiten Entwurf, der gegenüber dem ersten stilistische Verbesserungen aufweist.

so wahr, daß sie vielleicht sogar den trauernden Hinterbliebenen zum Trost reichen können.

Ihre Worte haben das Vertrauen gestärkt, das ich Ihnen seit eh und je entgegenbringe, und machen es mir möglich, die folgenden Zeilen zu schreiben.

Unsere Freunde aus dem Kibbuz Nachschon<sup>34</sup> beschweren sich über die Zerstörung von Häusern von Bauern im Dorf A., aus anderen Orten erfährt man von Ausweisungen. Die Presse berichtet von dem verzweifelten Zustand der in der Sinai-Wüste ohne Wasser Umherirrenden.

Ich wende mich an Sie in der Zuversicht, daß Sie bei diesem Kampf das ganze Gewicht Ihrer Persönlichkeit in die Waagschale werfen werden, damit die Zerstörungen und Ausweisungen unverzüglich gestoppt werden und für die einem furchtbaren Tod in der Wüste Ausgelieferten eine baldige Lösung gefunden wird. Auch ich weiß, daß unsere Soldaten zum Teil den Dürstenden von ihrer Wasser-Ration abgeben, aber der Umfang des Problems verlangt nach zentraler Organisation und Planung. Ich als Laie in so komplizierten technischen Dingen maße mir nicht an, einem Mann wie Ihnen Ratschläge zu erteilen. Doch fühle ich mich verpflichtet, Ihnen einige meiner Überlegungen mitzuteilen.

Vielleicht sind mehrere Wege gleichzeitig einzuschlagen, als da sind: Einen Teil von ihnen in Kriegsgefangenschaft zu nehmen und in Gefangenenlagern zu verpflegen, einen Teil von ihnen in Autos oder vielleicht in Flugzeugen zum [Suez-]Kanal zu befördern – und als erstes: alle mit Wasser zu versorgen als einen Akt Erster Hilfe, sei es durch Fahr- oder durch Flugzeuge. Damit keine Massenpanik entsteht, wäre es vielleicht gut, diese durch weiße Fahnen oder durch die Flagge des Roten Kreuzes bzw. des Roten Davidssterns kenntlich zu machen.

Vielleicht besteht sogar die Möglichkeit, die Mitarbeit einer oder mehrerer internationaler Organisationen wie UNO oder Rotes Kreuz zu gewinnen, *ohne teure Zeit zu verlieren.*

Und wenn all diese Vorschläge irrelevant sein sollten, obliegt es Ihnen und Ihren Helfern, wirksamere Lösungen zu finden und in die Tat umzusetzen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr Akiva Ernst Simon

---

<sup>34</sup> Kibbuz Nachschon im jüdischen Bergland, gegründet 1950.

Ernst Simons Beziehung zu dem Psychoanalytiker Erich Fromm hat eine lange Geschichte: Die beiden hatten sich 1920 als Studenten kennengelernt, und ihre Freundschaft zog sich (mit Intervallen) über sechzig Jahre hin.

Erich Fromm war zwar ein Jahr jünger als Ernst Simon, scheint aber zunächst der führende Partner gewesen zu sein. Im Rückblick mag es ironisch anmuten, daß ausgerechnet Erich Fromm, der Mitte der zwanziger Jahre die orthodox-jüdische Lebensweise aufgab, dem jungen Ernst Simon sowohl den Kontakt zu Rabbiner Nobel in Frankfurt<sup>35</sup> als auch das Lernen bei Rabbiner Rabinkow in Heidelberg vermittelte, woraufhin sich Ernst Simon seinen eigenen jüdisch-religiösen Lebensstil erarbeitete. Daß Fromm sich dieses entscheidenden Eingreifens in Simons Lebensweg bewußt war, zeigt seine Enttäuschung beim Erhalt von Ernst Simons autobiographischer Schrift von 1975<sup>36</sup>, wo Erich Fromm nur beiläufig erwähnt ist.<sup>37</sup>

Im Dezember 1922 bezeichnete Ernst Simon gegenüber Martin Buber Erich Fromm als seinen ‚liebsten Freund‘.<sup>38</sup> Nach Abschluß seines Universitätsstudiums<sup>39</sup> nahm Ernst Simon gleichzeitig mit Erich Fromm eine Psychoanalyse bei Dr. Frieda Reichmann<sup>40</sup> in Heidelberg auf, brach die seinige allerdings im Herbst 1924 auf Drängen seiner Verlobten und späteren Frau Toni ab. Im Sommer 1925, als er sich mit dem Gedanken trug, an einem Rabbinerseminar zu studieren, um sich eine fundierte und anerkannte jüdische Bildung zu erwerben, hat Ernst Simon offenbar auch Erich Fromms Rat in dieser Sache eingeholt. In einem Schreiben vom 29.11.1925 weist Fromm auf die zu erwartenden weltanschaulichen Spannungen hin, ohne jedoch entschieden abzuraten. Anfang September 1929 sandte Erich Fromm einen herzlichen Glückwunsch zur Geburt von Simons Sohn Uri nach Jerusalem. Zur Geburt der Tochter sechs Jahre später ist dagegen nur ein Brief von der Mutter, Rosa Fromm, erhalten.<sup>41</sup>

Während seines ersten Aufenthalts in New York (Studienjahr 1947/48) unterhielt Ernst Simon Kontakt zu Erich Fromm; dieser war an Versuchen von Einwirkung auf die damalige dramatische politische Entwicklung in Palästina/Israel im Sinne des Ichud\* beteiligt.

Wieder begegnet sind sich die beiden in der zweiten Septemberwoche 1958, als Ernst Simon bei seinem Besuch deutschsprechender jüdischer Gemeinden in Südamerika auch nach Mexiko kam, wohin Erich Fromm wegen einer schweren Erkrankung seiner (zweiten) Frau übersiedelt war.

Aus den sechziger Jahren ist (auf deutsch) ein Glückwunsch von Fromm zu Simons 65. Geburtstag (März 1964) erhalten. Ernst Simon scheint darauf etwas zurückhaltend reagiert zu haben, denn ein paar weitere (englische) Briefe von Fromm sind zwar freundlich, aber weniger herzlich, mehr auf Sachen konzentriert als auf die Person. Die Ursache für die Entfremdung lag in verschiedenen öffentlichen anti-israelischen Äußerungen von Erich Fromm. Diese nahm ihm sein Freund Simon, der in Israel als ‚links‘ angefeindet wurde, so übel, daß er die Beziehung vorübergehend sogar abbrach. Mit dem folgenden Schreiben nahm er sie wieder auf und ließ sie nicht mehr abreißen: Im Herbst 1974, als Ernst Simon zu den Feiertagen in der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf amtierte, führte er mit Erich Fromm, der inzwischen nach Locarno übersiedelt

<sup>35</sup> Dazu unten, Nr. 138, und oben, Zwischentext vor Nr. 9.

<sup>36</sup> In: L. J. Pongratz (Hg.), *Pädagogik in Selbstdarstellungen I*, Hamburg 1975; Ernst Simon: S. 272–333.

<sup>37</sup> Dazu Simons Brief an Fromm vom 26.12.1976, unten Nr. 138.

<sup>38</sup> Brief vom 11.12.1922, oben Nr. 8.

<sup>39</sup> Ernst Simon promovierte im Februar 1923 an der Universität Heidelberg in Geschichte und Philosophie.

<sup>40</sup> Dazu unten, Nr. 114.

<sup>41</sup> Vom 11.2.1936; Simons Tochter Hannah war im Dezember 1935 geboren.

war, ein Telefongespräch; zu einer persönlichen Begegnung kam es nicht mehr. Im November 1977 wechselten die beiden die letzten Briefe; im März 1980 dankte Fromms Witwe Anni Ernst Simon für seine Beileidsbezeugungen zu Erichs Tod.

[87] An Erich Fromm, Mexiko

*Streng vertraulich!*

[25.10.1967]<sup>42</sup>

z.Zt. Sudbury, Mass.

Mein lieber Erich! Unser gemeinsamer Freund, Prof. Darmstädter<sup>43</sup>, hat mir freundlicherweise einen Teil seiner Korrespondenz mit Dir zugänglich gemacht, die ich mit höchstem Interesse, ja: mit Spannung im Vollsinn des Wortes, gelesen habe. Bevor ich auf einige Deiner Gedankengänge eingehe, ein persönliches Wort:

Ich hatte gehört, daß Du Dich bei einer Konferenz in Europa in scharf antiisraelischem Sinne geäußert hast.<sup>44</sup> Da es mir vor ein paar Jahren kaum gelungen war, Dich von Deiner im Vorwort eines Deiner Bücher gedruckten Meinung abzubringen, Nasser<sup>45</sup> gehöre auf die Seite der humanitären Sozialisten, und in gewissem Sinn zu Gandhi, und Du mir nur antwortetest, vielleicht seist Du nicht genügend orientiert gewesen, ohne aber, soweit ich weiß, Deine öffentlich gegebene Erklärung auch öffentlich zurückzunehmen – da all das in der Vorgeschichte unserer „zionistischen“ Debatte mir allzu gut in Erinnerung ist, hielt ich es für wenig zweckvoll, sie wieder von mir aus direkt aufzunehmen. Wozu Argumente verschwenden, wo, wahrscheinlich auf beiden Seiten, nicht nur bei Dir, aber auch nicht nur bei mir, Lebenssituationen eingetreten sind, die jedem von uns Neues sichtbar gemacht, aber auch Altes verdeckt haben. Das ist der Preis an Erkenntnis, den man fürs Leben zahlt, aber auch der Erkenntnisgewinn, den man vom Leben erhält. In voller Einsicht in diese Problematik der „Wissenssoziologie“ im allgemeinen, wenn auch kaum in alle Details dessen, wie nun bei Dir oder bei mir die Bilanz der Gewinn- und Verlustrechnung an Erkenntnis stehen mag, hielt ich es für besser, zu schweigen, *ad jaavor saam*<sup>46</sup>, wenn denn der Weltsturm, in dem wir leben, noch in unseren Tagen vorübergehen oder schwächer werden sollte. All das aber heißt nicht, daß ich Dir „böse“ sei. Jugendfreunde beurteilt man nicht mehr; sie gehören, wenigstens bei mir, zum fast unzerstörbaren Herzensinventar, wenigstens wenn man die Kunst übt, sie in kritischen Stunden mit Vorsicht, z.B. mit Schweigen, zu behandeln.

<sup>42</sup> Hoschana Rabba, der siebte Tag des Laubhüttenfestes, im Jahre 5728. Erhalten ist ein handschriftlicher Durchschlag, sechs gelbe linierte Seiten mit nachträglichen Korrekturen.

<sup>43</sup> Karl Darmstädter war ein enger Freund Ernst Simons. Mehrere Briefe an ihn befinden sich im Nachlaß.

<sup>44</sup> Im Frühjahr 1967 bei der Tagung Pacem in terris in Genf, kurz vor der 6-Tage-Krieg ausbrach.

<sup>45</sup> Gamal Abdel Nasser (1919–1970), ägyptischer Minister- und Staatspräsident seit 1956.

<sup>46</sup> Original hebräisch: bis der Sturm vorübergeht.

Ich breche heute dieses Schweigen, bewogen durch 2 Mitteilungen Karl Darmstädters:

1. Du hast einen, zwar leichten, Herzanfall hinter Dir. Jede Krankheit, auch eine unschwere, ist ein Memento.<sup>47</sup> Von Herzen freue ich mich über Deine Genesung und wünsche Dir noch viele gute, produktive Jahre.

2. Du erwartest eine Äußerung von mir, oder – D. deutete nur an – hättest vielleicht erwartet, daß ich mich melde.

Hier bin ich also:

Lass mich mit etwas rein Informativem beginnen! Ich habe alle Stellen über Martyrium im babyl[onischen] Talmud durchgesehen, die das Register der Soncino-Übersetzung verzeichnet. (Es ist also kein Kunststück.) Nirgends fand ich, daß R. Akiva lächelte, konnte mich auch [an] eine solche Stelle nicht erinnern.<sup>48</sup> Vielleicht denkst Du an B[aba] m[ezia] 59b, wo *Gott* lacht, daß seine Kinder ihn in der talmudischen Diskussion besiegt haben: *nizchuni Banai, nizchuni Banai*.<sup>49</sup> Oder an eine andere, die ich nicht wiederfinden kann, wo ein Leichenkopf so die Zähne bleckt, daß es wie ein Lachen aussieht. *Vielleicht* steht das Letzte in irgendeinem martyriologischen Zusammenhang. Aber vielleicht hattest Du eine Jeruschalmistelle oder einen Midrasch\* im Sinne, die mir hier, im Hause meiner Kinder, wo ich über Sukkot\* bin, zwar zugänglich wären, aber es würde zu viel Suchzeit kosten und ist schließlich nicht die Hauptsache.

Die Hauptsache ist, ob Du *im Rahmen* Deiner eigenen (nicht: meiner) Lebens- und Erkenntnissituation noch so gerecht bist, wie Du bei Deiner sittlichen Grundhaltung, an der nicht zu zweifeln ist, sein müßtest, weil sein könntest, selbst einer Sache gegenüber, die einmal auch die Deine war und der Du also nicht ohne eine schwere Ambivalenz gegenüber stehen dürftest. Meiner Meinung kann man *beweisen*, daß Du mit doppeltem Maßstab mißt.

In Deinem Brief an K[arl] D[armstädter] vom 20/IX/67, schreibst Du auf S. 2, daß die Gefahr, in der sich Israel befand (Du mußt meinen: Anfang Juni) überschätzt worden ist, und zwar u.a. deshalb, weil „the chance of winning the first battle is just as good etc.“ Auf der selben Seite nennst Du den Krieg einen „preventive war“.

<sup>47</sup> Lateinisch: Memento mori – gedenke, daß du sterben mußt.

<sup>48</sup> Anscheinend hatte Erich Fromm Dr. Darmstädter danach gefragt und dieser hatte die Frage an Ernst Simon weitergegeben. Die betreffende Tradition über Rabbi Akibas Märtyrertod findet sich im Jerusalemer Talmud (*Berachot* IX, 14b): Dort steht, Rabbi Akiba habe trotz schwerer Folter lächelnd das Bekenntnis ‚Höre Israel‘ (Dtn 6, 4–9) gesprochen und auf die Frage seiner Schüler, wie er unter solchen Umständen lächeln könne, erwidert: Zeit seines Lebens habe er bedauert, den Vers Dtn 6, 5 nur zu zwei Dritteln erfüllen zu können, d.h. Gott zu lieben ‚von ganzem Herzen‘ und ‚mit ganzem Vermögen‘; nun sei er glücklich, Gott auch ‚mit ganzer Seele‘ lieben zu dürfen.

<sup>49</sup> Original hebräisch: meine Kinder haben mich besiegt. In einer halachischen Kontroverse führte Rabbi Elieser allerlei Wunderzeichen, einschließlich einer Himmelsstimme, für die Richtigkeit seiner Lehre an; sein Kollege Rabbi Jehoschua wies selbst diese zurück mit Berufung auf Dtn 30, 12f. Daraufhin habe Gott gelächelt und gesprochen: Meine Kinder haben mich besiegt (*Baba mezia* 59b).

Erich, you can't have it both ways, can you? Wenn eine unmittelbare Gefahr bestand – und für ein Volk nach Auschwitz und gegenüber den Vernichtungsdrohungen Nassers genügt die Annahme, sie bestehe – so mußte die Chance, sie durch den ersten Schlag abzuwehren, ausgenutzt werden, und nur in einem sehr pedantisch technischen Sinne, den Du allerdings mit de Gaulle teilst, kann das noch ein „Präventivkrieg“ heißen. Ich möchte annehmen, daß Dir diese Logik in jedem anderen Fall einsichtig gewesen wäre (ebenso die Unterschiede zwischen unserer – zugegeben: ungenügend gerechten – Behandlung der Araber und der der Neger in S[üd] A[frika]), nämlich, daß die Argumente gegen Präventivkrieg und für den *rettenden* Vorteil des ersten Schlages einander ausschließen. Wer beide gebraucht, enthüllt seine bias.<sup>50</sup>

In vielem anderen stimme ich Dir zu und habe das auch öffentlich gesagt, allerdings von innen (Lies einmal nach, was Graetz<sup>51</sup> am Ende des Bandes über den Untergang des 2. Tempels schreibt, warum nämlich das Volk Israel Jeremia und Flavius Josephus<sup>52</sup> so verschieden in seinem Geschichtsbewußtsein beurteilt habe: Der Prophet sprach von innen, aber der andere zitierte ihn extra muros.<sup>53</sup> Ich fürchte manchmal, daß Dir das Gefühl für diesen Existentialunterschied abhanden gekommen ist). Nun also: von „Wundern“ habe auch ich nie gesprochen. Als mich Kollegen, Schüler, Freunde nach dem Siege fragten: „Was sagst Du nun?“, pflegte ich zu antworten: „Wenn ich nicht an Gott glaubte, würde ich von Wundern reden wie Ihr alle.“ Aber ob nicht, um mit meinem alten Ranke<sup>54</sup> zu reden, „hier und da der Finger Gottes in der Geschichte zu sehen“ war, als es eben *kein* 2. Auschwitz gab, wage ich nicht zu entscheiden. Meine religiösen Fragen und Schwierigkeiten habe auch ich, wie Freund Darmstädter, in ein Gedicht zu fassen versucht. Hier ist es

*Ad Faustum, unum emigrantium*

*Cohortatio heroica*

Flieh nicht nach Ort aus Zeit,  
Du kannst ihr nicht entgehn,  
Allorts und jederzeit  
Versuch, sie zu bestehn!

*Defensio agressiva:*

Weh, ich besteh sie nicht,  
Weils über Menschenmacht,  
Steh' schon vorm Hochgericht  
In Herzensnacht.

<sup>50</sup> Engl.: Voreingenommenheit.

<sup>51</sup> H. Graetz, *Geschichte der Juden* II / 1 (Breslau 1875), Kapitel 11–13.

<sup>52</sup> Josephus Flavius, der im Jahre 70 n. Chr. zu den Römern überlief und für sie Werke über jüdische Geschichte schrieb.

<sup>53</sup> Lateinisch: außerhalb der Mauern [der belagerten Stadt], gemeint ist die Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar (vgl. Jer 21f.) bzw. durch die Römer.

<sup>54</sup> Der Historiker Leopold von Ranke (1795–1886), über den Ernst Simon promoviert hatte.

Gott, hast Du mich genarrt?  
Hast, Satan, mich verwettet?

*Suspensio iudicii*

Wer meiner *tätig* harrt,  
Der ist, *vielleicht*, gerettet.<sup>55</sup>

Du fragst nun wohl, was ich denn „tätig“ tue. Viel zu wenig, aber immerhin etwas. Z.B.: eine Woche vor Ausbruch des Krieges, als die Spannung durch Abzug der Unotruppen, der Sperrung Tirans, der ägypt. Mobilmachung, der Radioreden Nassers, des Militärbündnisses Husseins<sup>56</sup> mit ihm, der Drohungen der U.S.S.R. schon aufs höchste gestiegen war, habe ich mit 4 (!) Freunden (anonyme gibts natürlich viel mehr) eine Annonce hebr. und englisch veröffentlicht, deren Überschrift und wiederholte Pointe lautete: He who gains time – wins perhaps the peace. „Perhaps“ – ich weiß, mit „vielleicht“ läßt sich keine Politik machen, es sei denn die immer wieder scheiternde „aus dem Glauben“, wie sie Buber wollte, den Du nicht mochtest, der doch aber immerhin mehr von einem religiösen Sozialisten hatte als Nasser, dessen „korruptes Offizierskorps, verelendete Soldaten“ etc. Du erst entdeckst, da sie zu einem Argument gegen Israel werden. (Zum Thema ‚vielleicht‘ vgl. Am. 5:15 und Chagiga 4b). Die Regierung hat, gegen das Drängen der immer chauvinistischen werdenden Straße, immerhin noch eine Woche in derselben Linie ausgehalten; als das auch nichts nützte, war auch ich nicht gegen den ersten Schlag in Ägypten (in Jerusalem, dessen Belagerung wir durchlebt haben, hat Hussein das Schießen begonnen).

Nach dem Siege habe ich einen Artikel auf englisch geschrieben – im New Outlook, einer Zeitschrift der Mapam\* (linke Sozialisten) und ihrer außenpolitischen Freunde, die Du wahrscheinlich ignorierst, sonst könntest Du nicht in solchen Allgemeinheiten von *den* „Israelis“ sprechen, als ob es bei uns nur *eine* Meinung gebe, und ihn selbst ins Deutsche (für das „Mitteilungsblatt“) und Hebräische (für das sehr verbreitete Abendblatt Maariv\*) übersetzt; auch arabisch ist er erschienen in der arabischen Zeitung eben der Mapam\*. Sein Titel zeigt seine Hauptidee, der 10 konkrete Vorschläge folgten: „Wanted – a positive shock-therapy“, nämlich gegen die besiegten Araber.<sup>57</sup>

In den konkreten Fragen suche ich den gemäßigten Flügel zu stützen, also Eschkol – Abba Even – Mosche Schapira – Rabin<sup>58</sup> gegen Dajan, Begin, den

<sup>55</sup> Die lateinischen Überschriften heißen: an Faust, einen der Emigranten; heroische Ermahnung; aggressive Verteidigung; Aufschub des Richtspruchs.

<sup>56</sup> Hussein II. (geb. 1935), seit 1952 König von Jordanien.

<sup>57</sup> Deutsch: Für eine positive Schockbehandlung, in: MB (*Mitteilungsblatt*) vom 14.7.67, repr. in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 383–388.

<sup>58</sup> Levi Eschkol (1895–1969), damals Ministerpräsident; Abba Eban (geb. 1915), damals Außenminister; Mosche (Chaim) Schapira (1902–1970), damals Innenminister; Jizchak Rabin (1922–1995), israelischer General und Politiker, Ministerpräsident 1974–77 und 1992–95.



Oberrabbiner der Armee Goren<sup>59</sup> (gegen dessen Versuche auf dem Tempelplatz ich 2x sehr scharfe Briefe veröffentlicht habe); auch in persönlichen Vorstellungen bei Ministern, Briefen etc. suche ich, manches zu mildern. Wahrscheinlich ist das alles „nichts“, aber wichtig ist es darum doch nicht.

Erich, ich breche ab. Ob auch dieser Brief zu den Don-Quichotterien gehört, an denen unser Leben, Deines und meines, so reich ist? Immerhin: besser so als mit den Sancho Pansas, obwohl sie die Geschichte machen, wahrscheinlich auch in Mexiko. Aber davon zu reden, hüte ich mich; ich weiß davon noch viel weniger als Du von Israel, trotz meines Besuches bei Euch, für den ich immer dankbar sein werde.<sup>60</sup>

Mit herzlichen Grüßen für das neue Jahr, auch für Deine liebe Frau  
stets Dein alter Ernst

Ich bin ab 1–5 / XI zu erreichen: c/o Rabbi S. Greenberg, 420 Riverside Drive, NY 10025; vom 6–11 / XI c/o Dr. E. Halpern, 8002 Zürich, Lavaterstr. 56; ab 15 / XI wieder ben Maimon 35, Jer., falls mich nicht die Ereignisse zur früheren Heimkehr veranlassen. Ich hätte Deine Antwort gerne *vor* meiner Rückkehr.<sup>61</sup>

[88] An Simon Wiesenthal, Wien

Jerusalem, 30.5.1968

Sehr verehrter Herr Wiesenthal,

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen meinen Eindruck von der Lektüre Ihres Buches „Die Sonnenblume“<sup>62</sup> zu schreiben.

Dieser Eindruck ist tief. In kunstloser Form, deren Einfachheit die Authentizität des Erlebnisberichtes noch steigert, haben Sie es verstanden, eine entscheidende Frage nicht nur aufzuwerfen, sondern auch zu gestalten. Sie muss jeden beschäftigen, der die Verfolgungsjahre mit wachem Herzen und Gewissen durchlebte und weiter mit ihnen zu leben hat, bis zum letzten Atemzug.

Ihre Frage, unser aller Frage, ob man den Mördern verzeihen dürfe oder gar müsse, ist theoretisch nicht zu beantworten. Es wird auf sie sehr verschiedenartige Antworten geben, von denen viele, wenn auch nicht alle, ein Element der uns verborgenen Wahrheit enthalten. Der Zusammenschluss dieser, oft auch widersprüchlichen, Elemente zu einer gültigen Formel liegt nicht

<sup>59</sup> Mosche Dajan (1915–1981), damals Verteidigungsminister; Menachem Begin (1913–1991), damals Minister ohne Ressort in der kurz vor Ausbruch des Sechs-Tage-Krieges gegründeten Nationalen Einheitsregierung; Rabbiner Schlomo Goren (1917–1995), damals der oberste Militärabbiner der israelischen Armee.

<sup>60</sup> Im Rahmen der Südamerika-Reise, die Ernst Simon im Sommer 1958 im Auftrag des *Council of Jews from Germany* und des Leo Baeck Instituts unternahm, kam er Anfang September 1958 nach Mexiko, wo er Erich Fromm und dessen (dritte) Frau besuchte.

<sup>61</sup> Erich Fromm antwortete am 31.10.67 auf englisch.

<sup>62</sup> Simon Wiesenthal, *Die Sonnenblume*, 1969 bei Opera Mundi in Paris erschienen, 1981 bei Bleicher in Gerlingen.

beim Menschen. Wir können nur unseren Teilbeitrag dazu leisten, und der wird vielleicht *der* Wahrheit, die nach dem Talmud Gottes Siegel ist, umso näher kommen, desto stärker er sich seiner Teilhaftigkeit und individuellen Bedingtheit bewusst wird.

Was von Menschen wie Sie gilt, welche die Schreckensjahre am eigenen Leibe erlitten haben, gilt erst recht für Menschen wie mich: ich war damals schon in Erez Israel\* und kam nur in der relativ ruhigen Zeit des Jahres 1934 bis Anfang 1935 zu jüdischer Erziehungsarbeit nach Deutschland zurück. Ich kann also für die Reaktion, die Sie von mir erbitten, keinerlei objektive Gültigkeit in Anspruch nehmen, jedenfalls eine weit geringere als die, welche wahrscheinlich Ihrer Antwort zukommt.

Mit dieser Einschränkung möchte ich mir die folgenden Bemerkungen gestatten. Ich stimme Ihnen vollkommen darin zu, dass Verzeihung nicht stellvertretend geübt werden kann. Nur das Opfer selbst, das physisch dazu nicht in der Lage ist, wäre sittlich zu ihr berechtigt. Aus diesem Paradox gibt es keinen Weg: wer verzeihen könnte, darfs nicht, und wer es, für seine Person, dürfte, kann es nicht mehr tun.

Sie sind aber sowohl in Ihrem Verhalten dem blindgeschossenen jungen SS Mann und später seiner Mutter gegenüber wie in Ihrem auch gegen sich selbst schonungslosen Bericht bis an die Grenze dessen gegangen, was Ihnen in beiden Situationen möglich war und also sittlich zu verantworten ist. Sie haben dem Sterbenden die Fliegen von der Stirn gescheucht, die ihn quälten, Sie haben den Gegenstand aufgehoben, der ihm aus den kraftlosen Händen fiel, Sie haben zwar sein Vermächtnis nicht als Geschenk angenommen, aber es seiner armen Mutter übergeben, nach manchen Bemühungen, sie zu finden, und Sie haben der unglücklichen Frau nicht die Wahrheit darüber gesagt, wie diese letzten Habseligkeiten in Ihre Hände gelangt sind. Mehr als dies alles mag vielleicht vor Gott – aber was wissen wir? – die Tatsache wiegen, dass Karls Jugendbild, wie es dort im Zimmer der alten Frau hing, mit unschuldigen Augen zu Ihnen sprach, bis Sie ihm seine Behauptung geglaubt haben, er sei nicht als Mörder geboren worden.

Mehr konnten Sie nicht tun, und möglicherweise wäre jedes Mehr ein Weniger gewesen.

Und nun noch ein letztes: ich bin sehr beeindruckt von der Tatsache, dass gerade Sie, als Begründer des „Jüdischen Dokumentationszentrums“ und als Verfasser des Buches „Die Mörder leben unter uns“, diese Rechenschaft geschrieben haben, nicht also einer von den Ihnen unsympathischen Intellektuellen, welche eine ihnen persönlich zugefügte Beleidigung nie vergessen, aber das ihrem Volk zugefügte Verbrechen schnell zu „verzeihen“ bereit seien. Nun, auch unter solchen Menschen gibt es edle Naturen, und man kann sie auch milder beurteilen, als Sie es tun. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, in der die Nachkommen der Mörder und die Nachkommen der Gemordeten erkennen dürfen, dass beide, Mörder und Gemordete, ja: auch die Mörder, Opfer einer grauenhaften Verstrickung der Menschheit, und besonders des deutschen Volkes, waren, tätige Opfer oder leidende Opfer. Diese Zeit ist

noch nicht da. Ein Buch wie das Ihre bereitet ihr vielleicht in seiner Redlichkeit mit den Weg.

Ihr Ihnen in aufrichtiger Hochschätzung ergebener  
Ernst Simon

[89] An Alex Bein

Jerusalem, 11.6.1968

Lieber und verehrter Herr Dr. Bein,

Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihr wertvolles Geschenk. Nachdem ich von Ihnen in so grosszügiger Weise vor einigen Jahren Ihre Neuausgabe von Herzls Briefen<sup>63</sup> bekommen habe, schenken Sie mir nun drei Bände Ruppins!<sup>64</sup> Für meinen berühmten Zeitgeiz, mit dem ich Sie neulich leider zusammenstossen liess, ist das freilich eine gefährliche Belastung, denn ich kann mich von der Lektüre gar nicht trennen. Ich habe schon den ganzen ersten Band gelesen und aus dem dritten Ihre ausgezeichnete Darstellung und einen beträchtlichen Teil der Quellen, besonders natürlich über die arabische Frage, die ich ja zum Teil selbst noch, als frischer Einwanderer, der gleich Mitglied des Brith Schalom\* wurde, mit Ruppin durchlebt und durchlitten habe. Wie Sie wissen, standen wir allerdings innerhalb der Bewegung für ein bi-nationales Palästina auf zwei entgegengesetzten Standpunkten und gerieten auch manchmal aneinander, wobei er aber immer gentleman blieb, was man von uns Jungen, wobei ich auch an Scholem<sup>B</sup> denke, nicht immer sagen konnte.

Ich hatte einen Teil des ersten Bandes schon deutsch gelesen, war aber wieder ganz erschüttert von der schrecklichen Armut der Familie während der Magdeburger Jahre. Der Vater erinnert übrigens etwas an den Fontanes, nur dass dieser den seinen erheblich milder beurteilt. Vollkommen neu war mir der starke Zusammenhang, den Ruppin durch seine Mutter mit der Tradition hatte, und die Bedeutung, die er diesem Zusammenhang für seinen späteren jüdischen Weg und seine zionistische Entscheidung zuschrieb, soweit er sich auch von ihr entfernt hatte. Auch die Bedeutung der Reisen nach Galizien und Holland für diese Entwicklungen hatte ich unterschätzt.

Würden Sie mit mir meinen, dass Ruppin der wohl einzige unter den aus Deutschland stammenden zionistischen Führern war, der aus den ökonomisch unteren Volksschichten durch eigene Kraft aufgestiegen ist und auch deshalb einen mehr als ideologischen, lebendigen Zusammenhang mit den Arbeitern in Palästina fand? Als alter, aber nicht unkritischer K.J.V.er\* darf

<sup>63</sup> Alex Bein (Hg.), *Herzl-Briefe* (hebr.), Jerusalem 1945–58.

<sup>64</sup> Arthur Ruppin (1876–1943), Zionistenführer, Jurist, Soziologe, ging bereits 1908 nach Palästina. Alex Bein (Hg.), *Arthur Ruppin, Kapitel aus meinem Leben* (hebr.), I–III, Tel-Aviv 1968; ebenfalls aus dem deutschen Manuskript übersetzt ist die spätere englische Ausgabe: Alex Bein (Hg.), *Arthur Ruppin, Memoirs, Diaries, Letters*, London 1971.

ich mir wohl diese Beobachtung ungestraft erlauben, jedenfalls Ihnen gegenüber. In dieser Beziehung verbindet uns beide sozusagen das Sie<sup>65</sup>.

Ich hoffe, dass der zweite Band langweiliger sein und mir weniger Zeit kosten wird, glaube es aber selbst nicht recht.

Für eine zweite Auflage empfehle ich dringend ein Namenregister. Die Übersetzung liest sich sehr gut, trifft aber vielleicht nicht in allen Nuancen den Urtext. „Ritterlichkeit“ z.B. ist nicht „Gewura“, sondern „Abiruth“. Aber das sind Kleinigkeiten.

Mit nochmaligem vielen Dank und herzlichen Grüßen,  
auch an Ihre verehrte Frau, Ihr [Ernst Simon]

[90] An Julie [Braun-Vogelstein]

Jerusalem, 9.7.1968

Liebe und hochverehrte Freundin, Frau Julie,

Über Ihren Brief vom 1. Juli<sup>66</sup> habe ich mich ganz besonders gefreut, fast noch mehr, als über die fünf Bände „Wanderungen“<sup>67</sup>, die kurz vorher ebenfalls eingetroffen sind und die nun wirklich ein herrliches Geburtstagsgeschenk darstellen. Haben Sie innigsten Dank für alles.

Ihre beiden letzten Briefe zeigen Sie auf der vollkommenen Höhe Ihrer Kraft und Ihres Geistes. Es ist ganz wundervoll für alle, die Sie lieben, dass Sie sich immer wieder erholen und dass die Kurve, trotz der Schwankungen, in der Diagonale nach oben weist. Vielleicht ist Altwerden an sich schon eine sittliche Leistung; so – ich meine es qualitativ – so alt zu werden, wie Sie es tun, ist es bestimmt.

Ich hoffe, am 12. September in New York einzutreffen und werde mich dann sehr bald bei Ihnen melden. Dann werden wir sehr viel zu besprechen haben, aber einiges möchte ich doch jetzt schon vorwegnehmen, was nicht bedeutet: erledigen.

Sie haben nun meine H. v. H. Arbeit<sup>68</sup> zum zweiten Mal gelesen, und sie hat gedruckt auf Sie einen viel positiveren Eindruck gemacht als im Manuskript. Ihr erstes Urteil empfand die philologische Pusselei als pedantisch und eigentlich langweilig, was Sie zwar nicht direkt sagten, was mir aber aus dem isolierten Lobe nur des kurzen Schlussteils, der ins Allgemeine emporführt,

<sup>65</sup> Wohingegen ehemalige Bundesbrüder (etwa des *Kartells Jüdischer Verbindungen*) einander geduzt haben würden.

<sup>66</sup> Im Simon-Nachlaß erhalten.

<sup>67</sup> Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, I–IV (1862–82); an Fontane-Studien veröffentlichte Ernst Simon nur Theodor Fontanes jüdischer Komplex, in: *Neue Züricher Zeitung*, Literatur und Kunst, 16.8.1970; repr. unter dem Titel Theodor Fontanes jüdische Ambivalenz in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 266–275.

<sup>68</sup> Agur, Fils d'Jaké, Hugo von Hofmannsthals jüdische Legende, in: *Studies in Mysticism and Religion*, Festschrift zu G. G. Scholems 70. Geburtstag, Jerusalem 1967, S. 232–260.

als Ihre Meinung deutlich wurde. Trotzdem haben Sie sich die Mühe genommen, das Ganze noch einmal sehr genau zu lesen, und sind ihm nun, wie mir als Autor, *in völliger Objektivität* (!) scheint, erheblich gerechter geworden, ja: vollkommen gerecht. Ihr Einwand bezieht sich nun nicht mehr auf die geleistete und vorliegende Arbeit selbst, sondern auf ihre Funktion im Rahmen der mir noch verbleibenden Zeit und Energie mit Hinblick auf die mir gestellten Aufgaben.

Genau dieses Problem beschäftigt mich zentral, und ich bin Ihnen daher besonders dankbar dafür, dass Sie es so ausdrücklich und wirkungsvoll von sich aus gestellt haben. Für mich liegt die Sache so, wenigstens vorläufig: ich habe den Aufsatz unmittelbar nach unserer Errettung durch den Sieg<sup>69</sup> in grosser Konzentration geschrieben. Es war für mich weit mehr als eine „Erholung“, welche Möglichkeit auch Sie erwähnen, sondern eine geistige Notwendigkeit innerer Selbstbehauptung, nach allem, was von aussen, und in allem, was von innen auf uns, auf mich einstürmte und weiter einstürmt. Ohne ein solches produktives Refugium könnte ich nicht durchhalten, auch nicht in meinen öffentlichen und politischen Aufgaben. Es gibt Menschen, das ist wahr, denen dafür die rein innerliche Aktivität des Gebetes genügt, aber bei mir ist das nicht der Fall.

Vielleicht würde diese Rechtfertigung, die ich nicht nur Ihnen, sondern auch mir selbst schulde, als allzu subjektiv abgelehnt werden müssen, wenn sie nicht auch einen sachlichen Gehalt hätte. Der liegt darin, dass mir der innere Zusammenhang der gleichsam stofflichen und gleichsam operativen Elemente, die im Begriff des „Humanismus“ vereint sind, gerade bei der Betrachtung von Israels politischen, religiösen und kulturellen Problemen heute, immer klarer wird. Dieselben Kreise, die sich auf eine ausschliessliche Thora-kultur zurückziehen, sind die Haupttrüfer des aggressiven Nationalismus. Das kann kein Zufall sein. Ohne einen lebendigen Zusammenhang mit der Weltkultur ist auch das jüdische Volk als Träger und Empfänger der Botschaft des einen Weltengottes, der zugleich sein Volksgott und der König des Universums ist, nicht auf seinen eigentlichen Weg zurückzubringen. Hier liegt die innere Verbindung zwischen dem, was Sie, verehrte Freundin, in hoffendem Vorgriff mein „Werk“ nennen, und dem, was ich, nur scheinbar nebenher, sonst noch von mir gebe. Ich hoffe, dass mein nächstes deutsches Buch – eine hebräische Aufsatzsammlung ist gleichzeitig in Arbeit – von diesem Zusammenhang ein erstes Zeugnis ablegen wird; es wird ja vielleicht auch von H[ofmannsthal], sicher von Fontane, handeln. Seinen Titel habe ich nun festgelegt: „Empfangen und Geben“.

Ihnen aufs herzlichste verbunden, stets der Ihre Ernst  
Toni lässt herzlich grüssen, und wir beide Frau Freiberger.

<sup>69</sup> Sieg der israelischen Armee im 6-Tage-Krieg, Juni 1967.

[91] An Leopold Marx

9.7.1968

Lieber Leopold Marx,

Vielen Dank für Ihren Brief vom 29. Juni mit den etwas beklemmenden Beilagen.

Ihr Brief ist sehr gut, ebenso Ihre Vorschläge, die ja zum Teil mit ihm identisch sind, aber diese sind kurzfristig unerfüllbar. Ein solches gemeinsames Programm<sup>70</sup> kann man nur ausführen, nachdem eine lange Versöhnungsarbeit vorangegangen ist. Jede Improvisation würde auf derartige Ablehnung stossen, dass der Schaden grösser wäre als der Nutzen. Immerhin ist Teddy Kollek<sup>71</sup>, wie ich ihm neulich auch persönlich sagte, einer der gutwilligsten leitenden Personen, die heute im Staat mit Arabern zu tun haben.

Sie irren sich darin, dass Sie mich als einen orthodoxen Juden behandeln oder ansehen. Ich bin ein sehr weitgehend traditioneller, prinzipiell liberaler Jude, das was [man] in Amerika etwa „conservative“ nennt. In der Be- und Verurteilung des Chauvinismus der organisierten Orthodoxie bin ich ganz Ihrer Meinung und habe das auch öffentlich ausgesprochen, so jetzt wieder in einem Aufsatz, der in „Schdemoth“, der Vierteljahrsschrift der arbeitenden und lernenden Jugend, erscheinen wird.<sup>72</sup>

Mit herzlichen Grüssen von Haus zu Haus, Ihr [Ernst Simon]

[92] An Carl Jacob Burckhardt

Jerusalem, 8.1.1969

Hochverehrter Herr Burckhardt,

Verzeihen Sie diese späte Antwort auf Ihren ausführlichen, ermunternden und tiefbelehrenden Brief.<sup>73</sup> Ich war monatelang in Amerika und Deutschland. Endlich zurückgekehrt, fand ich hier sehr viel Post vor und habe mir den Dank für Ihre Worte bis fast zuletzt aufgehoben, um ihn in gebührender Ruhe abstaten zu können.

Der Irrtum Bubers, Hofmannsthal habe die Bibel nicht gut gekannt, der ja in meinen eigenen Darlegungen immanent widerlegt wird, beruht vielleicht auf der Verallgemeinerung eines persönlichen Vorkommnisses. Buber hatte Hofmannsthal den ersten Band seiner Übersetzung der „Schrift“ geschickt. Hofmannsthal ging inhaltlich darauf nicht ein, sondern teilte Buber nur ein-

<sup>70</sup> Leopold Marx hatte die Zersplitterung der israelischen Friedenskräfte bedauert und für deren Zusammenschluß plädiert.

<sup>71</sup> Theodor (Teddy) Kollek, 1965–93 Bürgermeister von Jerusalem.

<sup>72</sup> A. E. Simon, Zulässiges und unzulässiges Zitieren aus der Bibel (hebr.), in: *Schdemoth* 30 (1968), S. 87–91.

<sup>73</sup> Dreieinhalb maschinenschriftliche Seiten vom 16. September 1968, in dem er für die Zusendung des Agur-Aufsatzes dankt und reiche Beobachtungen aus seiner Hofmannsthal-Kenntnis beisteuert.

mal gelegentlich mit, er habe das Buch bald, nachdem er es erhalten, einem Bekannten borgen müssen und noch nicht zurückbekommen. Dies erzählte er Werner Kraft und bei späterer Gelegenheit sagte er einmal zu ihm, dass H. offenbar die Bibel nicht gut gekannt habe. Die Einsicht in diesen Zusammenhang ist mir allerdings nicht rechtzeitig gekommen; sonst hätte ich wohl meinen Hinweis unterlassen.

Überaus bemerkenswert ist Ihre Angabe, H. habe in späteren Jahren immer weniger und mit immer vorsichtigerer Auswahl gelesen, damit seine produktive Kraft nicht gestört oder abgelenkt wird. Genau das Gleiche trifft übrigens auch für Freud<sup>74</sup> zu, der es ebenfalls von sich selbst wusste. So hat er z. B. Schopenhauer<sup>75</sup> bewusst sehr spät im Leben gelesen, weil er ahnte, dass dessen Konzeption vom Willen sich eng mit seiner, ja nicht nur auf das Sexuelle beschränkten, von der libido berühre.

Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn Sie mir einmal Ihre Meinung zu meiner Vermutung mitteilen könnten, H. sei der erste grosse post-analytische Dichter gewesen. Man kann ihn „post-analytisch“ nennen, obwohl er keine Analyse durchgemacht hat, soweit ich weiss; aber er kannte die Dinge sehr genau, und nicht nur auf dem Gebiete der Mythenforschung. Die analytische Erschütterung der Worte und Symbole ist eines der Grundmotive des Chandos-Briefes.<sup>76</sup> Meine These der neuen Unschuld, welche jede neue Lyrik für ihre Symbole brauchen wird, gilt für H. gewiss. Es bleibt die Frage, warum sie nicht ausgereicht hat, ihn noch einmal zu grosser lyrischer Produktion zu führen; aber Symbole hat er in den anderen Dichtungsformen seiner Reifezeit geschaffen, vor allem in der „Frau ohne Schatten“ und im Andreasfragment,<sup>77</sup> aber durchaus nicht nur dort.

Die von Ihnen zitierte Gesprächsstelle<sup>78</sup> beginnt mit dem Agur-Zitat, und zwar wird es dort in viel engerem Anschluss an die biblische Quelle durchgeführt, als in den „Wegen und Begegnungen“. Dürfte ich diese Stelle, natürlich unter Berufung auf Ihre Mitteilung, eventuell einmal zitieren, wenn ich auf das Thema zurückkomme?

<sup>74</sup> Mit Leben und Werk von Sigmund Freud (1856–1939), dem Begründer der Psychoanalyse, hat Ernst Simon sich mehrfach befaßt; insgesamt tendierte er dazu, Freuds jüdischen Hintergrund höher einzuschätzen als andere Freud-Forscher.

<sup>75</sup> Arthur Schopenhauer (1788–1860), *Die Welt als Wille und Vorstellung*, 1819.

<sup>76</sup> Hugo v. Hofmannsthal (1874–1929), *Ein Brief des Philipp Lord Chandos an Francis Bacon*, 1902; vgl. Werner Kraft, *Der Chandos-Brief und andere Aufsätze über Hofmannsthal*, Darmstadt 1977.

<sup>77</sup> Das Libretto zu der Oper *Die Frau ohne Schatten* von R. Strauss (1916); das Romanfragment: *Andreas oder die Vereinigten* (hrsg. 1932).

<sup>78</sup> Prof. Burckhardt hatte geschrieben: „Hier ein Ausspruch, den ich einmal aufgeschrieben habe. Er lautet: ‚Die Spur des Mannes in der Frau ist unverkennbar. Wie nun, wenn viele Spuren sich verwirren, nichts Endgültiges mehr zulassen, das, wie alles Endgültige, einmalig ist?‘ Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich meine, dass dieser Satz aus einem Gespräch stammt, das im Zusammenhang mit dem Stoff *Xenodoxus* geführt wurde, wobei der Dichter sich mit dem Wesen des Hetärischen beschäftigte ...“.

Das könnte in einem Buche geschehen, an dem ich jetzt langsam zu arbeiten beginne. Sein vorläufiger Arbeitstitel lautet „Empfangen und Geben“. Sein Anliegen ist, einige Wechselwirkungen deutschen und jüdischen Geistes an fünf oder sechs grossen Figuren genauer zu analysieren, von denen jede ein Kulturgebiet repräsentiert: Pestalozzi, Heine, Fontane, Freud, eventuell Hofmannsthal, Harnack und Baeck.<sup>79</sup> Bei anderer Gelegenheit entwickle ich Ihnen, wenn ich darf, sehr gerne einmal meine bisherigen Hauptgedanken. Vorläufig möchte ich mich auf die Frage beschränken, ob H. je von Fontane Notiz genommen hat. Der war ja in Österreich, trotz oder wegen seines „Petöfy“<sup>80</sup>, so gut wie unbekannt. Dass Marx fehlt, wird ein Fehler des Buches bleiben müssen, da ich nur über solche Gestalten etwas Zusammenfassendes zu sagen versuchen darf, mit denen ich Jahrzehnte geistig gelebt habe. Obwohl Marx mir nicht ganz unbekannt ist, kann ich gerade das nicht von ihm sagen.

Verzeihen Sie, dass mein sehr herzlicher Dank in eine Belästigung auszuarten droht. So darf ich mit verehrungsvollen Grüßen, auch an Ihre Frau Gemahlin, schliessen als

Ihr Ihnen aufrichtig ergebener  
[Ernst Simon]

Ernst Simon hatte einen ausgeprägten Sinn für Freundschaft. Zu Menschen, die er einmal kennen und schätzen gelernt hatte, behielt er ein besonderes Verhältnis, selbst über weite chronologische und geographische Abstände hin. Die Kontakte, die er zu etlichen Freunden aus seiner Heidelberger Studienzeit sowie aus seinen ersten Jahren in Frankfurt am Main über Jahrzehnte hin bewahrt hat, sind im Lauf der Zeit nicht flacher, sondern im Gegenteil immer reicher und tiefer geworden. Es handelt sich ausnahmslos um ausgeprägte Persönlichkeiten mit jeweils ganz eigenem Schicksal: den Psychoanalytiker Erich Fromm<sup>81</sup>, den Mediziner Martin Goldner und seine Frau Elisabeth, die Psychoanalytiker James und Hilde Kirsch<sup>82</sup>, den Germanisten Dolf Leschnitzer und seine Frau Maria, den Soziologen Leo Löwenthal<sup>83</sup>, die Historikerin Eva Reichmann, den Juristen Rudolf Stahl und seine Frau Hedwig.

<sup>79</sup> Erasmus-Projekt, vgl. Ernst Simons Brief an Julie Braun-Vogelstein vom 9.7.1968 (s. Nr. 90).

<sup>80</sup> Theodor Fontane, *Graf Petöfy*, 1884, Roman über einen ungarischen Grafen, der unstandesgemäß heiratete.

<sup>81</sup> Vgl. oben, Einleitung zu Brief Nr. 87.

<sup>82</sup> Ernst Simon hat seine Beziehung zu Freunden selbst thematisiert: Dank an Freunde, in: H. J. Schultz (Hg.), *Was der Mensch braucht*. Anregungen für eine neue Kunst zu leben, Stuttgart / Berlin 1977, S. 82–93. Diesen Beitrag hat er auch auf englisch veröffentlicht in der Festschrift zum 75. Geburtstag von Hilde Kirsch: A Thank-You to Friends, in: *A Well of Living Water*. A Festschrift for Hilde Kirsch, Los Angeles 1977, S. 131–140.

<sup>83</sup> Dieser hatte Ernst Simons pädagogisches Talent anscheinend schon früher entdeckt als dieser selbst, er schenkte ihm nämlich bereits im März 1921 (wohl zum 22. Geburtstag) eine antiquarische Ausgabe von Immanuel Kants Schriften *Über Pädagogik* mit einer lateinischen Widmung aus Spinoza und dem deutschen Zusatz: „Meinem lieben Freunde Ernst als erneutes Zeichen und nicht als Dank!“



Die erhaltene Sammlung von deren Briefen an Ernst Simon bezeugt, daß die Freundschaft jeweils auf Gegenseitigkeit beruhte. Stellvertretend mag hier Dolf Leschnitzer zu Wort kommen, der zu Ernst Simons 70. Geburtstag an ihn schrieb: „Ich gratuliere Dir vor allem dazu, daß Du nicht das geworden bist, was so viele von uns damals [scil. jüdische Studenten Anfang der 20er Jahre] als etwas Großes und Erstrebenswertes ansahen – ein anderer Oncken<sup>84</sup> oder Meinecke<sup>85</sup> oder Gundolf<sup>86</sup> – sondern etwas anderes und viel mehr. ... Deine Besonderheit, die Dich früh von vielen von uns abhob, war Deine religiöse Erlebnisfähigkeit. Sie führte Dich dazu, Wesentliches nicht nur zu lehren, sondern zu tun, ja: zu sein. Und deswegen gratuliere ich Dir, mein lieber Ernst, nicht bloß dazu, daß Du ein bedeutender Professor der Pädagogik geworden bist, sondern ein großer Pädagoge, ein großer Lehrer – im Sinne der antiken griechisch-römischen Tradition und im Sinne der jüdischen Tradition – ein Volkserzieher<sup>87</sup>.“

[93] An Rudolph Stahl

5.5.1969<sup>88</sup>

Mein lieber Rudolph,<sup>89</sup>

Heute erhielt ich den Auszug aus meinem Glückwunschartikel für Dich, den der „Aufbau“ als Kürzung gebracht hat. Ich hoffe, Du hast Dich trotzdem über ihn gefreut, obwohl ich mich etwas ärgerte, wie die meisten Autoren. Der volle Text wird noch in dieser Woche im M.B. erscheinen;<sup>90</sup> ich habe schon Korrektur gelesen. Auf alle Fälle lege ich Dir – und Hedwig! – eine Kopie des Manuskriptes hier bei.

Unsere Glückwünsche kommen so aus dem Herzen, dass sie sich von selbst verstehen. Es ist nicht leicht, das innerst Persönliche angemessen zu formulieren; von uns vieren versteht das nur Hedwig, sie aber mit solcher Meisterschaft, dass man von vorneherein entmutigt ist, die Konkurrenz aufzunehmen.

Hedwig hat bei einer jüngst vergangenen Parallelangelegenheit, die auch nur zu erwähnen meine inzwischen weltbekanntgewordene Bescheidenheit mir verbietet<sup>91</sup>, sehr richtig darauf hingewiesen, dass unsere Freundschaft

<sup>84</sup> Der Historiker Hermann Oncken (1869–1945), Simons Doktorvater und väterlicher Freund.

<sup>85</sup> Der Historiker Friedrich Meinecke (1862–1954), bei dem knapp vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs Franz Rosenzweig über *Hegel und der Staat* promoviert hatte; Ernst Simon hatte zunächst nur indirekten Kontakt zu ihm, erst bei seiner Deutschlandreise im Sommer 1938 suchte er ihn zum Gespräch auf.

<sup>86</sup> Der Literaturhistoriker Friedrich Gundolf (1880–1931), Goethe-Spezialist, Anhänger von Stefan George.

<sup>87</sup> Diesen Titel akzeptierte Ernst Simon aus vollem Herzen; auf seinem eigenen Grabstein ließ er sich als ‚Lehrer in Israel‘ verewigen.

<sup>88</sup> Auch hebräisch datiert: *LaG baOmer* 5729.

<sup>89</sup> Mit handschriftlicher Notiz des Empfängers: zu meinem 70. Geburtstag.

<sup>90</sup> Ernst Simon, Ein leiser Helfer, in: *Aufbau* Jg. 35 Nr. 18 (vom 2.5.1969), S. 4 und im Mitteilungsblatt vom 9. Mai 69, S. 5.

<sup>91</sup> Ernst Simons 70. Geburtstag am 15.3.1969.

sich von Jugendfreundschaften dadurch unterscheidet, dass sie mit dem Alter immer intensiver wird. Das ist die genaue Wahrheit, und man kann sie nicht besser ausdrücken. Unsere Beziehungen vertragen intime gegenseitige Kenntnis, rückhaltlose Kritik, da, wo sie angebracht ist und nützlich sein könnte, weil die Grundgesinnung unanfechtbar feststeht.

Ich glaube also jedes Wort, das ich öffentlich über Dich ausgesagt habe, und könnte dem zwar noch eine Fülle beweisender Tatsachen hinzufügen, aber nichts qualitativ Neues mehr. Du hast, genau wie ich, das grosse Lebensglück gehabt, früh eine Gefährtin zu finden, die Dich in den elementaren und vitalen Bezügen und Kräften so ergänzt, wie wir beide es brauchen. Das ist wirklich ein Geschenk Gottes, für das Du, ich weiss es, ebenso tief dankbar bist wie ich.

In dieser Beziehung bleibt also kein Wunsch übrig als der, es möge noch sehr lange so bleiben, wie es ist.

Was die Kinder betrifft, so wird eine solche, vergleichsweise statische Formel niemals die Wirklichkeit treffen, auch nicht die der glücklichsten und gesündesten Familie, weil sie ja nicht nur durch die biologische Generationsspanne von uns unterschieden sind, sondern durch deren Verbreiterung und Vertiefung im rasenden Entwicklungsstrom einer historischen Epoche, welche wir kaum mehr hoffen dürfen, ganz zu verstehen, geschweige denn einzuholen. Was uns bleibt, und was Ihr beide in beispielhafter Weisheit geleistet habt, ist jenen Beweis verzichtender Liebe zu geben, durch den allein man etwas von dem gewinnen oder zurückgewinnen kann, was man, ganz ohne diese Berechnung, aufgab. In Deinem Briefwechsel, Rudolph, mit Eurem ältesten Enkelkind, als es in das Bar Mitzwahalter eintrat, und in der Auswahl der jüdischen Bibliothek, durch deren Gabe Ihr ein Kalenderdatum zu einem sinnvollen und möglicherweise folgenreichen Einschnitt gemacht habt, hast Du und habt Ihr einer nicht immer konfliktlosen Situation und ihrem unvermeidlichen Leid einen objektiven Wert von hohem Range abgerungen. Damit ist das Gespräch, das noch von Euren Eltern her in Euren Herzen fortlebt, auf zwei weitere Generationen hinübergetragen, und mehr kann man auch von dem erfülltesten Leben weder verlangen noch erwarten. Nur in diesem mehr dynamischen Sinne möchte ich auch für die Zukunft dieser ins Unbekannte hinein säenden geistigen und seelischen Arbeit wünschen, Euch und den Enkeln, deren Früchte sie geniessen können, dass sie noch lange währen möge.

In großer Herzlichkeit Eure Toni und Ernst

[94] An Kurt Eissler

Jerusalem, 30.6.1969

Lieber und verehrter Herr Eissler,

Ich erhielt Ihren Brief vom 7.6., nachdem der meine<sup>92</sup> schon unterwegs zu Ihnen war. Nun will ich aber nicht abwarten, bis ich Ihre Antwort erhalte,

<sup>92</sup> Vom 10.6.1969, Durchschlag erhalten.

sondern will Ihnen doch zwischendurch ein paar Worte schreiben, denn ich habe Ihnen offenbar durch mein langes Schweigen weh getan, und das ist das Allerletzte, was ich möchte. Für diese Situation war mein letzter Brief, so weit ich seinen Gesamtton in Erinnerung habe, zu leichtfüssig, wenn auch, wie ich hoffe, nicht gerade zu leichtherzig.

Nun enthält ja jeder Brief von Ihnen ernsten Stoff zum Nachdenken, und die persönliche Beziehung wird immer durch die geistige Gemeinsamkeit gesättigt. Es war mir neu und wertvoll, von Ihnen lernen zu dürfen, dass auch in der klassischen Analyse, die Sie ja hervorragend vertreten, für die Ich-Du-Beziehung Raum ist.<sup>93</sup> Ich muss gestehen, dass ich gerade diesen Eindruck weder bei meiner Lehranalyse durch Frieda Reichmann<sup>94</sup> gehabt habe, so sehr ich ihr für Vieles zu Dank verpflichtet bin, noch auch bei meiner einschlägigen Lektüre. Ist nicht die Technik der freien Assoziation, noch dazu auf dem Sofa mit dem Arzt im Rücken, eher ein Hindernis als ein Mittel direkter Begegnung. Freud, in seiner grossartigen Wahrheitsliebe, hat diesen Punkt, wenn ich mich recht erinnere, weniger theoretisch begründet als vielmehr, sehr persönlich, damit erklärt, dass er es einfach nicht aushalten könne, sich acht Stunden ins Gesicht sehen zu lassen. Das ist sehr wohl verständlich, aber Ich-Du ist es nicht gerade.

Bei Theodor Reik, der ja im ganzen sich an Bedeutung mit Freud überhaupt nicht vergleichen lässt, gibt es mehr davon, aber ich bin nicht immer von der Authentizität der Haltung überzeugt. Bei einem Aussenseiter, der von Jung kam und dann zu Buber stiess, wie Hans Trüb<sup>95</sup>, war die „Begegnung“ offenbar echt, aber die Persönlichkeit offenbar viel mehr als die Theorie.

So etwa scheint es mir im Augenblick, aber ich lasse mich von niemandem darin belehren als von Ihnen, und hoffentlich bald mündlich, im September.

Neu war mir Ihre Bemerkung über die Rolle der „freischwebenden Aufmerksamkeit“ bei Freud.<sup>96</sup> Das habe ich wahrscheinlich deshalb vergessen,

---

<sup>93</sup> Dr. Eissler hatte geschrieben: „Nun sagen Sie die Beziehung des Seelenarzts schliesst die Mutualität der Ich-Du-Beziehung aus. Dies stimmt im allgemeinen, aber in der Ps[ych]o[a]nalyse mit einer grossen Einschränkung. Der Analytiker wird zum Träger alter imagines + in der Analyse erlebt der Analysand die Vollbeziehung zu den Gestalten der Vergangenheit. Jetzt kann er erst das was Ich-Es in den vergangenen Beziehungen geblieben war zu vollen Ich-Du Beziehungen ausgestalten. Die Mutualität ist also da, aber, Gott sei Dank, nicht zur Realpersönlichkeit des Analytikers, sondern zu den Personen, die der Analysand trotz allen Hasses sehr geliebt hat + die Beziehung zu denen aber eingeschränkt, verzerrt + verstümmelt geblieben ist.“

<sup>94</sup> Bei der Psychoanalytikerin Dr. Frieda Reichmann (1889–1957) in Heidelberg liessen sich in den Zwanziger Jahren etliche junge jüdische Intellektuelle analysieren. Erich Fromm heiratete Frieda Reichmann 1926.

<sup>95</sup> Der Schweizer Psychoanalytiker und Psychotherapeut Hans Trüb (1889–1949) löste sich unter dem Einfluß von Martin Buber von seinem Lehrer C. G. Jung.

<sup>96</sup> Dr. Eissler hatte geschrieben: „Abgesehen von der Frage der Methodik + dem System, will ich nur darauf hinweisen, dass in der Psychoanalyse die Ich-Du-Gegebenheit vielleicht stärker gegeben ist als Sie es in dem Aufsatz (Buber – Kontexte 5) darstellen. Sie erinnern sich wohl an Freuds Vorschlag, der Analytiker solle dem Subjekt mit freischwebender Aufmerksamkeit folgen. Ich stelle mir vor, dass er damit einen Zustand nicht nur der vollen Hingege-

weil der Terminus von Herbart<sup>97</sup> stammt, und zwar aus dessen Didaktik, wo er sogar eine zentrale Bedeutung hat. Freud muss ja in Wien von der Herbart-schen Psychologie rein atmosphärisch manches aufgesogen haben, und Jones<sup>98</sup> macht im 1. Band darauf aufmerksam, aber er legt mit Recht mehr Wert auf den Unterschied zwischen der ganz mechanischen „Verdrängung“ bei Herbart und der tiefenpsychologischen bei Freud, die wirklich nichts anderes als den Begriff gemeinsam haben. Aber mit der „freischwebenden Aufmerksamkeit“ steht es vielleicht doch anders.

Nun seien Sie mir nicht böse, oder nicht mehr, wenn Sie es noch waren, sondern herzlichst, mit Ihrer lieben Frau und der meinen, begrüsst von  
Ihrem [Ernst Simon]

[95] An Rudolf Lennert

Jerusalem, 2.2.1970

Lieber Herr Lennert,

Vielen Dank für Ihre Karte.<sup>99</sup> Ich habe mich gefreut zu hören, dass Siegfried Bernfeld<sup>100</sup> nun eine Auferstehung in Deutschland erlebt. Ich kannte ihn recht gut; er war auch eine Zeitlang Privatsekretär Bubers in Heppenheim.<sup>101</sup> Er war ein anmutiger Jüngling, wie aus einem der besseren Stücke von Schnitzler<sup>102</sup> entsprungen, aber damals zugleich radikaler Sozialist und Marxist, wie sich ja aus seinen Veröffentlichungen der 20er Jahre ergibt. Trotzdem stand er der eigenen Aktivität mit grosser selbstironischer Distanz gegenüber. Einmal sagte er mir: „Wir Intellektuelle sind die Etappenschweine der Welt-

---

benheit, sondern der vollen Offenheit dem Objekt gegenüber gemeint hat. Alle Pforten sollen offen sein, durch die die Gesamtheit des Du eindringen kann. Kein verengender Denkprozess darf diesen universalen Prozess stören + es kommen nicht Teilsysteme des Erkenntnisgegenstandes wie es in der Wissenschaft sonst geschieht, zur Wirkung, sondern eine Ganzheit.“

<sup>97</sup> Johann Friedrich Herbart (1776–1841), deutscher Philosoph, Psychologe und Pädagoge.

<sup>98</sup> Ernest Jones, *The Life and Work of Sigmund Freud*, New York 1953 (deutsche Übersetzung: *Das Leben und Werk von Sigmund Freud*, Bern 1960).

<sup>99</sup> In seiner Postkarte vom 25.1.70 hatte Prof. Lennert gefragt: „Haben Sie Siegfried Bernfeld persönlich gekannt, können Sie mir ohne große Mühe Ihren Eindruck von ihm schildern? und können Sie mir sagen, wo man genauere Daten über sein Leben, vor allem das nach der Emigration, aber auch die Anfänge, finden kann?“

<sup>100</sup> Siegfried Bernfeld (1892–1953), Psychoanalytiker und Pädagoge, organisierte während des Ersten Weltkriegs in Wien den Zentralverband jüdischer Jugendgruppen Österreichs, emigrierte über Frankreich nach San Francisco.

<sup>101</sup> In den frühen 20er Jahren.

<sup>102</sup> Ernst Simons damalige Forschungen zum Werk des Wiener Schriftstellers Arthur Schnitzler (1862–1931) sind nur teilweise veröffentlicht: Die Krise des Liberalismus bei Heinrich und Thomas Mann, Musil, Wassermann und Schnitzler, in: R. v. Thadden (Ed.), *Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen*, Göttingen 1978, S. 211–233.

revolution“. Die Äusserung ist mir unvergesslich geblieben, weil sie sich, leider, immer wieder bewahrheitet hat.<sup>103</sup>

Das gilt wohl auch für Bernfeld selbst. Er hat sich vor Hitler nach Amerika retten können und war zuletzt Professor für Psychologie in San Francisco, wo er auch starb. Während seiner amerikanischen Jahre hat er vor allem seine „Psychoanalysis of early Childhood“ (oder so ähnlich) veröffentlicht<sup>104</sup>; meines Wissens der erste Versuch in dieser Richtung, noch vor Melanie Klein.<sup>105</sup> Das Buch ist wohl nur englisch erschienen.

Zusammen mit seiner Frau hat er in der amerikanischen „Imago“<sup>106</sup> und in anderen englischen psychoanalytischen Publikationen wichtige Studien zu Freuds Biographie veröffentlicht, die ich mit gleichem Gewinn gelesen habe, oder mit fast gleichem, wie seine deutschen Aufsätze. Seine Beobachtungen über die Rolle der Erziehungsinseln im kapitalistischen System fand ich hier, im Hinblick auf unsere Kibbutzim\*, so häufig bestätigt, dass ich sie meinen Studenten nicht vorenthalten habe, natürlich unter Nennung seines Namens. Die meisten kannten auch den Kultusminister Macchiavelli<sup>107</sup> und seinen diabolischen Ratschlag, die Juden, die in ihrer Dummheit dabei mithelfen würden, zum ungefährlichen Feinde des deutschen Volkes zu ernennen, um ihm endlich das fehlende Nationalgefühl zu verschaffen. Auch sein Vorschlag, die unruhig werdende Lehrerschaft von den sozialen und politischen Problemen durch die brennende Frage abzulenken, „Lappen oder Schwamm zum Abwischen der Schultafel?“ ist ihnen nicht unbekannt geblieben und hat sie vielleicht ein bisschen gegen die Vorherrschaft der Didaktik schutzgeimpft.

In der Hoffnung, das Examen bei ihnen bestanden zu haben<sup>108</sup>, bin ich mit herzlichen Grüßen, stets der Ihre [Ernst Simon]

P.S. Bei der Herausgabe des Buber-Briefwechsels haben sich bei uns auch Briefe von Siegfried Bernfeld gefunden, von denen einige zur Veröffentli-

<sup>103</sup> Darauf antwortet Prof. Lennert am 12.2.1970: „Der Satz mit den ‚Etappenschweinen‘ ist so mehrdeutig, wie das ‚leider‘, mit dem Sie ihn kommentieren. Wollte er sich selber, wie Sie und ich ja wohl, von der ‚Weltrevolution‘ distanzieren? oder beklagte er, ‚nur‘ Etappenschwein zu sein? das hätte er ja leicht ändern können. Ach, diese theoretischen Revolutionäre von der hohen Intelligenz. Sie haben theoretisch und ‚nach dem Gesetz‘ so recht und nach der Liebe so unrecht.“

<sup>104</sup> Siegfried Bernfeld, *Psychologie des Säuglings*, Wien 1925 (engl. Übersetzung: *The Psychology of the Infant*, London 1929).

<sup>105</sup> Vgl. Melanie Klein, *Die Psychoanalyse des Kindes*, Wien 1932.

<sup>106</sup> *Imago*, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, gegründet 1912.

<sup>107</sup> Der florentinische Politiker und Schriftsteller Niccolò Machiavelli (1469–1527) gilt als Inbegriff des skrupellosen Machtpolitikers, der sich über alle moralischen Bedenken hinwegsetzt. Sein Name steht hier wohl als Code-Wort für einen der führenden NS-Ideologen.

<sup>108</sup> Daraufhin eröffnet Prof. Lennert sein Antwortschreiben vom 12.2.1970 mit den Worten: „Sie haben das Examen mit Auszeichnung bestanden, Herr Studienassessor – das war ja wohl die Stufe der deutschen Hierarchie, auf der Sie selbige verlassen haben? eigentlich ein, trotz aller juristoiden Standeseitelkeit, wörtlich genommen schöner Titel – „der, der bei den Studien der Jüngeren danebensitzt“, viel realistischer als der geschwollene „Professor“, den wir beide jetzt wie einen zu schweren Mantel mit uns herumschleppen müssen.“

chung in Frage kommen.<sup>109</sup> Es ist uns aber bisher nicht gelungen, die Adresse der Erbberechtigten festzustellen, die wir doch anfragen müssten. Vielleicht lebt seine Witwe, Frau Anni B., noch und Sie haben mit ihr Kontakt? oder können Sie uns sonst mit einem Hinweis helfen?

[96] An Carl Frankenstein

20. Mai 1970

Lieber Freund,

einen Monat ist nun Ihr Brief in meiner Hand, und ich wusste nicht – ich weiss eigentlich auch heute nicht – wie ich ihn beantworten und Ihnen danken soll. Muss ich Ihnen erst sagen, wie sehr Ihre Worte in meinem Herzen ein Echo gefunden haben? Sie müssen es wissen, und Sie wissen sicher, dass dieser Kampf um den Glauben mein persönlichster Kampf ist: Es ist nicht ein Kampf um philosophische Argumente (dieser Kampf, dem einige meiner Bücher galten, als ich noch jung und harmlos war, ist ja leicht und ohne Bedeutung), sondern der Kampf um die Schwäche des eigenen Herzens, was Sie am Ende Ihres Gebetes sagen: Lasse Deine Stimme stark werden in mir, damit ich lerne, Dir treu zu werden, und damit die törichten Klagen in mir verstummen.

Dies, genau dies, ist mein tägliches Gebet: um die Kraft, dieses Leben zu tragen, die Furcht und Sorge zu überwinden, mit welchen der Mensch am Morgen aufsteht und am Abend schlafen geht. Ich möchte nur die Klagen nicht „töricht“ nennen (die Sorgen wohl). Die Klagen sind nicht töricht und man muss sich nur immer wieder sagen, was ich von Meister Eckhart<sup>110</sup> gelernt habe: Nur darüber darfst du dich beklagen, dass du dich beklagst.

Dass Sie 1941 von Hitler als Gottes Goliath sprechen konnten, zeigt von grosser Kraft, auch wenn Sie es 1945 nicht mehr hätten tun können. Sie haben recht: die Lage der Welt oder des Menschen in der Welt hat sich im Grund seither nicht geändert. Wir sind nur abgestumpft.

Haben Sie, lieber Carl, herzlichsten Dank dafür, dass Sie mich dieses Gebet von 1941 haben sehen lassen. Ein grosser Lohn für mein kleines Buch.<sup>111</sup>

<sup>109</sup> Aufgenommen ist Siegfried Bernfelds Brief vom 14. 9. 1917, in dem er Martin Buber zu einem jüdischen Jugendtag nach Wien einlädt (Buber, *Briefe* I, Nr. 367).

<sup>110</sup> Meister Eckhart (1260–1328), christlicher Mystiker; berühmt sind seine deutschen Predigten.

<sup>111</sup> Anscheinend eine ältere Arbeit, vielleicht ‚Aufbau im Untergang‘.

[97] An Manfred Windfuhr, Düsseldorf

Jerusalem, 16.1.1971

Lieber Herr Kollege Windfuhr!

Besten Dank für die Einladung und Ihre Begleitzeilen!<sup>112</sup> Ich freue mich natürlich, dass Sie mit dem Programm so gut vorwärts kommen, aber auch darüber, dass Sie es schriftlich und sogar im Druck als „vorläufig“ bezeichnen. Diese Einschränkung bezieht sich natürlich nur auf mein eigenes Thema. Ich wäre, offen gesagt, niemals auf diese Formulierung verfallen, schon deshalb, weil ich in meinem Sprachgebrauch das Wort „theologisch“ so eng nehme, dass es für Heine kaum mehr passt, auch nicht für seine Spätzeit. Aber der Unterschied zwischen meiner, und wie ich bisher glaubte: auch Ihrer Vorstellung von meinem Thema und seiner jetzigen Namensgebung ist keinesfalls „nur“ ein semantischer. Sie erinnern sich, wie Ihre freundliche Aufforderung zustande kam: Sie hörten meine Einwände gegen die Vernachlässigung des jüdischen Elements in Heines Leben, Persönlichkeit und Werk, und entschlossen sich, in sehr vornehmer Weise, diesem Einwand Rechnung zu tragen. Nun soll das Wort „Jude“ verschwinden und ich müsste es, stimmte ich Ihrer Formulierung zu, sozusagen durch eine Hintertür wieder in meine Darlegungen hineinbugsieren.

Es kommt noch hinzu, dass Ihr Vorschlag meine eigene Vorstellung von dem Thema zwar einerseits begrenzt, nämlich auf das „Theologische“, andererseits aber auch wieder erweitert: Ich müsste dann sehr genau auf Heines frühen Saint Simonismus eingehen und untersuchen, wieviel davon in seine letzte Position eingegangen ist. Das ist zweifellos interessant und könnte durchaus von den beiden Korreferenten behandelt werden, wenn es den Herren liegt; aber es ist nicht in der Richtung meines speziellen Interesses. Ich würde mich mit einigen Sätzen begnügen, in denen der, wohl mehr systematische als historische, Zusammenhang zwischen dem Saint Simonismus und einem Aspekt des Judentums bezeichnet wird, der Heine so lange verborgen blieb, wie er Judentum und Christentum gemeinsam als „Nazarenismus“ dem „Hellenismus“ diametral gegenüberstellte, während er später immer mehr auf die Spur der jüdischen Gesamtwirklichkeit kam, sie also zum Teil geradezu enttheologisierte. Betrachtungen solcher Art, das ist zuzugeben, lassen sich auch unter Ihre Formulierung zwingen, aber warum soll man sich in ein Procrustes-Bett legen, wenn man es bequemer haben kann?

So möchte ich vorschlagen, es für mich bei meiner ursprünglichen Formulierung oder einer ihr ähnlichen zu belassen, während die Korreferate durchaus so lauten könnten, wie Sie vorschlagen, natürlich nur, falls die Herren Cuby und Gössmann<sup>113</sup> einverstanden sind. Das würde dann bedeuten, dass

<sup>112</sup> Pläne für den Internationalen Heine-Kongreß, der 16.–19. Okt. 1972 in Düsseldorf stattfand.

<sup>113</sup> Wilhelm Gössmann und Louis Cuby sprachen über die ‚theologische Revision‘, während Ernst Simons Thema allgemeiner *Heines Stellung zum Judentum* lautete.

sie es genau so machen, wie Sie selbst, verehrter Herr Windfuhr, es den beiden, bisher anonymen Korreferenten vorschlagen wollen, welche auf Ihr wahrscheinlich allgemeiner gehaltenes Referat „Heine und Hegel“<sup>114</sup> eingehen sollen.

Ich könnte also sprechen entweder über „Heine und das Judentum“ oder, besser und kürzer, „Heine als Jude“. In meinen Freud-Studien bin ich weitergegangen und habe sie mit „Freud der Jude“ überschrieben. Das „als“ ist eine in diesem Falle angebrachte Einschränkung.

Für Ihre möglichst baldige Antwort wäre ich Ihnen besonders dankbar.

Mit ergebenen Grüßen, stets Ihr Ernst Simon

[98] An Felix E. Hirsch

Trenton, New Jersey 08618, USA, 17. Januar 1971

Sehr verehrter Herr Hirsch,

Ihr interessanter Brief vom 25. September über meinen Fontane-Aufsatz<sup>115</sup> und unseren gemeinsamen Lehrer Hermann Oncken<sup>B</sup> ist mir lange nachgereist, da ich in Amerika und England zu Vortragsreisen<sup>116</sup> war, sodass ich ihn leider erst heute beantworten kann.

Ihr schöner Aufsatz aus der „Ruperto Carola“<sup>117</sup>, für den ich Ihnen besonders danke, war mir schon aus der Zeitschrift selbst bekannt, die ich regelmäßig erhalte, und ich dachte selbst daran, Ihnen darauf hin einige Erinnerungen mitzuteilen oder sie am gleichen Orte zu veröffentlichen. Da sie wahrscheinlich für das von Ihnen geplante grössere Essay zu spät kommen, werde ich wohl den zweiten Weg der Publikation wählen und bitte um Ihre möglichst baldige freundliche Mitteilung.

Ich wurde gleich nachdem ich aus Berlin im Jahre 1920 zum Studium nach Heidelberg kam, Onckens Schüler und sofort in sein Seminar aufgenommen. Bald auch lud er mich zu einem der Studentenabende in sein gastliches Haus ein. Ich war noch ziemlich fremd in dem Kreise und sah mir die Bücher an. Da trat Frau Geheimrat Oncken an mich heran und sagte, dazu sei ich doch wohl nicht hergekommen. Sie zog mich in eine Unterhaltung über meine zionisti-

<sup>114</sup> In der Sektion *Philosophie und Religion* hielt Manfred Windfuhr das Hauptreferat der Vormittagssitzung, Ernst Simon das der Nachmittagssitzung.

<sup>115</sup> Theodor Fontanes jüdischer Komplex, in: *Neue Züricher Zeitung*, Literatur und Kunst, 16.8.1970; repr. unter dem Titel Theodor Fontanes jüdische Ambivalenz in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 266–275; Prof. Hirschs handschriftlicher Brief vom 25. Sept. 1970 ist erhalten.

<sup>116</sup> Zu den Herbstfeiertagen 1970 war Ernst Simon in New York, wo er in der deutschsprachigen Gemeinde von Rabbiner Hugo Stransky predigte; am 2.10.1970 erhielt er den Ehrendoktor des Jewish Theological Seminary.

<sup>117</sup> Felix Hirsch, Hermann Oncken und Heidelberg. Zu seinem hundertsten Geburtstag am 16. November 1969, in: *Ruperto-Carola* 21 (1969), Bd. 47, S. 53–55 mit Fragmenten aus den Lebenserinnerungen von Hermann Oncken, ebd., S. 55–58.



sche Stellungnahme, von der sie wohl durch ihren Mann gehört hatte. Ich sagte etwas töricht Überschwengliches, etwa in dem Sinne, dass sogar Antisemiten unser stolzes Judentum verstehen mögen. Frau Onckens Antwort war mir eine Lehre für mein ganzes Leben, sodass ich glaube, sie wörtlich wiedergeben zu können: „Ich liebe Euch stolze Juden, aber Sie müssen mir erlauben, auch einen Juden wie Gundolf zu lieben“. Später einmal hatte ich mit Gundolf, den ich natürlich auch hörte (das Luther-Kolleg)<sup>118</sup> ein Gespräch, um ihn zu bitten, für Martin Bubers Monatsschrift „Der Jude“, deren Mitredakteur ich damals war, einen Aufsatz in einer von mir geplanten Reihe „Juden und Judentum in der deutschen Literatur“ beizusteuern. Das lehnte er zwar ab, legte aber gleichzeitig Wert auf die Mitteilung, er habe seinen Vatersnamen Gundelfinger nicht etwa aus assimilatorischen Gründen geändert, sondern aus rein ästhetischen. Wenn ich mich nicht täusche, war er auch Mitglied der Jüdischen Gemeinde in Heidelberg, allerdings ohne aktiv am synagogalen Leben teilzunehmen.

Doch zurück zu Oncken. Ich zeigte ihm meine Aufsätze, die im „Juden“ von Zeit zu Zeit erschienen, z. B. eine kritische Analyse von „Theodor Herzls Tagebüchern“ und einen vergleichenden Aufsatz über Gustav Landauer und Buber.<sup>119</sup> Dort fand sich eine sehr scharfe, aber auch nach meinem heutigen Urteil nicht überscharfe Bemerkung über die Soldateska, die Landauer in den Münchener Revolutionswirren grausam erschlagen hat. Ich nannte sie wohl „Bestien in Menschengestalt“. Oncken wies stumm auf diese Stelle und sah mich ernst an. Er sagte nichts. Ich glaubte, in seinen Augen einen Vorwurf zu lesen, den ich aber nicht annehmen konnte.

In seinem Seminar über Thomas Morus' Utopia<sup>120</sup> lieferte ich eine Arbeit, die ihm gefiel. Ich konnte nachweisen, dass im zweiten, dem Gesprächsteil, ein Teil der kritischen Äusserungen ebenso der „Politik“ des Aristoteles entnommen waren wie bekanntlich die konstruktiven Teile weitgehend von Platons „Politeia“ beeinflusst sind. Er ging so weit, mir vorzuschlagen, in diesem Sinne weiter zu arbeiten und möglicherweise eine Dissertation daraus zu machen.

Ich solle das mit dem damaligen Privatdozenten Dr. Gerhard Ritter<sup>121</sup> besprechen. Ich hatte sofort grosse Bedenken und verhehlte sie Ritter nicht: ich könne doch nicht die ganze mittelalterliche staatsrechtliche Literatur durcharbeiten, um festzustellen, welche möglichen Verbindungswege zwischen Aristoteles und Thomas Morus in ihr angelegt seien. Ritter versprach, mit

<sup>118</sup> Der Literarhistoriker (und Jünger von Stefan George) Friedrich Gundolf (1880–1931) war seit 1916 Professor für deutsche Literaturgeschichte in Heidelberg.

<sup>119</sup> Der werdende Mensch und der werdende Jude, in: *Der Jude* 6 (1921–22), S. 457–475. Theodor Herzls Tagebücher, in: *Der Jude* 6 (1921–22), S. 649–659.

<sup>120</sup> *Utopia*, das Hauptwerk des englischen Staatsmannes und Humanisten Sir Thomas More (1478–1535), erschien ursprünglich 1516 auf lateinisch, 1922 erstmals in deutscher Übersetzung.

<sup>121</sup> Der Historiker Gerhard Ritter (1888–1967), veröffentlichte seinerseits einen Beitrag Zum Gedächtnis an Hermann Oncken, in: *Geistige Welt* I, Nr. 3.

dem Professor darüber zu sprechen, und er kam beruhigenderweise nicht mehr auf den Vorschlag zurück.

Nach einiger Zeit kam ich mit einem eigenen Vorschlag zu ihm. Ich wollte die „Entstehung des deutschen Nationalbewusstseins bei den Juden in Deutschland während des 18. Jahrhunderts“ untersuchen. Wieder sah Oncken mich ernst an und sagte etwa: „Lieber Herr Simon, dieses Buch schreiben Sie als freier Mann. Aus meinem Seminar wird keine Arbeit hervorgehen, auf die die Antisemiten sich berufen könnten.“ Ich habe das Thema später meinem etwas jüngeren Freunde B. Offenburg überlassen,<sup>122</sup> der damit bei Prof. Hashagen in Hamburg promovierte.

Mein Interesse für die Zusammenhänge zwischen Geschichtsphilosophie und Geschichtsschreibung, von Oncken angeregt und gefördert, führte mich dann zu einem zweiten Vorschlag: „Ranke und Hegel“. Oncken nahm das Thema gerne an; meine Arbeit ist als Beiheft 15 der „Historischen Zeitschrift“ erschienen. – Bei einer hebräischen Historikertagung in Jerusalem, wo ich über Ranke u. den Fortschritt der Rankeforschung zu referieren hatte<sup>123</sup>, durfte ich am Schluss meinem verehrten Lehrer Oncken den Dank des Schülers abstaten.

Mit guten Wünschen und Grüßen, Ihr ergebener ES.

[99] An Elazar Benjoez

24. Januar 1971

Lieber Herr Benjoez,

Entschuldigen Sie bitte die deutsche Antwort auf Ihren hebräischen Brief vom 8. Tevet<sup>124</sup>! Da ich aber seit meiner Pensionierung keine hebräische Sekretärin mehr habe und auch nur selten eine fremdsprachige – die Heuchelei dieser Bezeichnung bitte ich mir zu verzeihen; wenn nicht, kann ich ja englisch fortfahren – so möchte ich nicht, dass Ihr inhaltsreicher Brief noch länger ohne Antwort bleibt.

Hoffentlich komme ich bald dazu, mir den Wunsch, den Sie erregt haben, erfüllen zu können und mehr von Annette Kolb<sup>125</sup> zu lesen.

Wenn Sie auch nicht öffentlich zu meiner Frage nach der Ähnlichkeit zwischen ihren und Brunners Gedanken Stellung nehmen wollen, so würde es mich doch interessieren, was Sie persönlich dazu zu sagen haben.<sup>126</sup> Fritz

<sup>122</sup> Benno Offenburg, nachmals Baruch Ofir (geb. 1910).

<sup>123</sup> Ranke zu seiner Zeit und in der Nachwelt. Seine Stellung und Bedeutung in der Geschichtsschreibung (hebr.), in: *Molad* 20 (1962), S. 407–416.

<sup>124</sup> Handschriftlich, liegt bei.

<sup>125</sup> Der Adressat hatte Simon wohl sein Buch über die Erzählerin Annette Kolb (1870–1967) geschickt: Elazar Benjoez, *Annette Kolb und Israel*, Heidelberg 1970.

<sup>126</sup> Benjoez hatte zwischen Annette Kolb und dem antizionistischen Philosophen Constantin Brunner (1862–1937, eigentlich Leopold Wertheimer) einerseits gedankliche Nähe beobachtet, andererseits direkte Abhängigkeit ausgeschlossen.

Engel war in der Tat mit mir verwandt, wenn auch nur ein Grossonkel, nämlich der Sohn meiner verstorbenen Urgrossmutter Egers, aus der Familie von Rabbi Akiba Eger, die ich als kleiner Junge noch gekannt habe, während Engels Schwester, meine Grossmutter Leppmann, vor meiner Geburt starb. Er hat, soweit ich weiss, seinen gesamten literarischen Nachlass, bestimmt aber seine Bibliothek und sein grosses Theaterarchiv dem germanistischen Seminar der Universität Berlin vermacht. Das entsprechende Testament stammte wohl schon aus der Zeit vor 1933. Er wurde sehr bald aus dem Verbands des Berliner Tageblattes entfernt; sein Nachfolger wurde Herbert Ihering<sup>127</sup>, der ihm, ich glaube: Anfang 1934, einen kurzen, recht gequetschten Nachruf widmete, den ich besitze und Ihnen gelegentlich einmal zeigen kann. Soweit ich weiss, ist Ihering heute ebenso wacker in Ostberlin tätig. Manche Herren können alles; sie sind aber trotzdem nicht beneidenswert. Um auf den Nachlass zurückzukommen: Engel konnte oder wollte in der beginnenden Nachkriegszeit<sup>128</sup>, in der sich bald eine Krebserkrankung zeigte, an der er starb, sein Testament nicht mehr ändern. Es kann aber auch sein, dass ihn die persönliche Bekanntschaft mit Max Hermann<sup>129</sup>, der bis dahin die ausserordentliche Professur für Theatergeschichte in Berlin hatte, irgendwie beeinflusst hat. Hermann war ein Mitglied der Naumann-Gruppe<sup>130</sup>; Engel nur im Hauptvorstand des C.V.\*, aber natürlich weder zionistisch gesinnt, noch religiös gebunden. Immerhin erzählte er mir gelegentlich von seinem Vater, einem Breslauer Kaufmann, dass er morgens mit Tallis und Tfillin<sup>131</sup> im Zimmer herumgegangen sei. Dabei war er gleichzeitig ein Mitglied der Geigerschen liberalen Synagoge<sup>132</sup>, ein interessantes Symptom, dass der Übergang doch nicht immer so plötzlich war, wie wir ihn uns nachträglich vorstellen. Der unsere, in umgekehrter Richtung<sup>133</sup>, war wohl plötzlicher.

Engel war unverheiratet, lebte jahrzehntelang mit einer nichtjüdischen Frau zusammen, die er wenige Jahre vor seinem Tode heiratete. Er war ein überaus vornehmer Mensch, der Gefahren seines Berufes sehr bewusst und sagte mir einmal scherzhaft, man solle auf seinen Grabstein schreiben:

„Ein Ehrenmann zu sein, ward ihm nicht leicht gemacht;  
er hat sein Leben lang als Journalist verbracht.“

<sup>127</sup> Der Theaterkritiker Herbert Ihering (1888–1977) war seinerzeit Mitarbeiter des *Berliner Tageblatts* und der *Weltbühne*. Während des Ersten Weltkriegs war er an der Wiener Volksbühne tätig, 1941–44 gehörte er dem künstlerischen Beirat des Wiener Burgtheaters an. 1945–54 war er Chefdramaturg des Deutschen Theaters in Berlin.

<sup>128</sup> Des Ersten Weltkriegs.

<sup>129</sup> Der Literaturhistoriker und Theaterwissenschaftler Max Herrmann (1865–1942) begründete 1923 an der Universität Berlin das theaterwissenschaftliche Institut.

<sup>130</sup> Es gab deutsch-national gesinnte Juden, die der Freisinnigen Vereinigung bzw. Fortschrittlichen Volkspartei des national-sozialen Politikers Friedrich Naumann (1860–1919) angehörten.

<sup>131</sup> Hebräisch: Gebetsmantel und -riemen.

<sup>132</sup> Der jüdische Theologe Abraham Geiger (1810–1874) war 1840–1860 Rabbiner in Breslau, wo er wegen seiner energischen Reformbestrebungen einen schweren Stand hatte.

<sup>133</sup> Der Übergang von Assimilation zur jüdischen Tradition.

Von der Tatsache, dass er die Kleiststiftung begründet hat, wissen Sie wohl; eine der ersten Preisträger war Anna Seghers<sup>134</sup>, mit der ich noch in Heidelberg im koscheren Restaurant gegessen habe.

Er war ein Verehrer seiner Nichte, meiner verstorbenen Mutter, und ein häufiger Sonntagmittagsgast. Ich lernte so viel von ihm, dass ich meine Arbeit „Über Jakob Grimms Sprache, Stil und Persönlichkeit“ ihm, als „meinem ersten Deutschlehrer“ widmen durfte. Sie erschien in der „Vierteljahresschrift für deutsche Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ 1928 (jetzt in meiner Sammlung „Brücken“, Heidelberg 1965, S. 93–134), und ich musste mit dem Redakteur Prof. Erich Rothacker um die Widmung kämpfen, die er nicht wollte. – Vielen Dank für die Druckproben, die ich mit grossem Interesse gelesen habe.<sup>135</sup> Aber mich beschleicht eine Sorge für Sie: können Sie ein solches Riesenunternehmen allein bewältigen, ohne Ihre eigene Produktion zu gefährden, von der Sie u.a. in dem Kolb-Buch eine so schöne Probe abgelegt haben.

Mit herzlichen Grüßen Ihr [Ernst Simon]

[100] An Markus Barth

19. Februar 1971

Lieber Herr Barth,

Sehr schönen Dank für Ihren Brief vom 27. Januar<sup>136</sup> und Ihre gute Meinung über den Buberaufsatz.<sup>137</sup> Was den anderen, in dem Arthur Cohenschen Sammelband veröffentlichten<sup>138</sup> angeht, der übrigens gerade jetzt auch spanisch erschienen ist, so handelt es sich um eine Verkürzung, die das hebräische Original im Maßstab von etwa eins zu vier wiedergibt. Dort habe ich einen grossen Teil des talmudischen Materials ausgebreitet und es mit heutigen Stellungnahmen verglichen, und zwar zu den Motivkreisen: Sprache, Kunst, Liebe, Arbeit. Sie haben mit sehr feinem Gefühl erkannt, dass der englische Aufsatz Ihnen eine Art von Grippe gibt; der hebräische liefert, wie ich hoffe, dessen lebendiges Kleid.

<sup>134</sup> Die Schriftstellerin Anna Seghers (1900–1983) erhielt 1928 den Kleist-Preis; sie verließ Deutschland im Jahre 1933 und kehrte 1947 nach Ost-Berlin zurück.

<sup>135</sup> Bio-Bibliographie über die Tätigkeit von Juden in der deutschen Literatur seit Moses Mendelssohn; im Zusammenhang mit diesem Projekt war Benjoez auf den Namen Fritz Engel gestoßen.

<sup>136</sup> Darin hatte Prof. Barth den Plan entwickelt, eine Art Dokumentation von Äußerungen israelischer und palästinensischer Denker zusammenzustellen, die auf Zusammenarbeit und Koexistenz der beiden Völker gerichtet waren.

<sup>137</sup> Ernst Simon, Nationalismus, Zionismus und der jüdisch-arabische Konflikt in Bubers Lehre und Wirksamkeit, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* (BLBI) IX (1966), S. 21–84.

<sup>138</sup> Ernst Simon, Are we Israelis still Jews? in: Arthur Allman Cohen (Hg.), *Arguments and Doctrines. A Reader of Jewish Thinking in the Aftermath of the Holocaust*, New York 1970, S. 388–401.

Auch ich bin der, vorläufig privaten und bisher nur im engen Kreis meiner Gesinnungsgenossen geäußerten, also bitte diskret zu behandelnden Meinung, dass der Zeitpunkt einmal kommen muss, wo wir mit den Palästinensern verhandeln werden. Selbst de Gaulle<sup>139</sup> konnte die französische Algerienfrage ja erst dann lösen, als er sich mit der Widerstandsbewegung selbst in Verbindung setzte. Aber vielleicht hinkt der Vergleich, denn die Algerier bestritten ja nicht Frankreichs Existenz als selbständiger Staat mit französischer Mehrheit. Beide Seiten werden also einen längeren Weg zu gehen haben, bevor sie sich treffen können; gewiss auch wir, aber nicht nur wir. Auf alle Fälle würde ich mich sehr freuen, Sie im Sommer 1971 wiedersehen zu dürfen, obwohl ich heute nicht sagen kann, ob eine solche Reise gerade diese Angelegenheit fördern kann oder nicht.

Sehr ähnliche Gedanken wie Sie hat Dr. Gabriele Dietrich, I Berlin 15, Pariserstr. 38 in einer hektographierten politischen Analyse dargelegt.<sup>140</sup> Sie war mir bekannt aus einem guten Aufsatz in einer deutschen Zeitschrift. Ich dankte ihr jetzt für die Zusendung der neuen Arbeit und regte sie an, sie auch Ihnen zu schicken. Auch teilte ich ihr Ihre Adresse mit.

Vielen Dank für die Nachfrage nach meiner Gesundheit. Eine Operation ist vorläufig nicht nötig, und es geht mir ganz ordentlich. Ich bin recht tätig in unserer „Bewegung für Frieden und Sicherheit“, deren unterirdischer Einfluss vielleicht grösser ist als ihre organisatorische Bedeutung und Ausdehnung. Ausserdem versuche ich, Einzelnen zu helfen, jüdisch zu lernen, und von Zeit zu Zeit veröffentliche ich eine Abhandlung. Hingegen beneide ich Sie um den „Epheserbrief“<sup>141</sup>; ich arbeite zwar nebenher an zwei Büchern<sup>142</sup>, ohne die Sicherheit, sie je noch zu beenden, bin aber überhaupt mehr Redner als Schreiber, und als Schreiber mehr Essayist als Bücherverfasser. So etwas ändert sich kaum mehr im achten Lebensjahrzehnt.

Für Ihre stärkenden Worte danke ich Ihnen von Herzen; ich bedarf ihrer durchaus.<sup>143</sup>

<sup>139</sup> Der Unabhängigkeitskampf der französischen Kolonie Algerien gefährdete seit Mitte der 50er Jahre die Einheit der französischen Nation. Dem französischen General und Politiker Charles de Gaulle (1890–1970), 1958 als Regierungschef berufen, gelang es 1962, gegen Widerstand von innen und außen, die Anerkennung der Unabhängigkeit Algeriens durchzusetzen.

<sup>140</sup> Im Simon-Nachlaß erhalten ist ein formloses Schreiben von Gabriele Dietrich vom 19.4.70, in dem sie sich folgendermaßen vorstellt: „Ich selber gehöre in einem Kreis um Helmut Gollwitzer zur Berliner APO u. versuche ständig etwas gegen den Anti-Israelismus der deutschen Linken zu unternehmen.“

<sup>141</sup> Ephesians 1–3,4–6. A New Translation with Introduction and Commentary by Markus Barth (The Anchor Bible), Garden City 1974.

<sup>142</sup> Das kleine hebräische Buch *Über Bubers politische Philosophie und Praxis*, eine Erweiterung des Beitrags zum *Bulletin des Leo Baeck Instituts* (BLBI) von 1966, ist 1973 unter dem Titel *Die Demarkationslinie* erschienen; von der Aufsatzsammlung *Empfangen und Geben* über deutsch-jüdische Wechselwirkungen ist Ernst Simon zurückgetreten.

<sup>143</sup> Prof. Barth hatte seinen Brief mit der Versicherung geschlossen, „dass Sie sehr nötig sind im heutigen Israel, gerade mit Ihren sehr besonderen und vielleicht nicht sehr populä-

Oft zitiere ich, was Sie damals bei uns von Ihrer Nachbarin erzählten, die das Wort „Mizveh“ definierte als „eine Gelegenheit, Gottes Willen zu tun“. Mir als konservativ-liberalem Laientheologen liegt das Wort so sehr, dass ich es vielleicht einmal in einer meiner gelegentlichen Predigten verwenden werde. Aber es ist natürlich ganz unorthodox, weil es, wie meine sehr intelligente Sekretärin<sup>144</sup> gleich merkte, den Akzent vom befehlenden Gott auf den auswählenden Menschen verlegt. Können Sie, Herr Barth, eigentlich damit einverstanden sein?

Herzliche Grüsse an Sie und Ihre verehrte Frau, sowie an den Kollegen Talmon<sup>145</sup>, wenn Sie ihn doch noch sehen sollten.

Ihr stets ergebener [Ernst Simon]

[101] An Günther Schulz, Bremen

19. Februar 1971

Lieber Herr Schulz,

Vielen Dank für Ihren Brief vom 13. Februar<sup>146</sup>, und besonders dafür, dass Sie mir, vielleicht unabsichtlich, aber doch faktisch die Möglichkeit gegeben haben, mich zu dem von Ihnen vorgeschlagenen Titel der Festschrift „Das Ja zum Jüdischen und das Ja zum Deutschen“ [zu äussern]. Um die Wahrheit zu sagen, was ja gelegentlich unvermeidlich ist, berührt mich dieser Titel eher peinlich, besonders in einem Werke, das einen Beitrag von mir enthalten soll. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die nun folgenden Bedenken nicht nur aufmerksam, sondern auch mit wohlwollender Empathie prüfen könnten.

Die jüdisch-deutschen Dinge, aber auch die innerjüdischen und die innerdeutschen, erscheinen mir viel zu kompliziert, als dass sie durch je ein uneingeschränktes Ja ausgedrückt werden können, um wie viel weniger durch zwei Jas, die in scheinbarer Harmonie durch „und“ verbunden sind. Ich weiss nicht einmal, ob das für denjenigen Ihrer Mitarbeiter gilt, der vermutlich mein äusserster Antipode im Denken über diese Gegenstände ist; ich meine meinen alten Gegner Hans Joachim Schoeps<sup>147</sup>. Sein antiorthodoxes Judentum und sein preussisch interpretiertes Deutschtum sind viel zu dialektisch, um auf je ein glattes Ja zu hören. In welchem Zusammenhang Professor Carlo Schmid<sup>148</sup>, den kennen zu lernen ich in Jerusalem die Freude und Ehre hatte,

---

ren Ansichten, und nicht nur in Israel, weil doch der Frieden der Welt so sehr abhängt von einem rechten und nicht faulen Frieden in und mit Israel.“

<sup>144</sup> Ernst Simons Cousine Ilse Bickart (gest. Dezember 1977).

<sup>145</sup> Der Jerusalemer Alttestamentler Prof. Shemaryahu Talmon kam auf seiner Vortragsreise durch die USA auch nach Pittsburg; Prof. Barth hatte sein Bedauern geäußert, ihn bei dieser Gelegenheit nicht persönlich kennenlernen zu können.

<sup>146</sup> Deutsch handschriftlich, liegt bei.

<sup>147</sup> Hans Joachim Schoeps (1909–1980), jüdischer Religionswissenschaftler aus Berlin; emigrierte 1938 nach Schweden, kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg nach Deutschland zurück.

<sup>148</sup> Carlo Schmid (1896–1979), deutscher Jurist und Politiker.

als er auf Einladung eines Professorenkomitees (Buber<sup>B</sup>, Bergmann<sup>B</sup>, Scholem<sup>B</sup> und ich) den ersten öffentlichen Vortrag in deutscher Sprache in der grossen Aula hielt, mit Buber als Vorsitzendem und mir als Dankredner den Satz gebraucht hat, werde ich erst aus seinem Zusammenhang ersehen, und natürlich hat er jedes Recht zu einer solchen Aeusserung. Etwas anderes ist es um den Buchtitel, der doch in gewisser Weise den gemeinsamen Nenner formulieren soll, auf den sich alle Mitarbeiter einigen könnten. Von mindestens einem weiss ich sehr genau, dass es bei ihm nicht der Fall ist. Um nicht bei negativer Kritik stehen zu bleiben, möchte ich mir erlauben, Ihnen einen positiven Gegenvorschlag zu machen, sogar in zwei Fassungen, zur Auswahl, nämlich: Kritische Identifikation, oder: Kritische Solidarität.<sup>149</sup> Wahrscheinlich ist das die Haltung, die sowohl den Mann kennzeichnet, welchen wir ehren wollen, wie alle diejenigen, welche sich an dieser Ehrung gern beteiligen. Wenn Sie wollen und es vielleicht auch aus buchhändlerischen Gründen angezeigt ist – Ihr Vorschlagstitel hat ja zweifellos eine gewisse Werbekraft – können Sie als Untertitel hinzufügen: Betrachtungen zur Völkerverständigung, oder auch: zum deutsch-jüdischen Selbstverständnis. Das geht zwar schon etwas über das hinaus, was ich als Person sagen würde, aber nicht so weit, dass ich mich davon abgrenzen müsste.

Ihre interessante Arbeit über Reimann<sup>150</sup> habe ich sofort gelesen und sehr viel daraus gelernt. Haben Sie vielen Dank dafür! Auch auf mich üben, neben den grossen Gestalten des Geisteslebens, diejenigen eine besondere Anziehungskraft aus, die in ihrem Schatten stehen. Ich wollte immer einmal einen Aufsatz schreiben, zu dem ich schon sehr viel Material gesammelt habe und dessen Titel und Tendenz Sie vielleicht ärgern wird, aber ich werde ihn ja nicht schreiben: „Mephisto erzieht Eckermann“.

Ich finde nämlich, dass Goethe mit Eckermann<sup>151</sup> doch recht egozentrisch verfuhr. Die rechtzeitige Heirat hat er ihm doch eigentlich regelrecht verboten oder zum mindesten praktisch unmöglich gemacht. Man könnte auch im einzelnen zeigen, wie er sich ihn zum wesentlich empfangenden Werkzeug zurichtete. Natürlich, darüber ist ja kein Wort zu verlieren, hat Eckermann unendlich mehr bekommen als gegeben, aber eine kreatürliche Ethik, die jedem Menschen das ihm mögliche Mass von Autonomie gönnt, wird doch auch den Preis einrechnen, den jede solche *societas leonida*<sup>152</sup> fordert.

---

<sup>149</sup> Ernst Simons Vorschlag wurde angenommen: Die von Prof. Schulz herausgegebene Festschrift zu Max Plauts 70. Geburtstag erhielt den Titel *Kritische Solidarität – Betrachtungen zum deutsch-jüdischen Selbstverständnis*; Ernst Simons Beitrag dazu hiess: *Frieden und Krieg als Faktoren geistig-seelischer Gesundheit*.

<sup>150</sup> Gemeint vielleicht: Guenter Schulz, Friedrich Wilhelm Riemer (1774–1845), Goethes Fass, dem die Reifen fehlten, in: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau* 16 (1971), S. 262–274.

<sup>151</sup> Joh. Peter Eckermann (1792–1854), seit 1823 Goethes Sekretär und Gesprächspartner.

<sup>152</sup> Lateinisch: Gemeinschaft mit dem Löwen [d.i. Goethe].

Vielen Dank für die zu Frau Hilde Kubel<sup>153</sup> gebaute Brücke; ich würde mich sehr freuen, die Herrschaften bei ihrer nächsten Israelreise kennen zu lernen.

Worüber will mir denn Ihr Fräulein Tochter schreiben? Ist sie die freundliche Uebersetzerin meines Aufsatzes?

Mit herzlichen Glückwünschen zur Begründung der Lessing Akademie<sup>154</sup>,  
Ihr Ihnen freundschaftlich ergebener ES

[102] An Johanan Bloch

27. Februar 1971

Lieber Jochanan,

Herzlichen, wenn auch leider sehr verspäteten Dank für Ihren guten Brief vom 22.1.<sup>155</sup> Ich bin recht überlastet und oft sehr müde, habe auch, als Emeritus, nur noch selten eine Sekretärin, sodaß Sie mich entschuldigen werden. Muß Unbefangenheit sich gerade als Uebergriff in die Privatsphäre oder Nationalosphäre oder Glaubenssphäre des anderen äussern? Das keineswegs unbefangene Streben nach der Unbefangenheit allerdings neigt dazu. Ich habe selten gesunde Menschen oder Völker von ihrer Gesundheit reden hören, noch seltener wurde sie von ihnen als Ziel proklamiert. Geschieht das, so deutet es wohl fast immer, auch in Ihrem Falle – siehe unter „stabil“ – eher auf ein Ergänzungsbedürfnis als auf einen selbstverständlichen Besitz. Dagegen finde ich Ihre „artigen Bemerkungen“ über die Stilunterschiede meiner letzten Arbeiten nicht nur sehr interessant, sondern auch zutreffend. Das ist eine wirklich produktive Kritik. Merkwürdigerweise hat mein Sohn Uri, mit dem ich in dauerndem Gedankenaustausch stehe, etwas sehr Ähnliches bemerkt, obwohl er doch unendlich viel weniger deutsch kann als Sie, der Sie es sehr gut können, wovon auch Ihre hervorragende Salzburger Rede<sup>156</sup> wieder erneutes Zeugnis ablegt.

Dieses Einverständnis bezieht sich, wie selbstverständlich, nicht auf Ihre These selbst, sondern auf Ton und Niveau ihrer Begründung. – Uri also lobte den Fontane besonders auch stilistisch (der Stoff ist ihm völlig unbekannt)<sup>157</sup>,

<sup>153</sup> Die Frau des damaligen Ministerpräsidenten von Niedersachsen, bei der Gründungsversammlung der Lessing-Akademie von Prof. Schulz auf Ernst Simons Buch *Brücken* aufmerksam gemacht.

<sup>154</sup> Prof. Schulz hatte geschrieben: „Jetzt haben wir den Verein *Lessing Akademie* in Wolfenbüttel notariell eintragen lassen. Bald werden Sie einen offiziellen Brief erhalten, der die Berufung in den wiss. Senat ausspricht. Auch wollen wir im März die 1. Vorstandssitzung machen, um die weiteren Schritte zu besprechen. Ich werde Sie u. Herrn Flusser laufend unterrichten.“

<sup>155</sup> Im Simon-Nachlaß erhalten.

<sup>156</sup> Jochanan Bloch, *Der Zionismus als säkulares Judentum* [Vortrag vom 5. Salzburger Humanismusgespräch, Sept. 1970], in: O. Schatz (Ed.), *Hat die Religion Zukunft?* Graz / Wien 1971, S. 276–295.

<sup>157</sup> Theodor Fontanes jüdischer Komplex, in: *Neue Züricher Zeitung*, Literatur und



fand das Gespräch über Rosenzweig, von dem ich nicht weiss, ob ich es Ihnen gegeben habe, und von dem ich nun leider auch keine Sonderdrucke mehr besitze (Petachim Ellul 5730, ganz genau nach Erschaffung der Welt) als aktuelle religiöse Orientierung sehr wichtig<sup>158</sup>, „viel weniger aber“ gefielen ihm die „Begegnungen“<sup>159</sup>. Er schrieb, wie ich auswendig aus seinem Hebräisch übersetze, das mir im Augenblick nicht vorliegt, etwa das Folgende: Wenn Du solche Sachen in der Rede sagst, werden sie von Deinem Schwung mitgetragen und illustrieren lebendig Deine Gedanken. Schreibst Du sie nieder und noch dazu in umgekehrter Reihenfolge, sodass die Illustration ihrer gedanklichen Interpretation vorangeht, so erweist sich jene als zu schwach, um diese zu tragen. –

Diese Kritik ist zwar nicht identisch mit der Ihren, aber beide ergänzen sich. Ich finde Halacha\* ungeheuer interessant und entdecke gerade in ihr unsere indirekte Theologie. Ich glaube, dass jeder, der sie aus seiner Judentumsdeutung ausklammert oder ausklammern muss, weil er nichts von ihr versteht, wie Buber und Sie, zum Unterschied von Rosenzweig, der sich doch sehr weitgehend hineingearbeitet und vor allem hineingelebt hatte – ohne das versteht man sie ebenso wenig, wie man die Psychoanalyse nur aus Büchern lernen kann, – gerade hier auf direkte Aussage reduziert wird.<sup>160</sup>

Theologie kann ja kaum etwas anderes sein, es sei denn, sie beschränke sich auf ihre eigene Geschichte, wie Sie das so schön an dem historischen Buch von Barth beweisen. Das soll keine Retourkutsche sein, sondern, um mit Rosenzweig<sup>B</sup> zu sprechen, ein Hinweis auf die „Vertauschten Fronten“, die er bei Cassirer und Heidegger in deren Streitgespräch entdeckte.<sup>161</sup> Ich habe Buber immer wieder wegen seiner, manchmal ja fast schamlosen, direkten Aussagen angegriffen und ihn z.B. auf Kierkegaard als nachahmenswertes Vorbild verwiesen<sup>162</sup>, impertinent, wie ich war – oder bin. Das konnte er natürlich ebenso wenig leisten, wie eine Theologie der Halacha, und insofern tat ich ihm unrecht, wie Sie mir und ich Ihnen, und wir haben es alle Drei verdient und werden es in guter Freundschaft tragen. Übrigens ist „die Frage an den Einzelnen“<sup>163</sup> eine der wichtigsten Spätschriften Bubers, und vielleicht die tapferste, mitten in der Nazizeit ihre philosophische Verurteilung, freilich in einer für die idiotischen Zensoren unverständlichen Sprache.

---

Kunst, 16.8.1970; unter dem Titel Th. Fontanes jüdische Ambivalenz wiederabgedruckt in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 266–275.

<sup>158</sup> Über Franz Rosenzweig (hebr.), in: *Petachim* 11–14 (1969/70), S. 16–22.

<sup>159</sup> Begegnungen – und was sie bedeuten, in: *MB (Mitteilungsblatt)* 38 (1970), Nr. 40/41, vom 30.9.70, S. 5–7 unter dem Titel: Atempausen der Geschichte. Begegnungen mit Arabern; wiederabgedruckt in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 389–403.

<sup>160</sup> Syntax auf dem Durchschlag inkonsistent.

<sup>161</sup> Franz Rosenzweig, Vertauschte Fronten, in: *Kleinere Schriften*, Berlin 1937, S. 354–356.

<sup>162</sup> S. dazu Ernst Simons Beitrag Angst und Vertrauen bei Martin Buber. Ein Beitrag zum Thema Buber und Kierkegaard (1975), in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 136–159.

<sup>163</sup> Martin Buber, *Die Frage an den Einzelnen* (Ansprachen vor Schweizer Studenten, November 1933), Berlin 1936; auch in *Werke I* (Schriften zur Philosophie), S. 215–265.

Noch vor Ihrem Brief, bald nach Ihrem schönen Besuch, fragte ich Beinart, wie es mit Ihrer Beförderung stehe u. er gab mir eine sehr zuversichtliche Antwort, die er später einmal, als wir uns auf dem Wege in die entsprechenden Synagogen am Freitag Abend trafen, noch einmal bestätigte, beides Mal unter besonderem Hinweis auf Werblowskys<sup>164</sup> sehr intensive Bemühungen. Das ist doch sehr erfreulich.

Sehr herzliche Grüsse, Ihr [Ernst Simon]

[103] An Grete Schaefer

Jerusalem, 21.4.1971

Liebe Grete,

Nehmen Sie herzlichsten Dank für Ihre beiden schönen, ausführlichen Briefe vom 24.3. und 7.4.

Mir tut natürlich leid, dass Sie nicht recht gesund und vor allem so müde sind, was ja auch ein Symptom des Gesamtzustandes ist, des Einzelnen und der Welt, um die wir uns alle gemeinsame Sorgen machen. Dass Sie trotzdem an meinen Geburtstag und an Pessach\* gedacht haben, rührt Toni und mich sehr. Wir sind darin sehr lässig, und das ist sicher nicht gut. Geburtstage vergesse ich nicht einmal, denn ich weiss sie gar nicht, und zu den Kalenderfesten, die für Sie nicht weniger bedeuten als für uns, wünsche ich nicht ausdrücklich Glück, obwohl ich es meine, nicht gerade an bestimmten Tagen, aber eigentlich immer dann, wenn ich an einen nahen Menschen denke, besonders im Gebet. Unser jüdischer Ritus ist so umfassend, dass er auch ohne besondere „Fürbitten“, die es auch gibt, Raum lässt für seelische Akzentsetzungen, die ohne den allgemeinen Text der Formel zu ändern, persönliche Intentionen zulassen und manchmal sogar fordern. Das ist ein Weg, dem schweren Problem der Gebetskonzentration bei vorgeschriebenen Pflichtgebeten beizukommen. Sie ist wohl nur Heiligen durchgehend möglich; jemand wie ich muss froh sein, wenn er immer wieder auf diese oder jene Stelle stösst, jeweils eine andere, die ihm volle Intention ermöglicht und auferlegt. Natürlich gibt es gewisse Höhepunkte, die immer wiederkehren: bei mir etwa, zusammen mit allen Juden und auch nach der Halacha, das „Höre Israel ...“, und dann „Reinige mein Herz, Dir in Wahrheit zu dienen“ (auch der Text einer chaluzischen Horra!) und etwa noch „Mögen unsere Augen sehen, dass Du nach Zion zurückkehrst“<sup>165</sup>, also nicht nur wir.

<sup>164</sup> Den beiden Jerusalemer Professoren Chaim Beinart (mittelalterliche jüdische Geschichte) und Zwi R. Werblowsky (Religionswissenschaft) oblag die Beurteilung von Jochanan Blochs akademischer Qualifikation im Hinblick auf seine Festanstellung an der Universität Beer-Schewa.

<sup>165</sup> *Höre Israel* – das Bekenntnis der Einheit Gottes, Dtn 6, 4; Horra ist ein israelischer Volkstanz, Chaluzim die zionistischen Pioniere, der Spruch ist aus dem Mittelteil des sabbatlichen Zusatzgebets; der letzte Spruch steht am Schluß der drittletzten Benediktion des

Grete, das ist nun ein ganz anderer Brief, als ich zu schreiben vorhatte. Aber das Vorgehabte soll nun auch noch gesagt werden: wir alle sind froh, dass Sie so viel wie möglich aus dem Rosenzweig–Buber Briefwechsel hereinnehmen wollen und können, und sind ganz Ihrer Meinung, dass dies wahrscheinlich das Kernstück der Gesamtausgabe wird.<sup>166</sup> Ebenso finden wir es sehr richtig, dass Sie versuchen, Ihre Kur vorzuverlegen, und hoffen nur, dass es gehen wird.

Nicht ganz klar ist mir, in wieweit sich Ihre positive Entscheidung auch auf die 4 Briefe erstreckt, die Dr. Rivka Horovitz<sup>167</sup> Ihnen geschickt hat. Sie liegen auch in meiner Mappe, aber ich bin noch nicht dazu gekommen, sie mir genauer anzusehen und hoffe, Ihnen in meinem nächsten Brief meine Meinung darüber sagen zu können. Wahrscheinlich wird sie positiv ausfallen. Ein Anlass meiner Vielbeschäftigung sind Vorbereitungen literarischer und anderer Art zu einem Datum, das auch Sie interessieren wird: am 4. Mai wird Werner Kraft, so Gott will, 75 Jahre.<sup>168</sup>

Wie schön, dass Ihre liebe Tochter wieder in ihrer Arbeit ist und dass Stefan der Dienst gut bekommt. Grüßen Sie alle herzlich von mir!

Sie selbst seien mit den besten Wünschen, besonders für Gesundheit und Arbeitskraft, von Toni und mir von Herzen begrüßt.

Stets Ihr ES<sup>169</sup>

[104] An Heinrich Grüber, Berlin

7. Mai 1971

Hochverehrter Herr Propst, Ich höre durch Herrn Dr. Köhler, von dem Sie diese Zeilen erhalten werden, dass Sie am 24. Juni des Jahres Ihren 80. Geburtstag feiern werden. Erlauben Sie mir, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin dazu den Glückwunsch von uns beiden, von meiner Frau und mir selbst, auszusprechen.

Längst bevor wir die Freude hatten, Sie bei jenem Empfang im Leo Baeck Institut New York zu hören und kennen zu lernen, war Ihr Name für uns ein Symbol tatkräftiger Menschenliebe geworden. Sie vereinigen in Ihrer Persön-

---

sog. Achtzehngebets; seine zentrale Stellung war unter den jüdischen Reformern im 19. Jahrhundert sehr umstritten.

<sup>166</sup> Die Rosenzweig-Briefausgabe von 1935 hatte Ernst Simon betreut; daher hatte Frau Schaefer nicht nur die Witwe und den Sohn von Franz Rosenzweig, sondern auch ihn angefragt, ob sie dort bereits veröffentlichte Briefe in ihre dreibändige Ausgabe des Buber-Briefwechsels aufnehmen dürfe.

<sup>167</sup> Rivka Horowitz, Professorin für moderne jüdische Geistesgeschichte an der Universität Beer-Schewa, veröffentlichte Bubers Vorlesungen am Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt 1922, aus denen dann sein berühmtes Buch *Ich und Du* hervorging: *Buber's Way to I and Thou. An Historical Analysis and the First Publication of Martin Buber's Lectures „Religion as Gegenwart“*, Heidelberg 1978.

<sup>168</sup> Der Dichter Werner Kraft (1896–1991), seit 1934 in Jerusalem.

<sup>169</sup> Durchschlag nicht voll unterschrieben.

lichkeit zwei Charakterzüge, die sonst meistens getrennt sind: soldatischen Mut und geistig-geistliches Mitempfinden mit dem Einzelnen. Da noch einige Nebengaben dazu kommen, mit denen der liebe Herrgott Sie gesegnet hat, nämlich eine gute Gesundheit, unermüdliche Arbeitsfähigkeit, zielbewusste Energie und hervorragendes Organisationstalent, vor allem aber eine prachtvolle Frau, die auch bei den ernstesten Gefahren Sie nie davon zurückzuhalten suchte, die Pflicht Ihres Herzens zu tun, sondern stets an Ihrer Seite zu finden war – da all dies zusammen kam, haben wir das Glück, einen Heinrich Grüber zum 80. Geburtstag mit dem altjüdischen Wunsch, der in diesem Falle wirklich ein Segenswunsch ist, dankbar ehren zu dürfen: bis hundertzwanzig!

In der Hoffnung, Sie und Ihre Gattin bald wieder in alter Jugendfrische in der heiligen Stadt begrüßen zu dürfen,

bin ich – Ihr Ihnen verehrungsvoll ergebener ES<sup>170</sup>

[105] An Michaela und Herbert Probst

Jerusalem, 1.1.1972

Liebe und geehrte Frau Michaela und Herr Herbert Probst,

Ihren Brief vom 10. November habe ich mit grosser Verspätung erhalten und konnte ihn auch dann nicht gleich beantworten, weil ich die Grippe hatte. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre freundlichen Worte, freundlich zu Israel, und freundlich zu mir.<sup>171</sup> Sie haben mich sehr genau darin verstanden, dass auch meine Kritik, und gerade sie, aus der Liebe zu meinem Volk und meinem Land stammt. Eine Reaktion wie die Ihre ist ein Anzeichen dafür, dass bei Menschen, die wie Sie von sich sagen dürfen: „ich liebe Israel sehr“, die kritische Identifizierung, wie ich meine Haltung gerne nenne, als ein Dienst an Israel gewürdigt wird.

Besonders dankbar bin ich für Ihre Kritik daran, dass ich meinen „Friedensbegriff“ nicht erläutere, weil das Wort so vieldeutig sei. Es ist in der Tat vieldeutig und wohl in fast allen Sprachen, wo es vorkommt, auch im Hebräischen. „Schalom“ wird im allgemeinen mit einem voll ausgeschriebenen O-Vokal geschrieben, und nur ganz selten mit dessen Andeutung durch einen graphischen Punkt. Diese beiden Schreibungen, die auch bei anderen Wörtern vorkommen, werden von den hebräischen Grammatikern als plene (voll) und defect (fehlend) bezeichnet. Der Talmud sagt, mit Bezug darauf: „Der Friede ist kein Friede, wenn er nicht voll ist“. Das ist ein endzeitliches Ideal, welches Kant mit seinem Begriff des „Ewigen Friedens“ meinte<sup>172</sup>, und in der

<sup>170</sup> Durchschlag nicht voll unterschrieben.

<sup>171</sup> Der handschriftliche Brief vom 10. Nov. 1971 liegt bei; die Schreiberin bezieht sich auf Ernst Simons Vortrag Erziehung zum Frieden auch im Kriegszustand, den sie in der Woche zuvor gehört hatte.

<sup>172</sup> Immanuel Kant, Zum Ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf (1795 / 6), in: *Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. W. Weischedel, IX, S. 195–254.

Bibel-Auslegung entspricht es der Tatsache, dass die defekte Schreibung, so weit ich sehe, ausschliesslich an solchen Stellen der Bibel zu finden ist, wo es sich um keinen echten Frieden handelt, sondern entweder um den nur gesuchten, aber nicht gefundenen, oder sogar um den vorgetäuschten.

Ich habe den Eindruck, dass Sie beide zu den sehr lauterer und tapferen Menschen gehören, welche Vollkommenheit anstreben, sie im höchsten erreichbaren Maße von sich selbst verlangen und, wenn ich richtig sehe, dann sehr verständlicherweise eine gewisse Ungeduld mit solchen Menschen zeigen, die sich mit Annäherungen begnügen.

Ich muss gestehen, dass ich zu dieser zweiten Gruppe gehöre. Hätte ich meinen Friedensbegriff definiert, so wäre er, für die heutige Weltstunde und meinen geopolitischen und geographischen Standort in ihr, defekt ausgefallen, nicht plene. Vermutlich habe ich es deshalb unterlassen. Spinoza, der grosse Einsiedler, der das Judentum verlassen hat, ohne einer anderen Glaubensgemeinschaft sich anzuschliessen, konnte mit dem Mut des völlig einsamen Dissidenten, den Frieden definieren, nicht negativ, als ein Aufhören des Krieges, sondern als eine grosse Tapferkeit der Seele. Ganz ohne ein Stückchen dieser Tapferkeit lässt sich auch das Stückwerk nicht angehen, das mein Lehrer Buber mit dem Kampf um die „Demarkationslinie“ zwischen dem notwendig Bösen, das wir tun müssen, um zu leben, und dem möglichst vielen Guten, das wir tun sollen, um menschenwürdig zu leben, angestrebt hat.

Ganz Ihrer Ansicht bin ich darin, dass Israel und wir Juden überhaupt dauernd eine höchste Anstrengung machen müssen, um, wie Sie schreiben, „den Standpunkt der Araber zu verstehen“, wobei ich nur korrigieren würde: die Standpunkte der Araber, denn es gibt mehr als einen.

Schade, dass Sie sich nicht an der Diskussion beteiligt haben; es hätte ihr sicher gut getan.

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen,

Ihr Ernst Simon

[106] An Markus Barth

Jerusalem, 16.1.1972

Lieber Herr Barth,

Herzlichen Dank für Ihre beiden Briefe vom 5. und 8. Januar. Ich bin sehr froh darüber, dass es Synagogen gibt, die Sie um Reden bitten<sup>173</sup>, und natürlich nicht froh über den törichten Rabbi, der Buber als eine Randfigur abtun will.<sup>174</sup> Wir haben jetzt, unter Führung von Grete Schaeder, deren Buch

<sup>173</sup> In seinem Brief vom 5.1.72 berichtete Prof. Barth: „Vor 2 Monaten musste ich in einer hiesigen Synagoge über *Eine christliche Sicht des Staates Israel* reden.“

<sup>174</sup> Am 8.1.72 hatte Prof. Barth geschrieben: „Ich bin mehr und mehr davon überzeugt, dass man Buber nicht (im Gegensatz zu dem Rabbi, mit dem ich kürzlich ein langes Gespräch hatte) als eine Randfigur im Judentum abtun sollte. Wo er nicht bekannt und ge-

„Martin Buber. Hebräischer Humanismus“ Sie wohl kennen, eine dreibändige Ausgabe von Briefen Bubers und an ihn vorbereitet<sup>175</sup>, die vermutlich dazu beitragen wird, seine Wirkung wieder zu beleben. Sie zeigt ihn in all seiner menschlichen und geistigen Vielfalt, die aber um einen festen Persönlichkeitskern gegliedert ist.

Mir ist der spezifisch jüdisch-amerikanische Chauvinismus natürlich auch gar nicht recht, aber Ihr Vorwurf, es handle sich um Menschen, die gar nicht daran denken, nach Israel zu gehen, fängt an, nicht mehr zu stimmen.<sup>176</sup> Wir haben jetzt die merkwürdige Erscheinung, dass es eine recht beträchtliche Einwanderung aus Amerika und eine wirklich grosse aus Sowjet-Russland gibt.

Das gibt mir Gelegenheit, meine eigene Einstellung erneut zu überprüfen. Meine Gefahr ist die ethische Verengung, die dann, wenn sie in Moralismus ausartet, den Glauben unterbietet und den Sinn für die Geschichte verliert. So wenig man sich an die Geschichte verlieren darf, – ein Symptom des Chauvinismus – so notwendig ist es doch, sich ihren wandelnden Erscheinungen mit immer wieder offenem Herzen zu stellen, in Bereitschaft, die eigenen, so hart erworbenen Dogmen und Haltungen, neu zu überprüfen.

Wie gern würde ich über ein solches Kernproblem, zu dem Sie von der dialektischen Theologie her einen ganz anderen Zugang haben, als ich, mich mit Ihnen in Jerusalem aussprechen dürfen. Ich habe Flusser<sup>177</sup> noch nicht erreicht<sup>178</sup> und werde diesen Brief erst absenden, nachdem mir das geglückt sein wird.

Schön, dass Sie mit Gabriele Dietrich<sup>179</sup> nun doch in Kontakt gekommen sind.

ES

---

schätzt ist, muss halt etwas geschehen, dass er wieder gelesen wird und zu seinem Rechte kommt.“

<sup>175</sup> Grete Schaeder, *Hebräischer Humanismus*, Göttingen 1966; Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, herausgegeben und eingeleitet von Grete Schaeder, I–III, Heidelberg 1972–1975.

<sup>176</sup> Prof. Barth hatte geschrieben, der Rabbiner der Gemeinde, die ihn zum Vortrag eingeladen hatte, sei „nicht weniger als Sie ... beunruhigt darüber, dass eine Art von Nationalismus jetzt überhand nimmt (unter amerikan. Juden, die nicht daran denken, nach Israel auszuwandern), der frühere Formen der Assimilation noch heilig erscheinen lässt.“

<sup>177</sup> Prof. David Flusser (geb. 1917), jüdischer Neutestamentler, Prof. für Vergleichende Religionswissenschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem.

<sup>178</sup> Prof. Barth suchte eine Gelegenheit, in privater Friedensmission nach Jerusalem zu reisen; daher hatte er angefragt: „Könnte mich nicht z.B. Flusser für einen Vortrag über das Gesetz bei Paulus an die Universität einladen?“ Bei seinem Besuch im Frühjahr 1972 hat Prof. Barth diesen Vortrag dann gehalten.

<sup>179</sup> Vgl. Ernst Simons vorigen Brief vom 19.2.71 (s. o. Nr. 100). In seinem Nachtragsbrief vom 8.1.72 bestätigt Prof. Barth den Erhalt des Aufsatzes Zur Zionismus-Diskussion von Gabriele Dietrich und äußert sich sehr positiv dazu: „Hier ist endlich wieder einmal ein Mensch, der von Sachkenntnis und einem brennenden Herzen getragen in eine Richtung weist, in der wir alle denken und uns bewegen sollten. Ich will ihr sofort auch noch schreiben, damit sie weiss, dass sie nicht ganz allein steht.“

[107] An Marvin L. Bernstein, Niles, Illinois

Jerusalem, 23.1.1972

Lieber Herr Dr. Bernstein,

Sie werden verzeihen, wenn ich Ihnen deutsch schreibe; von meinen englischen Sprachkünsten werden Sie ja wohl sowieso genug haben. Umso freundlicher ist Ihre zugleich positive und in gutem Sinne provozierende Reaktion auf meine Ausführungen.<sup>180</sup>

Das von Ihnen gestellte Problem beschäftigt mich dauernd<sup>181</sup>, und ich habe mich auch verschiedentlich dazu geäußert, vor allem in pädagogischen Publikationen, die aber meist nur hebräisch vorliegen. Ein Teil dessen, was Sie als die negativen Aspekte der „neuen Moral“ ansprechen, hängt mit der verkürzten Lebenserwartung zusammen, die eine Generation, welche keinen Frieden mehr gekannt hat, fast notwendigerweise empfinden muss. Über diesen einen Zusammenhang orientieren Sie, soweit meine eigene Stellungnahme angeht, zwei Aufsätze zur Friedenserziehung, die ich Ihnen gleichzeitig per Drucksache zusende.<sup>182</sup>

Nun halte ich es für möglich, dass wir in einem entscheidenden Punkt divergieren. Ich bin zwar auch nicht für sexuellen Libertinismus, möchte aber das Kernproblem der ethischen Orientierung nicht so stark auf das Verhältnis der beiden Geschlechter orientieren, wie es ein Teil des angelsächsischen Puritanismus tat, weit stärker noch als das orthodoxe Judentum, das in manchen Dingen überraschend frei gedacht hat, ohne allerdings dabei der Gefahr der doppelten Moral für Mann und Frau entgangen zu sein. In dieser Verengung des Gesichtsbildes sehe ich sogar eine Gefahr. Oft ist Heuchelei im Spiel oder, fast noch schädlicher, neurotische Verdrängungen der erwachsenen Prediger oder Lehrer, die sich an die eigene Vergangenheit nur sehr selektiv erinnern.

Ich glaube, dass wir auch hier einen ganz neuen Anfang machen müssen, damit nicht wiederum aus der Unaufrichtigkeit der Erwachseneneneration

<sup>180</sup> In seinem (angehefteten) englischen Schreiben vom 14.1.72 nimmt Dr. Bernstein Bezug auf zwei Vorträge von Ernst Simon, die er im Oktober 1971 gehört hatte.

<sup>181</sup> Dr. Bernstein hatte geschrieben: „I am particularly concerned and refer to the impact that the so-called ‚new morality‘ is having on our traditional Jewish values in Israel as well as upon our people in the diaspora. Is our traditional Jewish moral code endangered and must it be forced to stand fast against modes of behavior that it has always condemned strongly? Can Israel tolerate premarital sexual relationships becoming common place as well as sex in films, press, advertising, etc. as is seen in many Western nations? Can Israel exist as a Jewish State if this comes to pass? What effect will such practicies have upon Israeli / Jewish society and upon the individual living in what I feel is essentially a paganistic life style? What are the implications for the future structure of family life and society? What can be permitted and what should be prohibited by the force of moral (or religious) authority in Israel or Jewish society?“

<sup>182</sup> Wahrscheinlich: Erziehung zum Frieden in Kriegszeiten, dargelegt am Beispiel Israels, in: H. J. Schultz (Ed.), *Kontexte VII*, Stuttgart / Berlin 1971, S. 64–73; vielleicht auch: Peace and War as Factors in Mental Health, in: L. Miller (Hg.), *Mental Health in Rapid Social Change*, Jerusalem 1972, S. 19–24.

eine Jugendreaktion entsteht, deren Zynismus wenigstens aufrichtig ist. Soweit ich mit diesen Dingen zu tun hatte, habe ich diesen Zynismus, wenn er mir gegenübertrat, zunächst einmal als eine relativ berechnete Reaktion zu verstehen gesucht. Gefährlich wird er, wenn er aus einer Übergangserscheinung zu einer endgültigen Haltung wird. Vom Übergang her gesehen, scheinen mir freie Liebesbündnisse junger Menschen, die auf gegenseitiger Neigung beruhen, aber einerseits nicht den Willen oder die Kraft zu körperlicher Askese aufbringen, und andererseits nicht die Verantwortung für eine dauernde Bindung tragen wollen, bei aller Problematik sittlicher zu sein, als die Prostitution oder das „Verhältnis“, welche beide, wenn auch in verschiedenen Graden, die Frau zur Sache machten, oder gar zur Ware. Wendet man diesen Standpunkt der Beurteilung an, und von einem anderen aus kann man die Jugend überhaupt nicht mehr erreichen, dann wird man einen grossen Teil der israelischen Jugend für, in diesem Punkt, moralischer halten dürfen, als ein Grossteil ihrer Eltern. Was die orthodoxe Jugend anbetrifft, so entspricht sie sehr wahrscheinlich eher Ihren Vorstellungen, sogar in U.S.A., wie der Kinsey Bericht<sup>183</sup> statistisch festgestellt hat. Aber, wie gesagt, all das ist nur eine Teilfrage, ein Symptom einer viel tiefer liegenden Krise. Darüber vielleicht ein anderes Mal, wenn ich Ihre Gegenäusserungen zu diesem Brief und meinen Drucksachen erhalten habe.

Mit herzlichen Grüssen, auch an Ihre Familie und  
unsere gemeinsamen Freunde in Chicago  
[Ernst Simon]

[108] An Julius Löwenstein

Jerusalem, 6.3.1972

Lieber Julius,

Verzeih bitte, dass ich Dir erst heute auf Deinen sehr erfreulichen und belehrenden Brief<sup>184</sup> antworten kann. Ich sitze ziemlich tief „in der Tinte“ oder besser, – in der Schreibmaschine, die ich aber nicht selbst bedienen kann, und meine Handschrift wird immer unleserlicher. Du hast richtig herausgeföhlt, dass hinter diesem Vortrag<sup>185</sup> ein Buchplan steckt, da aber auf meinem Wege allzu viele Bücherleichen liegen, scheue ich mich, darüber vorläufig mehr zu sagen.

---

<sup>183</sup> Ernst Simon bezieht sich hier auf den sog. Kinsey-Report, eine vom Institut für Sozialforschung der Indiana University unter Leitung des Sexualforschers A. Ch. Kinsey ermittelte Datensammlung über das Sexualverhalten von Amerikanern und Amerikanerinnen (1948 bzw. 1953).

<sup>184</sup> Vom 18.2.72, liegt bei.

<sup>185</sup> Über die deutsch-jüdischen Wechselbeziehungen; zu diesem Vortrag liegt auch eine ausführliche Stellungnahme von Shlomoh Lion vor, die Ernst Simon am 6.3.1972 beantwortet hat.



A propos Buch: ich sah eine Anzeige, dass Deine hervorragende Marxismusarbeit<sup>186</sup> nun auch hebräisch erschienen ist, und wünsche Dir dazu herzlich Glück.

Das Problem des „heimlichen Juden“, wie Rosenzweig es nannte, beschäftigt mich seit meinen Jugendtagen und ist in der Tat ein Hauptmotiv des möglicherweise entstehenden Buches, über das ich nun doch, mein Gelübde sofort brechend, etwas sage. Der Arbeitstitel heisst: „Empfangen und Geben“; methodisch geht es darauf aus, die Schlagworte „Verjudung“ und „Assimilation“ zu überwinden, trotz des richtigen Kerns, der in ihnen steckt, aber sehr sorgfältig aus der propagandistischen Schale herausgelöst werden müsste, der ihn umgibt.

Die Rosenzweig-Stelle über Herder und Goethe<sup>187</sup> hatte ich vollkommen vergessen, als ich sie aber nachschlug, war sie unterstrichen. Ich habe mir auf S. 143 vor dem letzten Absatz herangeschrieben: „gleich Max Brod!“, was mich jetzt daran hindert, meinem ersten Impuls nachzugehen und Dir zu schreiben, dass wahrscheinlich Brod mit seiner sinnlichen *und* geistlichen Deutung des Hohen Liedes mehr recht haben könnte, als F[rantz] R[osenzweig]. Aber das sagt er ja selbst, auch S. 144 oben. Er muss also meinen, Herder und Goethe hätten das nicht meinen können. Um das entscheiden zu können, kenne ich beide nicht genug.

Fontane liegt komplizierter, als Deine Formulierung<sup>188</sup> ihn sieht. Habe ich Dir einmal meinen Aufsatz über seinen „jüdischen Komplex“ geschickt? Wenn nicht, will ich es gerne nachholen.<sup>189</sup> Es ist wie alles bei ihm, was ihn wirklich anging, ambivalent besetzt. Er hat es nämlich, und zwar in zunehmendem Grade, den Juden als Gesamtheit übel genommen, dass sie sich nicht assimilieren konnten, und dem einzelnen, wenn er es tat. In das Buch soll auch ein Fontane-Kapitel hinein, wo ich diese These genau nachweisen würde.

Vielen Dank für den Hinweis auf Max Weber.<sup>190</sup>

Den wirklich hervorragenden Aufsatz über Heine von Adorno kenne ich; er steht in „Noten zur Literatur I“, S. 146–154, unter dem Titel: Die Wunde Heine. Wir kannten uns auch persönlich; ich habe ihm seine völlig unherrschte Buber-Kritik übel genommen, die ich aber Dir nicht übel nehme,

<sup>186</sup> Julius I. Löwenstein, *Vision und Wirklichkeit*; Marx contra Marxismus, Basel 1970.

<sup>187</sup> *Stern der Erlösung* II, S. 144: „Wenn Herder und Goethe das Hohe Lied als eine Sammlung ‚weltlicher‘ Liebeslieder in Anspruch nahmen, so war in dieser Bezeichnung ‚weltlich‘ nicht mehr und nicht weniger ausgesprochen, als daß Gott – nicht liebt.“

<sup>188</sup> Dr. Löwenstein hatte geschrieben: „Damit ist die Frage gestellt, warum die deutsch-jüdische ‚Symbiose‘ so leicht möglich war. Doch wohl nur, weil beide dieselbe Tradition, die der Bibel hatten. ... Deshalb sympathisierte Fontane, und nicht nur er, mit dem jüdischen Juden und nicht mit dem entjudeten und entwurzelten. Nur ein christliches Abendland und ein jüdisches Judentum hatten sich und haben sich etwas zu sagen ...“.

<sup>189</sup> Ernst Simon, Theodor Fontanes jüdischer Komplex, in: *Neue Züricher Zeitung*, Literatur und Kunst, 16.8.1970; repr. unter dem Titel Theodor Fontanes jüdische Ambivalenz in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 266–275.

<sup>190</sup> Zur ästhetischen Assimilation lies Max Weber *Religionssoziologie* I 181 Anm. 2: Amerikanisierung der jüdischen Emigranten ... durch künstlerischen ... Unterricht.

obwohl sie mir weh tut, aber wie sagte Buber einmal zu mir: „Schimpfen dürfen nur Sie, Ernst!“ Ich tat das nämlich reichlich und er gönnte mir das Monopol. Hast Du ihm soviel Humor zugetraut? sag mal ehrlich! Ich stecke gerade tief in der hebräischen Umarbeitung meines langen Aufsatzes im Bulletin des LBI 33, 1966<sup>191</sup>, aber ich will nicht gleich wieder in gefährliches Fahrwasser mit Dir kommen, mein wirklich sehr lieber Julius.

Ich habe keinen Aufsatz über Mendelssohn-Maimonides geschrieben, sondern in meinem Beitrag zur David Baumgardt-Festschrift „Horizons of a Philosopher“, Leiden 1963, betitelt „Pflicht und Neigung“, S. 381–421, am Schluß, im Zusammenhang Schiller und Kant die These vertreten, Mendelssohn habe in seinen ästhetischen Schriften Maimonidisches hineingeheimnist, ohne ihn zu nennen (dort 416–421), auch in „Brücken“, 184–204, bzw. 200–204. Alexander Altmann<sup>B</sup> nimmt in seinem grossen Buch über Mendelssohn[s] ästhetische Frühschriften<sup>192</sup> auf meine Darlegungen Bezug, ohne sie sich ganz zu eigen zu machen. Ich besitze das Buch nicht, kann aber nachsehen, wenn Du weiter daran interessiert bist.

Amos Elon, dessen Buch<sup>193</sup> ich auch sehr schätze, während der sehr begabte und ebenso charakterlose Livne<sup>194</sup> für mich ein Greuel geworden ist, – Näheres gern einmal mündlich, und hoffentlich bald! – ist „natürlich“ ein Jäcke\*, wenn ich mich nicht ganz irre.

Sehr herzlich der Deine,  
[Ernst und Toni Simon]

[109] An Colin A. H. Russ, Canterbury

Jerusalem, 9.4.1972

Sehr verehrter Herr Kollege Russ<sup>195</sup>,

Verzeihen Sie bitte, dass ich Ihr freundliches Schreiben vom 6.3. erst heute beantworten kann. Als Emeritus habe ich nur sehr selten eine Sekretärin, besonders in diesem Monat unseres langen Pessachfestes, was etwa Ostern entspricht, aber eine Woche dauert, und für meine Handschrift sind vielleicht nicht einmal Sie genügend epigraphisch geschult.

<sup>191</sup> Nationalismus, Zionismus und der jüdisch-arabische Konflikt in Bubers Lehre und Wirksamkeit, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* (BLBI) IX 33 (1966), S. 31–84. Erweitert zu: *Die Demarkationslinie* (hebr.), Givath Chawiwa 1973, 68 S.

<sup>192</sup> Alexander Altmann, *Moses Mendelssohns Frühschriften zur Metaphysik*, Tübingen 1969.

<sup>193</sup> Wohl: Amos Elon / Sana Hassan, *Dialog der Feinde*; ein leidenschaftliches Streitgespräch um die Zukunft der Araber und Israelis, Wien 1974 (übersetzt aus dem Englischen: *Between Enemies; an Arab-Israeli Dialogue*, London 1974).

<sup>194</sup> Dr. Löwenstein hatte auf dessen Rezension des Buches von Elon im *haArez* Bezug genommen.

<sup>195</sup> Colin A. H. Russ, Senior Lecturer in German an der University Canterbury, hatte Ernst Simon zur Mitarbeit an einem Sammelband über Siegfried Lenz eingeladen, mit dessen Herausgabe der Verlag Hofmann und Campe ihn betraut hatte.

Zunächst einmal vielen Dank; ich interessiere mich wirklich sehr für Siegfried Lenz und halte ihn für eine sowohl ethisch wie schriftstellerisch bedeutende Erscheinung. Woher wissen Sie denn von meinem Interesse für ihn? Vielleicht von Herrn Senatsdirektor Erich Lüth in Hamburg? Oder von Lenz selbst, mit dem ich, durch Lüths Vermittlung, einen kurzen, aber sehr freundschaftlichen Briefwechsel hatte.

Ich habe wohl ziemlich alles von ihm gelesen und besitze wohl alles, was in Taschenbüchern herausgekommen ist, aber nicht das Hauptwerk „Deutschstunde“. Das habe ich in Marbach am Neckar, während ich am Archiv arbeitete, mir angeschafft; es war das erste Buch, das ich von Lenz las, und es hat mich sehr von ihm überzeugt. Ich habe mein Exemplar dann verschenkt; vielleicht ist der Verlag bereit, mir eins zu senden; wenn nicht, muss ich mich wohl mit einem Bibliotheksexemplar, das wahrscheinlich aufzutreiben ist, begnügen; man kann hier zwar deutsche Bücher kaufen und bestellen, aber bis man sie bekommt, dauert es sehr lange.

Wenn ich mich entschliesse, den Aufsatz zu schreiben, und wenn der Erscheinungstermin des geplanten Buches nicht allzusehr drängt, worüber Sie mir gewiss Bescheid sagen können, so schwebt mir eine Untersuchung vor, deren genauer Titel mir noch unklar ist, nicht aber ihre Fragestellung. Ich habe mir Notizen über die Sonderstellung von Lenz innerhalb des grossen Dreiecks lebender deutscher Erzähler gemacht, das er zusammen mit Böll und Grass bildet. Er ist zweifellos unmoderner und unideologischer, aber nicht weniger von Ideen bewegt und ihnen, wo es darauf ankommt, intensiv ergeben. Gerade das zieht mich sehr an, und ich bin sicher nicht der erste, dem es aufgefallen ist. Als noch im 19ten Jahrhundert Geborener, und also für das 20ste Verdorbener, habe ich aber gerade für diese Altmodischkeit, oder genauer: Nichtmodischkeit eine tiefe Sympathie, z.B. auch für den Mut, eine Geschichte mit einer Pointe gut und verständlich zu erzählen. Auch die Ausparung des grob Animalischen und Expressiv-sexuellen tut mir wohl. Es muss irgendwie auch damit zusammenhängen, dass Lenz, obwohl der jüngste von den dreien, noch eine vorideologische Beziehung zu den Ideen hat, ihnen also weder total verknechtet ist noch zynisch auf sie verzichtet. Er sieht aber noch, wie die alten grossen Epiker, auch die andere Seite, und selbst das Widermenschlich-dämonische gerät ihm zur Gestalt. Besonders ergreift mich die verhaltene, sozusagen unbussfertige Art, wie jüdische Nebenfiguren in der ganzen Würde eines unschuldigen Opfers da stehen. Um auch eine Einschränkung anzudeuten: es gibt manche Maniertheiten des Stiles, gewollte Saloppheiten, wie etwa das wiederholte „sagen wir mal“ oder ähnliches, und das wiederum hängt mit der Häufigkeit der Ich-Erzählung zusammen. Hier liegt ein Problem vor, hinter das ich noch nicht ganz gekommen bin. Nun, was meinen Sie, kann aus diesem sich-noch-absurd gebärdenden Most von Einfällen schliesslich ein guter Wein werden?

Schreiben Sie mir bitte ganz offen Ihre Ansicht, und vielleicht können Sie mir sogar einen Titel-Vorschlag machen, der sich nicht schon in der Sekundärliteratur, die mir völlig unbekannt ist, vorfindet. Sehr dankbar wäre ich

Ihnen natürlich für eventuelle Sonderdrucke oder Hinweise<sup>196</sup>, besonders auch auf Ihre eigenen Arbeiten.

Mit herzlichen Grüßen Ihr ES

[110] An Inge Belke, Basel

21. April 1972

Liebe Frau Inge Belke,

Wie nett von Ihnen, mir gleich zu schreiben, und noch dazu so! Sie haben ja selbst gespürt, wie recht Dr. Moses mit seinen Begrüßungs- und Schlussworten anlässlich Ihres famosen Vortrags<sup>197</sup> hatte, dass Ihnen alle Herzen zugeflogen sind. Obwohl ich mich an keinen Beschluss des Baeck Instituts erinnere, der unseren Präsidenten zu einer solchen kollektiven Gefühlsäußerung ausdrücklich ermächtigte, gab es keinerlei Opposition dagegen, ganz gewiss nicht bei mir.

Es ist sehr denkbar, dass ich Ende Oktober aus Deutschland, wo ich beim Heine-Kongress in Düsseldorf sprechen werde<sup>198</sup>, für ein paar Tage in die Schweiz komme. In diesem Falle würde ich sehr gerne Sie in Basel wiedersehen; dann könnten wir auch das grosse Problem in Ruhe besprechen, das Sie in Ihrem Briefe anrühren.

Als unverbesserlicher Liberaler – mein Geburtsjahr verbindet mich gerade noch mit dem 19. Jahrhundert – würde ich nicht sagen, dass Sie das Toleranzproblem „falsch“ sehen<sup>199</sup>, aber ich sehe es anders als Sie. Gerade vom Religiösen her gibt es einen Weg, den ich auch in meinen theologischen Schriften genauer dargestellt habe, mindestens vom Judentum her; etwas weniger ausgeprägt vom Islam her. Aber auch der Koran kennt nicht nur die Echtgläubi-

<sup>196</sup> Dr. Russ reagierte am 30.IV. mit Angabe von technischen Details und Sekundärliteratur samt Zusendung von Lenz' *Deutschstunde*; er erhielt am 9.5.72 eine recht ausweichende Antwort.

<sup>197</sup> Dr. Siegfried Moses (1887–1974) in seiner Eigenschaft als Präsident des Leo Baeck Instituts hatte bei einem Vortrag, den Frau Belke dort gehalten hatte, den Vorsitz geführt. Der Vortrag wurde veröffentlicht als: Ingrid Belke, Der Mensch ist eine Bestie. Ein unveröffentlichter Brief Theodor Fontanes an den Begründer der Völkerpsychologie, Moritz Lazarus, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* (BLBI) 50 (1974), S. 32–50.

<sup>198</sup> 17.–20. Oktober 1972 fand in Düsseldorf der Internationale Heine-Kongress statt; Ernst Simon sprach dort über Heines Stellung zum Judentum. Sein Vortrag wurde nicht gedruckt; er sollte zu einem Buch ausgearbeitet werden, was nicht mehr zustandekam.

<sup>199</sup> In ihrem Brief vom 30. März 1972 hatte Frau Belke u.a. gefragt: „... gibt es das: Den von der ‚Wahrheit‘ Ergriffenen, der auch die ‚Wahrheiten‘ der anderen als ‚Wahrheit‘ oder als Teil der zukünftigen Wahrheit anerkennt, ohne dass er den Absolutheitsanspruch der eigenen aufgibt. ... Es ist das alte Problem der Aufklärung: Das Dissenterproblem lässt sich vielleicht nur als soziologisches durch die Toleranz lösen, im Religiösen und Geistigen führt die Toleranz zum Relativismus, zum Skeptizismus, zum Sowohl-als-auch oder, gerade bei den konsequentesten Relativisten, zum Sprung in einen neuen Glauben. – Oder sehe ich das falsch?“

gen und die Ungläubigen, sondern zwischen ihnen die „Besitzer der Schrift“, nämlich Juden, Christen und Parsen. Was den Protestantismus anbetrifft, so hat Troeltsch<sup>200</sup> wohl recht, dass gerade sein Scheitern, das katholische Christentum zu ersetzen, während er es lediglich spaltete, durch die Möglichkeit von Sekten mindestens organisatorisch jenen soziologischen „Ausweichraum“, auf den Sie hindeuten, objektiv geschaffen hat, obwohl, darin haben Sie recht, diese Sekten untereinander sich meist mit dem Fanatismus des Absolutheitsanspruches bekämpften. Sie kennen ja wohl die Statistik, die beweist, dass es weit mehr protestantische Hexenverbrennungen gegeben hat als katholische.

Die eigentliche *crux* ist das „*nulla salus extra muros*“<sup>201</sup> der Papstkirche. Doch auch da gab es Ausnahmen, z.B. beim deutschen Kardinal Nikolaus von Cues, über den Sie auch etwas in den „Brücken“ finden, z.B. seinen Satz: „*Una est religio in rituum varietate*“.<sup>202</sup> Etwas ganz Aehnliches hat der hebräische Dichter und arabisch schreibende Religionsphilosoph Ibn Gabirol<sup>203</sup> mehr als 300 Jahre vor dem Kusaner gesagt. Und dieser wieder hätte es nicht sagen können, als frommer Jude, der er war, ohne dass ihm der Talmud vorangegangen wäre, mit dem Satze „Die Frommen der Völker haben Anteil an der künftigen Welt“.<sup>204</sup>

Wie ist das auf dem Boden des Judentums nicht nur als Einzeläußerung, sondern als von Maimonides im 12. Jahrhundert kodifiziertes ... Dogma möglich gewesen?

Es gibt dafür zwei Gründe: Der eine ist ein wirklich ernst genommener Monotheismus, dass nämlich der eine Weltschöpfer, an den wir glauben, unmöglich alle anderen Völker ausser dem seinen (womit ich natürlich nicht die Engländer meine) ohne jedes Licht gelassen hätte. Die ganze Wahrheit ist nur bei ihm, und wir alle haben Teilwahrheiten. So ist das Judentum eine absolute Religion für die Juden, aber keineswegs für die Nichtjuden. Wohl nicht nach Rom, aber nach dem himmlischen Jerusalem führen wirklich viele Wege. – Der zweite Grund mag sein, und er hängt mit dem ersten zusammen, dass ge-

<sup>200</sup> Ernst Troeltsch (1865–1923), deutscher evangelischer Theologe, Philosoph und Historiker.

<sup>201</sup> Lateinisch: Kein Heil außerhalb der Mauern (der Kirche).

<sup>202</sup> Lateinisch: Es gibt nur eine Religion in verschiedenen Riten. Der katholische Philosoph Nikolaus von Cues (1401–1464) ist in Simons Aufsatzband *Brücken* (Heidelberg 1965) mehrfach erwähnt; hier ist wohl der zweite Abschnitt des Beitrags Die zweite Naivität mit dem Untertitel *De docta ignorantia* (von der gelehrten Unwissenheit) gemeint, ebd. S. 252–260.

<sup>203</sup> Salomo ibn Gabirol, jüdischer Dichter und Philosoph in Spanien (1021–1058); bekannt wurde besonders sein philosophisches Hauptwerk *Mekor Chajim* (fons vitae), das in lateinischer Übersetzung auf die frühe Scholastik einwirkte.

<sup>204</sup> In der *Tossefta\** (Sanhedrin XIII 2 Ende) findet sich im Zuge von Spekulationen, welche Einzelnen oder Gruppen aus Israel so böse gewesen seien, daß sie keinen Anteil an der künftigen Welt hätten, die Bemerkung, es gebe *Gerechte aus den Völkern* (d.h. Nicht-Juden), die Anteil an der künftigen Welt hätten.

rade die Tatsache des Gesetzes als Mauer um das Glaubensvolk ihm die Möglichkeit gab, „salus extra muros“ anzuerkennen.

Alles andere also auf dem erhofften Spaziergang zu Aeneas Silvius und David Joris<sup>205</sup>, oder, fast noch besser, wieder in Jerusalem.

Mit sehr herzlichen Grüßen Ihr [Ernst Simon]

[111] An Elisabeth Heimpel, Göttingen

21. April 1972

Sehr verehrte Frau Heimpel,

Spät, aber hoffentlich nicht zu spät, bedanke ich mich für Ihren besonders schönen Aufsatz „Kritik am Kinderbuch?“<sup>206</sup> Ich wollte ihn zweimal gelesen haben, bevor ich Ihnen antworte, und das ist mir erst jetzt gelungen. Grete Schaefer<sup>B</sup> kann Ihnen etwas von meiner Inanspruchnahme erzählen, aber Sie werden mir sowieso verzeihen.

Ihre Arbeit ist so besonders wichtig, weil sie die ideologische Kritik am Kinderbuch von der Kinderpsychologie her methodisch zurückweist. In allen Argumenten, die in dieser Linie bleiben, haben Sie gewiss recht.

Trotzdem bleibt ein Grundproblem übrig. Ich möchte es illustrieren durch ein Beispiel aus meiner pädagogischen Praxis. Wenn ich gelegentlich jungen Eltern vorwerfe, dass sie ihre Kinder Soldaten spielen lassen oder ihnen gar Spielpistolen schenken, so höre ich die Antwort: es ist besser, dass sich die kindliche Aggression austobt, anstatt verdrängt zu der viel gefährlicheren des Erwachsenen zu führen. (Nebenbei: ist das etwa das Thema des in derselben Nummer der Neuen Sammlung angezeigten Buches von Constant „Spielen oder Töten“? Sollte das Buch dort noch nicht besprochen sein, so würde ich es sehr gerne tun, falls Sie es mir durch den Verlag zugehen lassen können. Ich habe gerade jetzt wieder Huizinga<sup>207</sup> gelesen und beschäftige mich mit dem Problem von verschiedenen Seiten her).

Nun weiss ich nicht, ob es empirische Untersuchungen gibt, und falls ja, wie weit sie reichen und belangvoll sind, die eine solche Grundfrage wirklich entscheiden. Meine Intuition, was immer sie wert sei, mahnt mich zur Vorsicht. Ist es nicht mindestens ebenso denkbar wie die Möglichkeit des erfolgreichen „Abreagierens“, dass sich frühzeitig eingeübte Reaktionen sadisti-

<sup>205</sup> Frau Belke hatte Ernst Simon herzlich nach Basel eingeladen und angekündigt: „Ich führte Sie mit Vergnügen durch das hübsche Basel, zeigte Ihnen den Tanz- und Gesellschaftssaal, den schon Aeneas Silvius rühmte, oder den gewaltigen ‚Spießhof‘, in dem unerkannt der niederländische Wiedertäufer David Joris lebte, oder das verfallene Haus, in dem einst Nietzsche wohnte.“

<sup>206</sup> Elisabeth Heimpel, Kritik am Kinderbuch? (Rezension zu Kl. Doderer, *Klassische Kinder- und Jugendbücher*. Kritische Betrachtungen, Verlag Julius Beltz, 1969), in: *Neue Sammlung* 11 (1971), S. 518–532 (Sonderdruck liegt bei).

<sup>207</sup> Der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinga (1872–1945). Ernst Simon bezieht sich wohl auf dessen Werk *Homo ludens*, Haarlem 1938.

schers Art so geläufig „einspielen“, dass der Erwachsene sie mit geringeren Hemmungen als sonst wohl in seine eigene Praxis übersetzen kann?

Ich erinnere mich eines Aufsatzes von Arnold Zweig, ich glaube in Siegfried Jacobsohns „Weltbühne“ über den Antisemitismus vieler Grimmscher Märchen. blieb der ganz wirkungslos, als es Ernst wurde? Ebenso erinnere ich mich daran, wie meine Klassengenossen – ich meine Mitschüler, nicht etwa Professoren – sich vor Lachen nicht halten konnten, als ich einmal ausglitschte und hinfiel. Viel später habe ich in Bergsons „Le Rire“<sup>208</sup> die Erklärung kennengelernt, dass die plötzliche Auflösung organischer Zusammenhänge der Grund einer solchen Heiterkeit gewesen sein könnte; damals aber dachte ich, als Halbwüchsiger, an die Wirkung der Zeichnungen und Verse von Wilhelm Busch<sup>209</sup>, die auf mich, vielleicht weil ich Jude war, niemals humoristisch gewirkt haben. Nun weiss ich, dass Busch als Privatmensch und als ernster Dichter keineswegs ein Sadist war; ihm persönlich ist es also wohl gelungen, sein Stück Sadismus in den Kinderbüchern wirklich abzureagieren. Die Frage ist nicht die des Verfassers oder der Erzähler – im Falle der Brüder Grimm – sondern die der Massenrezeption.

Auch in dieser Richtung müsste man, wie Sie im Schlussabsatz empfehlen, „die Kinder selbst fragen“. Aber kann man es?

Vielleicht können wir uns darüber, und manches andere, persönlich unterhalten, wenn ich im Herbst möglicherweise nach Göttingen komme, worüber Frau Schaefer Genaueres weiss als ich vorläufig selbst. Dann hoffe ich, Sie, Ihren Mann und vielleicht auch den heute kaum mehr zwei Jahre alten Nikolaus – wohl ein Enkel? – wiedersehen zu dürfen.

Mit vielen herzlichen Grüßen [Ernst Simon]

[112] An Eli Rothschild

Jerusalem, 25.4.1972

Lieber Eli,

Vielen Dank für Deinen Brief vom 23., den ich schon heute erhielt, während das Mitteilungsblatt\* volle 14 Tage braucht. Es ist wirklich zum Verzweifeln. Der Postminister macht seine Sache übrigens glänzend, denn die meisten Leute schicken Einschreibe- oder Eilbriefe und steigern so die Einnahmen dieses abscheulichen Betriebs. Streiken müssten wir!

Die Stelle über die christlichen Araber in Deinem Aufsatz ist mir in der Tat aufgefallen, aber nicht so sehr wegen derer speziellen Problematik, die ich ebenso sehe wie Du, wenn auch vielleicht nicht ganz so endgültig und pessimistisch beurteile, sondern wegen Deines Beispiels: Malik. Den beurteilst Du

<sup>208</sup> Henri Bergson, *Le Rire*; Simon kannte wahrscheinlich die Übersetzung von J. Frankenberger und W. Fränzel, Jena 1914; 1988 ist in Darmstadt eine neue erschienen.

<sup>209</sup> Der Dichter und Zeichner Wilhelm Busch (1832–1908), besonders bekannt als Schöpfer von *Max und Moritz* (1865).

sicher einseitig falsch. Einer meiner Schüler ist vor langen Jahren nach einem Kolleg über Buber an mich herangetreten, um mir zu sagen, er habe die ersten Vorlesungen über Bubers Philosophie bei Professor Malik in Beirut gehört. Nach Bubers Tode hatte ich indirekt mit ihm eine Korrespondenz über einen möglichen Nachruf von ihm; er bat um mein Verständnis, dass er das leider nicht wagen könne. Er hat trotzdem als erster arabischer Staatsmann, lange vor Bourguiba, in einem Artikel in *Foreign Affairs* die Überzeugung ausgesprochen, dass der Staat Israel eine bleibende Einrichtung sei. Ich habe dann später in New York mit ihm eine lange und sehr interessante Unterhaltung gehabt, über die ich Dir gerne einmal mündlich mehr erzähle, behandle aber bitte sogar die Tatsache selbst vertraulich.<sup>210</sup>

[Hier folgt Redaktionelles sowie Details über den K.J.V.\*].  
Mit sehr herzlichen Grüßen, [Ernst Simon]  
Stets der Deine A. Ernst S.

Das Rundschreiben wegen der zu bezahlenden Exempl[ar]e erhielt ich nun auch, nachdem ich die dort ausgesprochene Erwartung längst erfüllt hatte. Ich hoffe, daß meine beiden Checks eingetroffen sind.

[113] An Markus Barth

25. Juli 1972

Lieber Freund Markus Barth,

Neulich waren Emil Fackenheim<sup>211</sup> mit seiner Frau bei uns zum Schabbat Nachmittagskaffee, und die Rede kam auf Ihren Besuch in Toronto vor etwa einem Monat und damit, wie ich gestehen muss, leider auch auf mich. Es wurde berichtet, dass Sie angebliche Aeusserungen von mir im Gespräch zitiert haben, und ich wurde gebeten, meine Stellung zu deren Inhalt zu fixieren. Frau Fackenheim beantwortete Tonis und meine Frage, ob wir sie als Quelle angeben dürfen, mit einem uneingeschränkten Ja, sodass also von keiner Seite Klatsch oder Indiskretion vorliegt. Es handelt sich ausschliesslich um die uns gemeinsame Sache der Förderung des Friedens und der Ausräumung von Missverständnissen, die ihr nur schaden können.

Ich soll also gesagt haben, dass ich, wenn ich israelische Soldaten sehe, an Nazisoldaten erinnert werde, dass Israel ein militaristischer Staat preussischer Art ist, und dergleichen. Ich habe nicht alles wörtlich behalten und

<sup>210</sup> Prof. Charles Habib Malik von der American University of Beirut; die Begegnung hat offenbar im Oktober 1969 im Harvard Club in New York stattgefunden. Dr. Rothschild schreibt über ihn am 14.9.88 (an Prof. Walk): „Aus Fernsehbericht eines US-Journalisten weiss ich, dass Malik jedenfalls *unseren* Libanon-Feldzug [1982 / 83] überlebte.“

<sup>211</sup> Emil Fackenheim, religiöser Existenzialist, wurde 1916 in Halle geboren, machte 1939 als einer der letzten Absolventen die Rabbinatsprüfung an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, emigrierte 1940 nach Kanada, wohnt seit 1980 in Jerusalem.



konnte mir wegen des Sabbats keine Notizen machen, aber diese beiden Formulierungen sind gefallen.

Sie können nicht von mir stammen, denn sie entsprechen weder in der Form noch im Inhalt meinen Ueberzeugungen. Ich würde niemals den Staat Israel mit dem verruchten Nazisystem vergleichen, gerade deshalb, weil ich es, während meiner freiwilligen Rückkehr nach Deutschland, von Frühjahr 1934 bis Anfang 1935, von innen her kennengelernt habe, als ich dort Martin Buber in der jüdischen Erwachsenenbildung und Lehrerausbildung helfen durfte (vergl. mein Buch „Aufbau im Untergang“, Mohr Tübingen 1959). Vielleicht haben Sie selbst diese Erfahrung nicht gemacht und können deshalb so etwas über die Zunge bringen. Auch über Preussen habe ich bestimmt nichts gesagt, und übrigens würden beide Vergleiche einander widersprechen; Preussentum war nicht gut, aber auch nicht verteufelt, was Nazismus war.

Ich war recht bestürzt. Um mir zu rekonstruieren, was etwa der faktische Anlass eines so ungeheuerlichen Missverständnisses, entweder Ihrerseits oder durch die Fackenheims, also durch drei absolut anständige Menschen, auf deren untadelhaften Charakter ich mich verlassen kann, gewesen sein könnte, warf ich ein: „Vielleicht habe ich gesagt: Israel als Okkupationsmacht steht vor der Gefahr, ein Sparta im Vorderen Orient zu werden“. Das ist ein Gedanke, den ich gleich nach 1967 ausgesprochen und wohl auch gedruckt habe.<sup>212</sup> Jeder Vergleich hinkt, aber dieser weniger als der mit Preussen, und vom Nazismus ganz zu schweigen, da Sparta von seiner ursprünglichen hohen Kulturstufe, die uns die Ausgrabungen überraschend gezeigt haben, herabsinken musste, weil eine relativ kleine Herrschicht allmählich vollauf damit beschäftigt war, sich gegen die überwältigende Menge der nicht-spartanischen Heloten zu behaupten. Die Fackenheims sagten: ja, das kam auch zur Sprache.<sup>213</sup>

Lieber Markus Barth, schreiben Sie mir so bald wie irgend möglich und wenn Sie wollen auch Fackenheims, vielleicht mit Kopie an mich.<sup>214</sup>

<sup>212</sup> Erstmals nachgewiesen ist diese Fragestellung in Ernst Simons Werk im Herbst 1952, als er in der hebräischen Tageszeitung *haArez* eine Folge von vier Aufsätzen unter dem Gesamttitel „Sparta oder Athen? Grundprobleme der militärischen Erziehung“ veröffentlichte.

<sup>213</sup> Auch Prof. Barth stellte Vermutungen an, worauf die problematische Äußerung beruhen könnte: „Ich halte es für möglich, und sogar für wahrscheinlich, dass ich an jenem Abend – unter Hinweis auf Greuel, deren die israel. Armee und Verwaltung ebenso schuldig ist wie gewisse arab. Regierungen und gewisse Kreise unter den palästinens. Guerillas – von der akuten Gefahr eines totalen militaristischen und nationalistischen Denkens und Handelns, besonders aber von dem heuchlerischen Deckmantel der Berufung auf die ‚national security‘ ... gesprochen habe und an die unselige Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Belgien, Holland, Frankreich und vor allem in Polen und Russland erinnert habe.“

<sup>214</sup> Im Simon-Nachlaß ist der Durchschlag eines englischen Schreibens von Prof. Fackenheim an Prof. Barth vom 25. September 1972 erhalten, mit handschriftlichen Zusätzen von Prof. Barth an Ernst Simon.

Wir können dem Frieden nicht dienen, wenn wir nur sanft wie die Tauben sind, und nicht auch ein bisschen so klug wie die Schlangen.<sup>215</sup> Gerade Ihnen brauche ich ja dieses Wort des Neuen Testaments nicht in Erinnerung rufen; vielleicht muss ich es mir selber sagen und in meinen Gesprächen noch vorsichtiger sein, als ich bin. Das aber, was von mir berichtet wird, kann ich keinesfalls gesagt haben, weil ich es nicht denke.<sup>216</sup> Selbst wer sein Herz auf der Zunge hat, hat das Gegenteil des Herzens nicht auf der Zunge.

Mit sehr herzlichen Grüßen von Haus zu Haus,  
freundschaftlich Ihr [Ernst Simon]

[114] An Angelika Schönhagen, Mainz

Jerusalem, 20.11.1972

Sehr geehrte gnädige Frau<sup>217</sup>,

Dr. Frieda Fromm-Reichmann stammt aus einer jüdisch-orthodoxen Familie in Königsberg. Da sie erheblich älter als Erich Fromm war, der gerade 70. geworden ist, muss sie vor etwa 80 Jahren geboren worden sein. In Königsberg studierte sie u. a. bei Kurt Goldstein<sup>218</sup>, mit dem ich mich manchmal über sie unterhalten habe, wenn wir uns in New York trafen. Sie hat sehr lange an der jüdischen Tradition festgehalten und an Goldsteins Seminar, das am Samstag (Sabbath) stattfand, zwar teilgenommen, aber nicht geschrieben. Er bestätigte mir das, als ich ihn scherzhaft an diesen merkwürdigen Fall von „rhythmischer Agraphie“ erinnerte (die es natürlich gar nicht gibt).

Noch als sie in Heidelberg, ich glaube um 1925, ihr Sanatorium errichtete, wurde es streng traditionell geführt, ich meine im Sinne der jüdischen religiösen Vorschriften, besonders die Speisegesetze und den Sabbath betreffend. Wir nannten es deshalb scherzhaft „Thorapeuthikum“ (Thora ist der hebräische Ausdruck für den Pentateuch). Sie war damals schon eine sehr bekannte Analytikerin, noch ganz freudianisch eingestellt; ihr ausbildender Analytiker lebte in München und trug einen adeligen Namen, an den ich mich im Augenblick nicht erinnern kann. Wenn ich nicht irre, war ihre Arbeit über die Migräne, die für besonders gut gilt, schon erschienen. An ihrer Ausbildungsstätte in Heidelberg war auch Erich Fromm tätig; es war eine Art Gemeinschaft zwischen den Analysierenden und den Analysanden, einschliesslich

<sup>215</sup> Vgl. Mt 10, 16.

<sup>216</sup> Sein Antwortschreiben vom 10.8.72 schließt Prof. Barth mit einem ausdrücklichen Dementi: „Auf alle Fälle möchte ich wiederholen, dass Sie vor meinen Ohren weder 1968 noch 1972 die angeblichen Aussprüche getan haben. Auch finde ich in Ihren Briefen (die ich hier habe) aus jener Zeitspanne nicht die geringste Andeutung in der genannten Richtung. Nach meiner Meinung können Sie so etwas, wie ich es angeblich als ipsissima verba magistri [lat.: die höchst eigenen Worte des Meisters] an F[ackenheim]s weitergegeben habe, weder gesagt noch gedacht haben.“

<sup>217</sup> Angelika Schönhagen, Mainz.

<sup>218</sup> Prof. Kurt Goldstein (1878–1965), Neurologe und Psychiater, klinisch und akademisch tätig in Königsberg, Frankfurt a. M. und Berlin, seit 1934 in den USA.

derer, die nicht in dem geräumigen Hause wohnten, wie z.B. ich selbst, der bei ihr eine Lehranalyse durchgemacht hat. Die Mahlzeiten waren gemeinsam; vor jeder Mahlzeit wurde ein kurzer Text vorgelesen, manchmal aus der Bibel, manchmal aus anderen Weisheitsschriften, und kurz besprochen. Am Ende der Mahlzeit fand eine nicht fachliche Besprechung von Problemen oder Schwierigkeiten statt, die sich im Gemeinschaftsleben ergeben hatten; ich weiss aber nicht mehr, ob das alltäglich der Fall war oder nur dann, wenn eine besondere Notwendigkeit vorlag. Der Sabbath wurde in besonders feierlicher Weise begangen. Damals war auch Erich Fromm noch ein orthodoxer Jude.

Die Abwendung des Ehepaars von der jüdischen Tradition muss noch vor meiner Übersiedlung nach Palästina, 1928, erfolgt sein. Etwas später, vielleicht erst nach 1933 und mit der Übersiedlung nach Amerika, erfolgte dann die Ablösung von der orthodoxen freudianischen Analyse und die Annäherung an die „Washingtoner Schule“, deren Haupt Sullivan damals noch lebte, und mit dem Frieda Reichmann eng zusammengearbeitet hat. Sie erwähnt Sullivan, wie Sie sicher wissen, schon in der Widmung ihres Buches „Introduction to Intensive Psychotherapy“ unter ihren vier Lehrern. Natürlich blieb Freud einer von ihnen.

Sie war eine überaus eindrucksvolle, ebenso klar denkende wie willensstarke Persönlichkeit. Vielleicht gerade aus diesem Grunde sind ihre Erfolge, echte Psychosen analytisch zu behandeln, wie das vorher auch schon Paul Schilder und andere versucht haben, während Freud sich sehr zurückhaltend verhielt, nicht zu verallgemeinern. Wenn ein so starker Mensch wie Frieda Reichmann so viel Zeit auf einen einzelnen Patienten verwendet, ist möglicherweise jede Technik wirksam, da Nebensache. Ähnliches mag auch für den leider verstorbenen Wilhelm Küttemeyer in Heidelberg gelten. Entschuldigen Sie meine Simpelei, die aber keine Fachsimpelei ist, denn ich bin Pädagoge, nicht wissenschaftlicher Psychologe.

Ich wünsche Ihnen für Ihre Arbeit, die ich nach Fertigstellung sehr gerne lesen werde, alles Gute. Diese Antwort erreicht Sie so spät, weil ich erst vor kurzem aus dem Ausland zurückgekommen bin. Für etwa weitere Mitteilung benutzen Sie bitte meine umstehende Privatadresse; ich bin seit fünf Jahren emeritiert.

Mit vielen Grüßen, Ihr ergebener, Ernst Simon

[115] An Hugo Stransky

Jerusalem, 13.12.1972

Sehr verehrter und lieber Herr Rabbiner Stransky,

Auf Ihren letzten Brief, den Toni und ich unabhängig voneinander gelesen haben, reagierten wir beide genau mit denselben Worten: „Wie schwer muss es ihm geworden sein, ihn zu schreiben!“

Dasselbe gilt auch für meine Antwort. Aber bevor ich zu dem schwierigen Punkte komme, will ich etwas lange Aufgeschobenes nachholen, nämlich meiner Frau und meinen eigenen sehr herzlichen Dank an Sie beide, für das wunderschöne Geschenk, das Sie ihr geschickt haben und das ich hier nach meiner (wohlbehaltenen) Rückkehr vorfand.<sup>219</sup> Wir haben schon viel in dem Buch gelesen und noch mehr geblättert; man kann sehr viel aus ihm lernen und auf die angenehmste Art. Wie wunderbar ist z. B. S. R. Hirschs<sup>220</sup> Jugendbildnis!

Zum zweiten: Ihr Brief ist hervorragend aufgebaut: er beginnt mit angenehmen oder doch neutralen Dingen und endet mit sehr freundlichen und nützlichen bibliographischen Hinweisen, für die ich mich ebenfalls bedanke. Sie sollten wirklich Abba Ebans<sup>221</sup> Nachfolger werden. Aber in der Mitte, da steckt das dicke Ende.

Die Schwierigkeit liegt nicht darin, dass die Dinge kritischer Art über meine Predigten in verschiedenen Gremien Ihrer Gemeinde zum Ausdruck kamen, auch nicht darin, dass sie mir mitgeteilt wurden; alles das ist vollkommen in Ordnung. Die Schwierigkeit ist, auf die Sie ja selbst, wenn auch nicht als solche, hinweisen, dass es zum zweiten Mal geschieht, nachdem ich Ihnen eine wohl erwogene und, wie ich glaube, wohl begründete Antwort gegeben habe.<sup>222</sup> Vielleicht haben Sie sich nicht für befugt gehalten, diese Antwort Ihren Mitarbeitern zu zeigen, ohne meine Einwilligung einzuholen. In diesem Falle erteile ich diese Einwilligung gern. Im anderen Falle, wenn nämlich die Herren meine religiösen Gewissensgründe zur Kenntnis genommen haben, ohne sie aber ernst genug zu nehmen, um nicht auf ihrem Standpunkt zu beharren, bin ich in einer mindestens so schwierigen Lage, auf Ihren Brief zu antworten, wie Sie wahrscheinlich waren, als Sie ihn schrieben. Ich glaube nicht, dass die Kanzel der Ort ist, aktuelle und als solche kontroverse Fragen in direkter Form zu behandeln, weil die Predigt ohne Möglichkeit einer Diskussion vorgetragen wird. Das ist allerdings nicht überall mehr der Fall, und sollten Sie und die Herren des Vorstandes die Absicht haben, nach dem neuerdings teilweise eingeführten Brauch, einen Teil der gottesdienstlichen Stunden zu einer Diskussion mit dem Rabbiner zu verwenden, so würde ich, wenn man mich fragen sollte, vielleicht geneigt sein, einem solchen Versuch zuzustimmen, aber mich, als Gastredner, als gerade dafür disqualifizieren. Ein solcher, nicht unrisikanter Versuch, kann und darf m. E. nur vom Gemeinderabbiner getragen werden, der eine ganz andere Verantwortung geistiger

<sup>219</sup> Ein Bildband: *Jewish Costumes*.

<sup>220</sup> Samson Raphael Hirsch (1808–1888), Begründer der jüdischen Neo-Orthodoxie in Deutschland. Mit dessen Anhängern hatte sich Ernst Simon in seinen jüngeren Jahren gelegentlich auseinandergesetzt, vgl. seinen Brief an Oberrabbiner Carlebach vom August 1934, Nr. 38.

<sup>221</sup> Abba Eban (geb. 1915), israelischer Politiker, 1950–59 sowohl israelischer Vertreter bei den UN als auch israelischer Botschafter in Washington; besonders bekannt geworden als Außenminister zur Zeit des Sechs-Tage-Krieges (1967).

<sup>222</sup> Simons erstes Schreiben vom 30.5.72 ist (im Durchschlag) erhalten.

Führung hat als ein noch so häufig erscheinender Gastredner. Dieser letzte mag dem ersten eine Suppe einbrocken, welche er selbst nicht essen muss, da er ja wieder verschwindet, und das halte ich nicht für erlaubt.

Anders steht es um den Wunsch, unnötige Schwierigkeiten zu vermeiden. Ich habe mich schon das letzte Mal bemüht, ihm Rechnung zu tragen, und will es gern wieder tun, da es offenbar nicht in genügendem Masse gelungen ist. Immerhin zeigt der sehr gute Besuch des Sukkoth-Gottesdienstes doch wohl, daß eine beträchtliche Anzahl von Gemeindemitgliedern meine Predigten verstanden haben und bereit waren, eine weitere Predigt von mir anzuhören.<sup>223</sup>

Zuletzt noch eine traurige Nachricht, nämlich für Frau Dr. Paul Simon, die ihr weiterzugeben ich Ihrem Ermessen, sehr verehrter Herr Rabbiner, überlasse. Dr. E. D. Goldschmidt<sup>224</sup>, ein naher Jugendfreund des Ehepaars, ist vor wenigen Tagen gestorben. Meine Frau und ich waren beim Begräbnis, und heute bei der Schiwa\*. Bei meinem letzten Besuch habe ich Herrn und Frau Dr. Goldschmidt von Dr. Simons Befinden erzählt, und beide baten mich, bei Gelegenheit, ihre Genesungswünsche für ihn weiterzugeben. Ich darf Sie bei dieser Gelegenheit bitten, mir in Ihrer Antwort, die ich baldest möglich erwarte, ein Wort über Dr. S[imon]s jetziges Befinden zu sagen.

Die Nummer Ihres Gemeindeblattes mit dem Bericht über meinen Vortrag ist noch nicht in meinen Händen; ich danke im voraus dafür. Der Wegfall der Predigt am ersten Tag Rosch-Haschana\* scheint mir berechtigt, dagegen teile ich Ihre Bedenken, sich zwei Monate vorher auf Predigtthemen festzulegen, was übrigens im Widerspruch zur Forderung der Aktualität steht, nicht nur der äusseren, sondern auch der inneren, nämlich der Schlüsse, die der Zuhörer selbst zieht, und mit dieser Art von Aktualität bin ich von Herzen einverstanden.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus,  
Ihr Ihnen stets freundschaftlich ergebener ES

---

<sup>223</sup> Im Brief vom 25.1.1973 berichtet Rabbiner Stransky über die Klärung der Angelegenheit im Gemeinderat, und am 3.2.73 faßt Ernst Simon zusammen: „Ich denke, nun ist wegen der Predigten alles in Ordnung; ich werde mich bemühen, womit ich übrigens schon vor einem Jahre begonnen habe, mit möglichst viel Beispielen die Gedanken zu illustrieren. Mit dem, was Sie über die Problematik der Wirkung der ‚klassischen Predigt‘ sagen, haben Sie natürlich Recht; ich habe ja an keinem Rabbinerseminar studiert, stehe aber bis heute unter dem ungeheuren Eindruck des genialen Predigers Nehemiah Nobel in Frankfurt, dessen Predigtart ich einmal dargestellt habe. Er hat ja auch auf Franz Rosenzweig überwältigend gewirkt.“

<sup>224</sup> Ernst Daniel Goldschmidt (1895–1972), Bibliothekar und Philologe, Erforscher jüdischer Liturgie, seit 1936 in Palästina.

[116] An Markus Barth

Jerusalem, 17.12.1972

Lieber Herr Barth,

Ihren Brief vom 10. August, noch aus Amerika, fand ich hier nach dreimonatiger Abwesenheit unter meiner Post vor. Da die Antwort sowieso verspätet war, habe ich gewartet, bis ich sicher sein konnte, daß sie Sie schon in Basel vorfinden wird. Ich darf Sie herzlich dazu beglückwünschen, daß Ihnen dieser Lebenswunsch rechtzeitig in Erfüllung ging<sup>225</sup>, da Sie nun auf der Höhe Ihrer Kraft und wissenschaftlichen Fruchtbarkeit stehen und nicht mit Goethe resignieren müssen: „Was man in der Jugend begehrt / das hat man im Alter die Fülle.“

Sie werden sich nicht darüber wundern, daß dieser Teil des Briefes mir am leichtesten fällt. Ich muss Ihnen nun in der Tat in einigen wichtigen Dingen widersprechen, tue es aber im Geiste der Freundschaft.

Um erst einmal meinen Gesamteindruck vorwegzunehmen: ich kann, auch nach wiederholtem sorgfältigem Lesen, den Eindruck nicht los werden, daß Sie beginnen, sich auf die andere Seite zu werfen.<sup>226</sup> Dieses moralische Gleichgewichtsproblem ist durch keine Formel lösbar; ich selbst, als konsequenter Kritiker unserer offiziellen aussenpolitischen Linie, ringe mit ihm vor jeder neuen Äusserung, und dieses Ringen kommt, so hoffe ich, in jeder Formulierung zum Ausdruck, zwar nicht als solches beschrieben, aber in dem, was ich jeweils stärker oder geringer betone oder auch weglasse. Das ist eine Anwendung der Buberschen „Demarkationslinie“.

Nun wird Ihre Demarkationslinie anders verlaufen als die meine; wir sind verschieden konditioniert, und ich nehme an, daß Sie Ihre eigene Bedingtheit, als Christ, als Schweizer, als dialektischer Theologe ebenso erkennen wie ich die meine als Jude, als Zionist, als Bürger Israels. Was mir nicht sicher ist, drücke ich am besten mit einer Formel von Spencer aus: der Soziologe (aber nicht nur er) soll seine personal equation nicht nur erkennen, sondern von seinen Aussagen kritisch abziehen. Sie tun das gewiss auch, aber, wie mir scheint, in unserem Falle nicht genug.

Dafür muss ich nun einige konkrete Beispiele geben: 1. Ich war immer scharf und bin es noch gegen alle jüdischen Terrorakte; ich würde mich „auf die andere Seite werfen“, wenn ich die arabischen Terrorakte nicht ebenso verurteilte. 2. Ich weiss, daß wir im 6-Tagekrieg Napalm verwandt haben, und habe mich, mindestens bei einer Gelegenheit, öffentlich dagegen ausgesprochen; mir ist nicht bekannt, daß, wie Sie schreiben, „palästinensische Flüchtlingsströme“ damit begossen und dezimiert wurden. Haben Sie dafür einen zureichenden Beweis? 3. Ich bin nicht für die Sprengung von Häusern, kann aber Ihre Formulierung nicht verstehen, daß sie „jüdischen Augen als milder

<sup>225</sup> Prof. Barth hatte angekündigt, er müsse gegen Ende 1972 seinen „Umzug nach Basel auf den Stuhl Oscar Cullmans in die Wege leiten“; bis dahin war er in Pittsburg tätig.

<sup>226</sup> D.h. von der israelisch-jüdischen auf die palästinensische.

erscheinen *mag*“ als die Geislerschiessungen durch die Nazis, welche übrigens das Allerwenigste von dem sind, was sie sonst noch taten. Aber ist es nicht unmöglich, oder sollte es nicht unmöglich sein, unwiderrufliche Greuel-taten, wie Morde, mit wieder gutzumachenden Zerstörungen von Sachwerten zu vergleichen? Genügt nicht dieser qualitative Unterschied, den ein Mann wie Sie doch nicht übersehen *kann*, daß ihm der Vergleich mit den Nazis überhaupt nicht kommt, und wenn ja, allerdings mir völlig unverständlicherweise, wenigstens nicht zum Ausdruck kommt, noch dazu in einem Brief an einen jüdischen Freund, der, nebenbei gesagt, seine Mutter mit 68 Jahren durch Nazimord verloren hat.<sup>227</sup> Aber selbst, wenn es ihr gelungen wäre, in Ihr Vaterland, die freie Schweiz, zu fliehen, wäre sie sehr möglicherweise, wie so manche andere, an die Mörder „zurückgestellt“ worden, wie die furchtbare amtliche Sprachregelung wohl lautete.

Ich weiss, daß Sie, lieber Markus Barth, scharf gegen solche Massnahmen waren und nehme auch an, daß Sie Gelegenheit hatten, dagegen zu protestieren, wie ich es mit meinen Freunden z.B. in Sachen der beiden Dörfer Biram und Ikrith<sup>228</sup> getan habe, obwohl es sich auch dort nicht um Menschenleben gehandelt hat.

Dies ist die Hauptsache, und dazu sollten Sie sich, wenn ich das so sagen darf, innern und äussern. Innern – in Ihrem Herzen, und dann, wenn Sie es noch können und wollen, in Ihrer Antwort.<sup>229</sup>

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre verehrte Frau,  
Ihr Ihnen ergebener, ES.

<sup>227</sup> Ernst Simons Vater war im November 1938 in Berlin gestorben; seiner Mutter gelang im Sommer 1939 noch die Ausreise aus Deutschland, doch der Ausbruch des Weltkriegs überraschte sie in Triest, wo sie noch kurz vor Kriegsende von deutschen Soldaten erschlagen wurde.

<sup>228</sup> Die arabischen Bewohner dieser beiden Dörfer in Obergaliläa waren im November 1948 von der israelischen Armee ‚vorübergehend‘ ausgewiesen worden. Im Sommer 1951 hatte der Oberste israelische Gerichtshof ihnen das Recht auf Rückkehr zugesprochen, doch ‚aus Sicherheitsgründen‘ war sie noch nicht genehmigt worden.

<sup>229</sup> In seiner Antwort von Ostern 1973 geht Prof. Barth auf Details aus Simons Schreiben ein; zuvor gibt er eine warme Sympathie-Erklärung ab: „Nun möchte ich Sie bitten, Ihrerseits gewiss und zuversichtlich zu sein: an meiner Beziehung zu Ihnen – und zu Ihrer lieben Frau – hat auch Ihr Dezemberbrief gar nichts geändert. Im Gegenteil: die Berührung, das Vertrauen, die Lernwilligkeit meinerseits ist nur gewachsen. Ich habe es gern, und ich betrachte es als Zeichen der Freundschaft, wenn man mir offen widerspricht oder mich deutlich korrigiert, wo immer das nötig erscheint. Das wäre ja noch schöner, wenn man sich unter Freunden nicht einmal ins Gesicht sagen dürfte, was man für wahr und wichtig hält! Ergo, lieber Freund und Nestor, wenn Sie mir diese Anrede erlauben, zwischen uns bleibt alles warm, herzlich und gut. Wir wollen aufeinander hören. Zu leicht ist es, überall Tischtücher zu zerschneiden und sich in einen (selbstgesuchten oder selbstbedauernden) Schmollwinkel zu verziehen.“

[117] An Rudolf Lennert

3. Februar 1973

Lieber Herr Lennert,

Vielen Dank für Ihren Brief vom 28.1. und Ihre guten Bemühungen für unseren Freund. Selbstverständlich darf er davon nichts hören.<sup>230</sup>

Zu Ihren Fragen kann ich heute nur sehr kurz Stellung nehmen, weil ich vielfach überlastet bin und mich nicht immer gleich wohl fühle.

Ihre Einstellung zum Psalter ist durchaus nicht falsch, aber die Trennung zwischen individuellem und rituellem Gebet ist im Judentum nicht so streng durchzuführen. Das erhellt [sich] schon aus der Tatsache, daß fast die Hälfte der 150 Psalmen, ich glaube 64, in das Gebetbuch aufgenommen worden sind und bei irgendeiner Gelegenheit „ritual“ – also Pflichtgebet werden, weniger am Wochentag, aber immer noch zu viel, und weit mehr an Sabbaten und Festtagen. Immerhin wird es im ganzen richtig sein zu sagen, daß in der Torah Gott zum Menschen spricht, im Psalter der Mensch zu Gott, eine Formel, die nicht von mir stammt, die ich aber wiederholt von Rabbinern gehört habe.

Der Talmud hat den, vergeblich gebliebenen, Versuch gemacht, die Sphäre des festgelegten Gebets zugunsten des unformulierten Spontangebets einzuschränken. Das Schicksal solcher „Bittgebete“ ist tragi-komisch: sie wurden bald zu einem organischen Teil des Ritus und haben dadurch das Festgelegte vermehrt. Ich persönlich bete nur die eigentlichen „Stammgebete“, d.h. die Segenssprüche vor und nach dem „Höre Israel“ bis zum Ende des Achtzehn-Gebets mit täglicher Regelmässigkeit und suche mir die Frische meiner Ausrichtung durch verschiedene Betonungen zu erhalten, was auch nicht immer gelingt. Gelegentlich bete ich auch private Texte, und manchmal dichte ich welche. Z.B.

Ich habe Gottes Stimme nie gehört.

Vielleicht ist sie's, die aus dem Schlaf mich stört.

Wach' ich, verstummt sie. Kaum ein Echo blieb;  
dem zog ich nach, wohin's mich immer trieb.

Oder:

Das wahre Gebet ist das Stossgebet,  
das aus dem zerbrochenen Herzen geht,  
Des Nachts, wenn die anderen schlafen.  
Es wacht, und weiss, daß ein anderer wacht,  
und ruft zu ihm, laut durch die Nacht,  
Zu lohnen und zu strafen (entstanden in der Nazi-Zeit).

Einen feststehenden Gestus hat Gott uns G.s.D. nicht auch noch auferlegt, ohne die wenigen, über die ich Ihnen zuletzt schrieb.

Sehr herzlich von Haus zu Haus, stets der Ihre ES

---

<sup>230</sup> Es ging um das Ehrendoktorat für den Dichter Werner Kraft.



[118] An Adolf und Elsa Freudenberg

22. März 1973

Liebe und sehr verehrte Freunde,

Es war so schön, Sie zu sehen, und fast ebenso schön, Ihren Abschiedsbrief vom Ufer des Kinneret zu bekommen.<sup>231</sup>

Ein sehr ernster Brief ist es allerdings, aber so gehört es sich unter Freunden. Ich bin gerade dabei, für den dritten Band – der zweite wird sehr bald erscheinen – den Briefwechsel Buber-Ragaz<sup>232</sup> noch einmal durchzuarbeiten: er ist wirklich erstaunlich. Vielen Dank, daß unser Einleitungsheft Sie veranlasst hat, die drei Bände zu subskribieren: Gott möge uns allen geben, daß die Zeitadverbien „schon“ und „noch“ bei Ihnen keine entscheidende Rolle spielen.

Ich habe vielleicht in meiner Antwort auf Ihre politische Frage<sup>233</sup> in einer augenblicklichen Verstimmung über die Situation mich, gerade durch die allzu leichte Hülle des Witzwortes: „wenn ich die Wahrheit sagen sollte, müsste ich lügen“ verzweifelter oder doch hoffnungsloser ausgedrückt, als es meiner Natur und meinem Glauben entspricht. Auch für mich ist das „Prinzip Hoffnung“, um mit Ernst Bloch<sup>234</sup> zu reden, ein immer zentraleres Stück meines inneren Lebens geworden, und so weit ich den Mut aufbringe und noch die Kraft habe, es nach aussen zu tragen, auch meines äusseren. Ich bereite jetzt für meine Vortragsreise nach USA eine Rede über den „Glauben des Vielleicht“ vor, anknüpfend an Amos 5, 15, wo im hebräischen Text, statt des „so“ bei Luther, „ulai“, also: vielleicht steht. Es ist nicht die einzige Stelle der jüdischen Bibel, wo dieses Wort auftritt. Der Talmud, in Chagiga 3 hat all die Stellen gesammelt und bei jeder beginnt einer der Lehrer zu weinen, und ruft aus: „All das (nämlich all diese Leiden) – und vielleicht!“ Das ist nun nicht jene Glaubensgewissheit, die Sie aus dem N.T. schöpfen können; auch bei uns gibt es die Glaubensfestigkeit, das „bitachon“, das man eigentlich aschkenasisch aussprechen müsste, wie die Ghettojuden es taten: bitochaun, um es von der heutigen ausschliesslich militärischen Verwendung für Sicherheit des Schutzes zu unterscheiden. Es ist aber genau dasselbe Wort. Meine jüdische Theologie der Hoffnung ist gebrochener. Vielleicht darf ich Ihnen ein paar Verse zitieren, die mir in einer schweren Nacht in der deutschen Verfolgungszeit kamen und die ich in manchen schweren Nächten mir wieder zitiere:

<sup>231</sup> Freudenbergs befanden sich zum Abschluß ihres Israel-Besuchs in Nof-Ginosar am Genezareth-See; der Brief vom 13.3.73 ist erhalten.

<sup>232</sup> S. Brief Nr. 57.

<sup>233</sup> Pfarrer Freudenberg hatte geschrieben: „Von dieser Israelreise nehme ich als schwerste Aufgabe Ihre Antwort auf meine leidige Frage nach den Arabern mit: „Ich müsste lügen, wenn ich die Wahrheit sagte“. Wie kann Hoffnungslosigkeit hinsichtlich einer Versöhnung mit den Nachbarn die lebendige Hoffnung auf den verdrängen, der höher ist als alle Vernunft?“

<sup>234</sup> *Das Prinzip Hoffnung*, philosophisches Hauptwerk des sozialistischen Denkers Ernst Bloch (1885–1977), erschien 1954–59.

Das wahre Gebet ist das Stossgebet,  
Das aus dem gebrochenen Herzen geht,  
Des Nachts, wenn die anderen schlafen.  
Es wacht, und weiss, daß ein anderer wacht,  
Und schreit zu ihm, still durch die Nacht,  
Zu lohnen und zu strafen.

Noch charakteristischer für unser Thema ist wohl ein neuerer Vers:

Ich habe Gottes Stimme nie gehört.  
Vielleicht ist sie's, die aus dem Schlaf mich stört.  
Wach ich, verstummt sie. Kaum ein Echo blieb;  
Dem zog ich immer nach, wohin's mich trieb.

Grüssen Sie Ihre liebe, verehrte Frau, auch von Toni, und Gollwitzers von ganzem Herzen.

Stets die Ihren [Ernst Simon]

[119] An Markus Barth, Riehen, Schweiz

16. Mai 1973

Lieber Herr Barth,

Ueber Ihren Brief vom 22. April habe ich mich sehr gefreut und danke Ihnen herzlich dafür, besonders da Sie den Ostertag, einen Ihrer höchsten Feiertage, zu diesem langen Briefe benutzt haben.

Verzeihen Sie, wenn ich nun nicht in der gleichen Ausführlichkeit auf Ihre einzelnen Bemerkungen eingehe. Ich bin in dauernder Spannung, oft recht müde, und muss Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich heute kurz bin, aber sonst würde der Brief noch länger warten müssen, als es ohnehin der Fall ist. Daher nur einige Andeutungen.

Für mich war Ihr wichtigster Satz diesmal: „Wir Schweizer sind auch nicht besser.“ Sie meinen zweifellos: als die Israelis, und darin haben Sie recht, wie auch wir nicht besser sind als die Schweizer. Da für Sie und auch für mich Israel als auserwähltes Volk Gottes besser sein müsste als die Völker der Welt, bleibt ein Stück Ueberschuss an Vorwurf und Forderung bestehen, den ich anerkenne. Paradoxerweise war es in der Diaspora leichter, „besser zu sein“ als die Wirtsvölker, weil die unternormalen politischen Bedingungen, unter denen wir lebten, die überrnormale Stellung zu den Problemen von Macht und Staat für eine kleine jüdische Elite ermöglichte. Für die Masse galt es auch damals nicht und auch keinesfalls für alle, die prophetische Forderungen im Munde führten, solange sie an die Adresse der Gojim<sup>235</sup> gerichtet waren. Ich habe hier immer wieder gesagt, daß unsere eigentliche Probe hier ist, unter Normalbedingungen mehr als ein normaler Staat zu sein, erst gestern wieder

---

<sup>235</sup> Hebr.: Nicht-Juden; Simon greift hier den von Prof. Barth gebrauchten Ausdruck auf.

in einer Gastvorlesung über den Brith Schalom\* in der Universität Tel Aviv. Es ist eben ungeheuer schwer, solche Forderungen auch dann zu erfüllen, wenn die eigene Gemeinschaft ihren vollen Preis bezahlen muss, statt daß sie als ideologischer Ueberbau dem Anspruch auf volle Emanzipation durch die anderen eine pseudo-religiöse Weihe geben.

Ihren Report<sup>236</sup> würde ich sehr gerne bekommen. Was Sie von unserem Obersten Gerichtshof in Sachen der beiden Dörfer Biram und Ikrit sagen, habe ich nicht verstanden; seine prinzipielle Entscheidung war ja für den Anspruch der friedlichen arabischen Christen.<sup>237</sup> Vielleicht ist das später irgendwie abgemildert worden, aber mir ist das nicht sicher. Unsere Friedensbewegung und andere haben immer wieder protestiert, zum Teil in öffentlichen jüdisch-arabischen grossen Volksversammlungen.

Unterdessen haben Sie Ihr grosses Buch<sup>238</sup> fertiggestellt und mit Ihren Vorlesungen begonnen. Nehmen Sie dazu meine herzlichen Wünsche.

Alles Gute von Haus zu Haus, [Ernst Simon]

[120] An Erich Fromm

16. Mai 1973<sup>239</sup>

Mein lieber Erich,

Über Deinen Brief<sup>240</sup> habe ich mich sehr herzlich gefreut; sei mir bitte nicht böse, daß ich ihn erst heute beantworten kann; ich sitze tief in der Schreibmaschine, aber soliderweise vorher noch tiefer in der Tinte, um eine grössere Arbeit über Heines Judentum endlich, längst nach dem Schlusstermin, fertigzustellen.<sup>241</sup>

Hast Du übrigens einmal meinen Artikel über den Traum in der jüdischen Ueberlieferung<sup>242</sup> gesehen, der in demselben Bande erschien, wo auch Dein schöner Aufsatz war? Ich hatte Dich dort übrigens zitiert, und zwar mit Deiner Deutung von Jona.

Deine Handschrift ist viel besser als meine; entschuldige deshalb die Schreibmaschine! Nur ein Wort konnte ich nicht lesen, nämlich das Thema Deines nächsten Buches. Sehr erfreulich war mir, daß Du Deine Krankheiten

<sup>236</sup> Den Bericht über Prof. Barths Israel-Reise vom Frühsommer 1972: Report on a Journey, in: *Journal of Ecumenical Studies* 10 (Philadelphia 1972), S. 121–27.

<sup>237</sup> S. Brief Nr. 116.

<sup>238</sup> *Ephesians* 1–3.4–6. A New Translation with Introduction and Commentary by Markus Barth (The Anchor Bible), Garden City 1974.

<sup>239</sup> Hebräisch handschriftlich hinzugesetzt: mit Gottes Hilfe, am 28. der Omer-Zählung (d.h. der Sieben-Wochen-Zählung zwischen Pessach und Wochenfest) i. J. 5733.

<sup>240</sup> Vom 7.II.73 aus Locarno, auf deutsch.

<sup>241</sup> Basierend auf dem Referat, das Ernst Simon beim Internationalen Heine-Kongress in Düsseldorf frei gehalten hatte; das Projekt kam nicht zustande.

<sup>242</sup> Der Traum in den Überlieferungen der Juden, in: *Was weiß man von den Träumen?*, hrsg. v. H.J.Schultz, Stuttgart 1972, S. 49–58 [dem Buch liegt eine Sendereihe des Süddeutschen Rundfunks zugrunde; die erste Sendung der Reihe war von Erich Fromm].

nun gut überwunden hast und daß es auch Deiner lieben Frau ordentlich geht. Ich dürfte eigentlich nicht klagen, klage aber, was mir recht gut bekommt.

Die Weltlage, die Lage in und um Israel, die des Judentums – all das bedrückt mich, besonders weil man so wenig tun kann. Ich bin nicht ganz verstummt; wohl [fast]<sup>243</sup> jeder Mensch im Lande, der sich für das öffentliche Leben interessiert, kennt die allgemeine Richtung meiner Gedanken, denen ich auch gelegentlich, mündlich oder schriftlich, öffentlichen Ausdruck gebe, aber von einer eigentlich politischen Tätigkeit ist das weit entfernt. Das bedrückt mich oft in meinem Gewissen, aber es ist doch wohl auch eine Kraftfrage und eine Altersfrage. Ich habe neulich mal im Haarez\* den Versuch gemacht, die Menschen nicht nach ihren Zielen zu unterscheiden, nach denen sie wirklich streben oder die sie nur proklamieren, sondern nach den *Arej Miklat* Flüchtlingsstädten<sup>244</sup>, wo sie sich ihrer Verantwortung entziehen. Meine Folgerung war, daß die gröberen Vergnügungen die vergleichsweise unschuldigeren sind, die feineren, kultivierteren aber die grössere Versuchung darstellen. Trotzdem weiss ich genau, daß z.B. meine jetzt wieder sehr starke Beschäftigung mit deutscher Literatur auch eine Art Flucht ist. Als Kraftreserve braucht man so etwas, aber man muss dann die Reserven immer wieder für das Eigentliche aufbrauchen oder doch anbrauchen, und das geht eben leider „über die Kraft“.

Ich hoffe, daß es Dir in dieser Beziehung besser gelingt.

Wir werden wohl bald gemeinsam in dem Rabinkowbande erscheinen, den der freundliche orthodoxe Rabbiner aus New York, dessen Namen ich natürlich vergesse, wenn ich ihn brauche, schon seit langen Jahren herausgeben will, mit viel Unterstützung unseres gemeinsamen Freundes Prof. Darmstadter in Washington. Ich habe im wesentlichen einen kurzen Nachruf, den ich bald nach dem Tode hebräisch veröffentlichte<sup>245</sup>, so gut es ging, übersetzt und etwas ergänzt. Du wirst ihn lesen; er ist ganz inadäquat, aber er behandelt wenigstens das Politische bei Rabinkow.

Schreib mal wieder! Du hast ganz recht, man darf die Fühlung miteinander nicht verlieren.

Sehr herzlich stets der Deine Ernst

[PS] 18/V – Ich habe das Gefühl, daß mir das Original verloren gegangen ist, bevor ich es in den Kasten geworfen habe; wenn ja, buche es unter „Fehlleistung“, wenn nicht, unter „Zwangsneurose“. D[er] o[bige]<sup>246</sup>

<sup>243</sup> Diese beiden Worte hat Ernst Simon nachträglich von Hand hinzugesetzt mit der Randbemerkung: „a modest afterthought!“.

<sup>244</sup> Die sechs biblischen Zufluchtsstätten (Num 35, 9; Dtn 19, 4), wohin sich ein Totschläger vor der Blutrache retten konnte.

<sup>245</sup> Im August 1941 hatte Ernst Simon in der hebräischen Zeitschrift *Beajot haJom* (II 2 vom 24. VIII. 41, s. 4), einen Nachruf auf den in Holland verstorbenen russischen Talmudgelehrten R. Salman Baruch Rabinkow veröffentlicht, bei dem er 1924 in Heidelberg ‚gelernt‘ hatte.

<sup>246</sup> Mit diesem Zusatz versehen hat Ernst Simon den Durchschlag abgeschickt; das Original war nicht ‚verlorengegangen‘.

[121] An Manfred Windfuhr, Düsseldorf

16. Mai 1973

Lieber Herr Windfuhr,

Gestern erhielt ich Ihren guten Brief und heute den von Herrn Dr. Knaus, dessen Kopie Sie erhalten haben. Ich antworte ihm mit gleicher Post, und um die Hauptsache vorwegzunehmen: bejahend. In meinen eigenen Ueberlegungen und Sorgen ist mir selbst eine ähnliche Lösung schon eingefallen, und ich freue mich sehr über Ihr Angebot.<sup>247</sup>

Auch über die Titelfrage habe ich nachgedacht. Natürlich passt „Spätzeit“ nicht mehr. Aber auch Ihr Vorschlag „Jüdische Motive bei H[einrich] H[eine]“ ist missverständlich, weil der Leser „Motive“ stofflich verstehen könnte, während es mir ja gerade auch, obwohl nicht nur, auf die verborgeneren, formalen oder psychologischen mit ankommt. Herr Knaus schreibt einfach „Heine und das Judentum“, was mir möglich erscheint. Vielleicht könnte man einwenden, daß die Themen mit „und“ in der Zeit des jüdischen Liberalismus in Deutschland, den es ja allerdings leider nicht mehr gibt, anrüchig geworden sind, weil man alles Mögliche mit dem Judentum in Verbindung zu bringen suchte, um es salonfähig zu machen. Eine sehr ausführliche Freud-Arbeit von mir, die bisher nur hebräisch und englisch vorliegt, heisst „Freud, the Jew“.<sup>248</sup> Ueberlegen Sie einmal, zusammen mit dem Herrn Verleger, „Heine als Jude“.

Doch darüber können wir noch sprechen, wenn das ganze Manuskript vorliegt. Da ich nicht alle meine Veränderungen und Zusätze aus meinen Briefen übertragen habe oder Kopien davon besitze, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie sie photokopieren oder abschreiben lassen könnten und mir gelegentlich zuschickten.

Ich bin grundsätzlich gern bereit, mir Kürzungen zu überlegen und Vorschläge von Ihnen zu erwägen, doch scheint mir das Beispiel der Heineschen Ironie, das Sie gegeben haben, die ganze Problematik seiner „Charakteristik“ zu illustrieren: er war ein Ironiker, wenn Sie wollen: im allgemeinen Sinne des Wortes und seiner Zeit, aber als solcher jüdisch bestimmt. Ich habe versucht, vielleicht nicht klar genug, zwischen der allgemeinen romantischen Ironie, deren Elemente sich bei Heine finden, und der spezifisch Heineschen zu unterscheiden. Im übrigen habe ich schon viel Material für eine ähnliche Unterscheidung zwischen seiner Ironie und der Kierkegaards gesammelt. Sternberger, der einen wirklich phantastischen Riecher für Zusammenhänge hat, auch

<sup>247</sup> Da die schriftliche Fassung von Ernst Simons Vortrag auf dem Internationalen Heine-Kongress für den Kongreßband zu spät kommen würde, war man auf den Ausweg verfallen, er solle seinen Beitrag zu einer Monographie innerhalb der Heine-Studien ausbauen.

<sup>248</sup> Sigmund Freud, The Jew, in: *Yearbook des Leo Baeck Instituts* (YLBI) 2 (1957), S. 270–305.

wenn sie so verdeckt sind wie hier, beginnt nicht umsonst sein Buch<sup>249</sup> mit einem Motto aus Kierkegaard. Uebrigens hat mich die „Neue Rundschau“ um ein Referat über sein Buch gebeten<sup>250</sup>, welches zu schreiben ich nun dank Ihres Angebots Zeit finden werde. Einiges von seinen Ergebnissen dürfte auch für unser geplantes Buch fruchtbar werden.

Herzlich der Ihre Ernst

[122] An Grete Schaeder

Jerusalem, 25.11.1973

Liebe Grete,

Schönsten Dank für Ihren guten Brief vom 14., der mich genau an dem Tage erreichte, an dem ich auch Rafael [Buber] nach so langer Pause wiedersah. Ich habe mir erlaubt, ihm Ihren Brief zu zeigen, der ja keine Geheimnisse enthielt.

Es ist sehr gut, daß Sie nun einen ungefähren Termin für Ihre Operation haben. Wir alle haben es bedauert, daß durch die von uns nicht verschuldete Verzögerung der Drucklegung des 2. Bandes und damit des Satzes des 3.<sup>251</sup>, Sie unnötig lange zu leiden hatten. Toni und ich, und wir alle, denen Sie Freund geworden sind, wünschen Ihnen und uns selbst, daß Sie wieder ganz gesund werden, so gesund, daß wir Aussicht haben, Sie wieder einmal im Lande zu sehen.

Sie werden es sehr verändert finden<sup>252</sup>, aber durchaus nicht nur zu seinen Ungunsten, wie Sie vielleicht befürchten. Gewiss, es gibt auch unerfreuliche Erscheinungen, und die historisch-politische Rechnung geht nach keiner Seite hin glatt auf, aber das tun solche Rechnungen nie, nicht einmal im historischen Rückblick, und wie denn erst, solange die Stunde der Hochspannung kaum oder noch nicht vorüber ist. Es gibt aber sehr viel, was durchaus positiv zu werten ist, vor allem ein Mass an selbstverständlicher Kameradschaft, die sich unter den schwersten Bedingungen bewährt, unter den Soldaten, und eine sehr weitgehende Hilfsbereitschaft, Einfühlungsfähigkeit und Disziplin in der Zivilbevölkerung.

Die Problematik der Gesamtlage sehe ich ähnlich wie Sie, wenn auch mein Vertrauen auf Kissinger vielleicht etwas vorsichtiger ist. Ich glaube nicht, daß

---

<sup>249</sup> Dolf Sternberger, *Heinrich Heine und die Abschaffung der Sünde*, Frankfurt 1972; Ernst Simon stand in Kontakt mit dem Publizisten und Politologen Dolf Sternberger, s. seinen Brief vom 24.12.1972.

<sup>250</sup> Rudolf Hartung und Ernst Simon haben darüber zwischen Dezember 1972 und Frühjahr 1973 verschiedentlich korrespondiert; die geplante Rezension ist schließlich nicht zustande gekommen.

<sup>251</sup> Des von Frau Schaeder herausgegebenen Buber-Briefwechsels: *Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, Heidelberg 1972–75.

<sup>252</sup> Im Oktober 1973 hatte der Jom-Kippur-Krieg stattgefunden.

die Tatsache seines Judeseins ein Nachteil für Israel ist, obwohl viele dieser Ansicht sind.

In Amerika war es bis Jom Kippur\* sehr schön und auch dann für mich persönlich auszuhalten, da ich meine Vortragsreise durchführen konnte und so die innere Spannung durch das äussere Angespantsein ausgleichen konnte. Toni hat bei der ersten Telefonverbindung, die zunächst von unserer Tochter ausging, mir sagen lassen, ich solle nicht zurückkommen, und das später schriftlich mit dem sehr klugen Satze begründet: Du wirst es nicht aushalten, hier passiv zu sein, und aktiv kannst Du in deiner Richtung heute nicht sein. Das stimmte sicherlich für die erste Kriegszeit; es stimmt heute nicht mehr in gleichem Masse. Ich habe bald nach der Rückkehr die Beziehung mit Freunden wiederaufgenommen und es ist mancherlei im Gange, das etwa in der Linie liegt, für die Bubers Zustimmung zu erhoffen wäre.

Ich fand hier bei der Rückkehr bei Margot [Cohn] das erste Exemplar meines kleinen hebräischen Buber-Buches über die „Demarkationslinie“ als das Hauptprinzip seines ethischen und politischen Denkens vor. Ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß es auch für seine Theologie und sogar für seine Bibeldeutung zentral wichtig war. Der erste Teil ist eine Übersetzung und teilweise Umarbeitung meines Aufsatzes im Bulletin des Leo Baeck Instituts<sup>253</sup>, der zweite ist eine Auseinandersetzung mit Scholem<sup>B</sup>. Bei dieser Gelegenheit, nämlich in der Frage von Mystik und Mythos, habe ich auch Sie zitiert. Gerade heute hat Scholem auf die Lektüre reagiert; er lässt zwar meine Einwände nicht gelten, was ich auch nicht erwartet habe, sprach sich aber anerkennend über die wissenschaftliche Fundierung der Arbeit und die Höflichkeit meiner Polemik gegen ihn aus.

Von Rafael haben Sie unterdessen gehört, daß ich mit dem Abdruck des fraglichen Briefes einverstanden bin<sup>254</sup>. Meine Hemmung beruht darauf, daß ich nur allzugenau weiss, wie sehr Rosenzweig mich überschätzt hat und wie wenig ich den Erwartungen entsprochen habe, die Buber in mich als Mensch eines Lebenswerkes gesetzt hat.<sup>255</sup> Ich bin letzten Endes ein lehrender Mensch, kein schaffender.

Leben Sie sehr wohl und lassen Sie bald einmal wieder von sich hören! Wir dürfen uns so lange Pausen eigentlich nicht erlauben. Toni grüsst Sie sehr herzlich.

[Ernst Simon]

<sup>253</sup> Nationalismus, Zionismus und der jüdisch-arabische Konflikt in Bubers Lehre und Wirksamkeit, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* (BLBI) IX (1966), S. 31–84.

<sup>254</sup> Bubers Brief vom 15.3.49 zu Ernst Simons 50. Geburtstag, abgedruckt in: *Briefwechsel* III, Nr. 157.

<sup>255</sup> Buber hatte geschrieben: „Franz nannte Sie einmal mir gegenüber (...) den begabtesten Menschen seiner Generation und meinte damit sicherlich mehr als die schönste Redebegabung. Die eigentliche Gabe ... ist ja doch die des ‚Werks‘, das heißt: der Ablösung der Mitteilung des Mitteilenswerten vom Mitteilenden und daher: der Wirkung auf die nicht Gegenwärtigen, bis zum faktischen Überleben durch Delegation des Wesentlichen.“

[123] An Alexander Altmann

Jerusalem, 27.11.1973

Lieber und verehrter Alexander Altmann,

Als ich vor 2½ Wochen wieder nach Hause kam, erwartete mich unter anderem zu meiner freudigen Überraschung Ihr in jedem Sinne kostbares Geschenk. Haben Sie herzlichen Dank, daß ich Ihr Buch über Mendelssohn mein eigen nennen darf.<sup>256</sup>

Aber um es mir wirklich zu eigen zu machen, muss ich es lesen, genauer: studieren, lernen, und damit bin ich noch nicht zu Ende. Ich habe das erste Kapitel ganz durchgearbeitet; vom zweiten etwa die Hälfte und in wohl fast allen nicht etwa geblättert, sondern richtig gelesen, Text und Anmerkungen. Aber sehr viel ist noch vor mir.

Nun erlaubt meine Belastung durch aktuelle Dinge und wissenschaftliche Verpflichtungen nicht, mir ein paar Wochen Urlaub zu nehmen, nachdem ich eben erst zurückgekommen bin, sondern ich muss mich vorläufig mit gelegentlichen Freistunden begnügen, um weiter zu kommen. Das wird aber zu lange dauern, als es schicklich für eine erste Reaktion wäre, die freilich nicht mehr sein will, als eben dies.

Mein Gesamteindruck ist, daß Ihr Buch im doppelten Sinne die definitive Biographie M[endelssohn]s sein wird: sie erschliesst die gegenwärtige Forschung nach allen Seiten hin, was die biographischen Daten anbetrifft, die allgemeine Umwelt, die jüdische Basis, Haltung und Leistung, die Neuwertung des angeblichen „Popularphilosophen“, die Freundschaften, Konflikte und den Beginn der Wirkungsgeschichte bis kurz nach dem Tode. Dies ist das eine. Das zweite ist vielleicht mit einem geringeren Grade an Sicherheit zu sagen, aber ich habe das Gefühl, daß Ihr Buch für sehr lange Zeit und vielleicht für immer M. seinen historischen Ort in der deutschen Aufklärung und in der jüdischen Geschichte anweisen wird. Man kann diesen Ort vielleicht als den eines jüdischen Erasmus<sup>257</sup> bezeichnen, was ich, wie Sie gleich sehen werden, keineswegs nur deshalb sage, weil der Erasmus-Preis, dessen Großteil Buber unserem Baeck-Institut gegeben hat, seine Veröffentlichung mitermöglichte. M. hat wirklich eine personenhafte Ähnlichkeit mit Erasmus; dessen Milde, späte Klassizität, Konfliktscheu, feine Ironie und so vollendete Ausdrucksfähigkeit, daß die in ihr beschlossenen tieferen Bedeutungen erst durch eindringende Interpretation aufgeschlossen werden können. Auch daß beide Männer, am Scheidewege vor Reformationen und Revolutionen stehend, diese zwar geistig mit vorbereitet haben, aber auf deren Schwelle stehen blieben, ist ein gemeinsamer Zug. Luthernaturen waren sie nicht, und hier allerdings endet die Analogie: einen jüdischen Luther hat unsere religiöse Krise bisher nicht hervorgebracht, es sei denn, man halte, wie Stephen Schwarz-

<sup>256</sup> Alexander Altmann, *Moses Mendelssohn. A Biographical Study*, Philadelphia / London 1973, 900 S.

<sup>257</sup> Der niederländische Humanist und Theologe Erasmus von Rotterdam (1469–1536).



schild offenbar meint, Marx gerade in seiner extremen Säkularisierung dafür, aber ich kann mich dem nicht anschließen. Allerdings kenne ich seine Argumentation nur aus einem kurzen Gespräch im vorigen Jahre und bin gespannt auf die Begründung in seinem geplanten Buche.

Erasmus kommt in Ihrem Buch nicht vor, aber Sie selbst stehen als Autor in seiner geistigen Familie. Ihre klare Sprache, die niemals Effekte sucht, Ihre Milde im Urteil, vor allem gegen M. selbst, obwohl die Kritik durchaus nicht fehlt, aber auch in der Abgrenzung zu jüngeren Forschern, die beide auch meine Schüler waren, wie Samet und Jaakow Kellner, der ja eigentlich nur aufgemuntert wird, zeigen eine ähnliche Geistesweite und Herzengüte. Vielleicht, wenn ich nun zu einigen Bedenken übergehen darf, gehen Sie in Ihrer Milde manchmal zu weit.<sup>258</sup> [Hier folgen einige Beispiele sowie weitere aufbauende Kritik].

Und nun die Hauptsache, meine Fragen an Sie, deren Beantwortung aber keine Eile hat und auch durchaus nicht auf einmal erfolgen muss:

1. Sie beurteilen M.'s Rang als Talmudist recht hoch, und wenn man z.B. die hebräische Korrespondenz zwischen ihm und Jakob Emden<sup>259</sup> liest, so steht er ja ganz gut seinen Mann. Aber kann man ein grosser Talmudist bleiben, wenn man diese Dinge später doch nur noch sehr nebenbei treibt? Er kommt zwar, wie gerade Sie erneut gezeigt haben, in fast allen Phasen seines Lebens immer wieder auf jüdische Studien zurück, aber doch etwas sporadisch.<sup>260</sup> Vielleicht kommt ihm seine weltliche methodische Schulung zu Hilfe, die ihm erlaubt, auch das halb Vergessene schnell wiederzufinden, und seine stilistische Gewandtheit, es schlagfertig zu verwenden?

2. Wie weit reicht Ihrer Meinung nach das Mass seiner Ambivalenz zur eigenen Orthopraxis? (195f.)<sup>261</sup> Hat nicht der fast vollkommene Zusammen-

<sup>258</sup> Dazu schreibt Altmann am 9. Dezember 1973: „Ob ich manchmal in der ‚Milde‘ des Urteils zu weit gegangen bin, kann ich schwer selbst entscheiden. Im großen und ganzen suchte ich objektiv zu sein, und unser leider dahingegangener Freund Leo Strauss schrieb mir kurz vor seinem Tode: I pay homage to your sense of justice. Er mag sich aber geirrt haben, und es steht mir nicht zu, ein Urteil zu fällen.“

<sup>259</sup> Jakob Emden (1697–1776), Rabbiner in Altona, heftiger Gegner der Anhänger des Pseudo-Messias Sabbatai Zwi. 1772 suchte die jüdische Gemeinde Schwerin seinen Rat in Begräbnisangelegenheiten, er verwies sie an Mendelssohn.

<sup>260</sup> Altmann: „M.s Kompetenz in halachischen Dingen war doch wohl ganz beachtlich. Dafür zeugt z.B. die Korrespondenz mit Hartog Leo (JubA 16, S. 106–113) und sein Werk über die *Ritualgesetze der Juden*. Gewiß war er kein in der Halacha beschlagener Kopf. Er wußte sich aber in den Poskim [Dezisionen] zurechtzufinden.“

<sup>261</sup> Altmann: „Ich sehe keine Ambivalenz zur eigenen Orthopraxis in M. Er war und blieb ein Schomer Mizwot, und das Fehlschlagen seiner Erziehung hat m.E. Gründe, die zeitgeschichtlich, nicht rein persönlich bedingt sind. Seine geistige Gestalt hatte zwei Komponenten, wovon nur eine von den Kindern als verbindliches Vermächtnis empfunden wurde. Das aber lag nicht an ihm, sondern an der Zeit. In meinem Buch versuchte ich, seine Haltung den Kindern gegenüber darzustellen. Aus Josephs Brief an seine Schwestern spricht die Atmosphäre eines gut-jüdischen Elternhauses. Was die Kinder abstieß, war die vielfach unkultivierte jüdische Umwelt.“

bruch seiner Erziehung auch damit zu tun, daß die Kinder diese Ambivalenz merkten?

3. Mir ist nicht ganz klar, wie Sie die auch von Ihnen stark hervorgehobene ursprüngliche pädagogische Absicht der Bibelübersetzung beurteilen.<sup>262</sup> Sie weisen die Meinung der Gegner zurück, M. habe sie benutzt, damit die Schüler, zunächst die eigenen Kinder, und später die Leser, nachdem er sich unter Dubnos Einfluss zur Veröffentlichung entschlossen hatte, ein reines Deutsch lernen. Ihre These ist, daß es [sich], soweit es um Sprachliches geht, vor allem um reines Hebräisch handelt. Wenn das aber die einzige Absicht war, warum ist die Erstausgabe der Pentateuchübersetzung in hebräischen Buchstaben gedruckt worden: Hatte das nicht nur gegenüber einer Generation Sinn, die, wie wohl auch seine Braut und noch die Rahel<sup>263</sup> Schwierigkeiten mit den nichtjüdischen Buchstaben hatte, aber lernen sollte, mit den jüdischen nicht Jiddisch oder Judendeutsch, sondern eben gutes Deutsch zu lesen?

4. Und nun meine Hauptfrage: wieweit geht die Ambivalenz zu Spinoza<sup>264</sup> nach der positiven Seite hin? Ich hege seit langem eine Lieblingstheorie, die deshalb nicht richtig sein muss, daß Nathan<sup>265</sup> weltanschaulich und religionssoziologisch weit mehr an Spinoza erinnert als an M., von dem er zwar einige Charakterzüge und Manierismen hat. Aber er ist ein Jude, der zwar ein oder zwei jüdische Freunde hat, aber offenbar sehr gut ohne Synagoge und Gemeinde auskommt. Bei M. war das natürlich gar nicht der Fall, und Sie bringen auch neue Tatsachen für seine ständige Mitarbeit an den Angelegenheiten der Berliner Gemeinde. Ich weiss im Augenblick nicht, ob Sie auch den Brief zitieren, in dem M. bei der Frage einer Berufung in eine andere Stadt den Vermittler zunächst einmal fragt, ob es dort eine Synagoge, einen Schochet\*, usw. gäbe. Der einzige grosse Jude, von dem Lessing wusste, und der ohne Gemeinde lebte, war nicht M., sondern Spinoza.<sup>266</sup>

<sup>262</sup> Altmann: „Mir scheint, daß der eigentliche Zweck der Bibelübersetzung den auch von Dubno und vor allem Wessely vertretenen Geist der Haskala – die Renaissance des Hebräischen – im Auge hatte. Um Deutsch zu lehren, brauchte M. nicht eine Bibelübersetzung zu liefern. Noch dazu eine in hebr. Lettern. Er hatte zweifellos, wie er es ja ausdrücklich immer wieder betonte und wie Wessely es sagte, die klare Sinnerschließung des hebr. Textes als Ziel vor Augen. Dabei nahm er an, daß die Leser deutsch verstehen.“ Dazu machte Ernst Simon sich auf dem Rand von Altmanns Brief am 10 / IX / 74 kritische Notizen.

<sup>263</sup> Rahel Varnhagen, geb. Levin (1771–1833), getaufte Jüdin, begründete in Berlin die ‚Salons‘, Zentren deutscher Literatur und Kultur.

<sup>264</sup> Der Philosoph Baruch Spinoza (1632–1677), von der jüdischen Gemeinde Amsterdam 1656 als Ketzer mit dem Bann belegt.

<sup>265</sup> Lessings Dramenfigur Nathan der Weise.

<sup>266</sup> Altmann: „Ob Sie mit Ihrer Theorie von Nathan-Spinoza recht haben, wage ich zu bezweifeln. Ich glaube nicht, daß Lessing in einem für das große Publikum berechneten dramatischen Werke die fernabliegende Figur Sp.s einführen wollte. Es liegt näher, an M. zu denken, obwohl ich mir bewußt bin, daß Nathan nicht etwa eine Nachzeichnung M.s sondern eine Neuschöpfung mit M.schen Zügen darstellt. Ob ein Jude auch ohne kehilla [Gemeinde] existieren kann, scheint mir eine für Lessing belanglose Frage zu sein. Philosophisch gesehen, liegt kein Zwang vor, an Sp. zu denken. M. fühlte sich ja gerade mit der Philosophie Nathans aufs engste verbunden, wie ich glaube gezeigt zu haben.“

Das bliebe vielleicht noch im Anekdotischen, wenn nicht auch gewisse theoretische Positionen Nathans eher spinozistisch oder früh-mendelssohnisch-spinozistisch sind, als M.'s spätere Ansichten. Ich denke vor allem an die Lehre von der unbedingten Notwendigkeit, die so viel zu Nathans Ergebung in sein grausiges Schicksal beiträgt, während doch M. selbst immer stärker zur Wahrscheinlichkeitslehre übergang (Über seinen Zusammenhang mit den modernen Theorien der Probabilität gibt es übrigens einen guten hebräischen Aufsatz von Gideon Freudenberg, vor Jahren im *Ijzun*, den ich in Ihren Anmerkungen, soweit ich sie kenne, nicht gefunden habe.<sup>267</sup> Dasselbe Einschränkung gilt für eine sehr schöne Arbeit meines verstorbenen Freundes Arnold Berney<sup>268</sup> über M.'s Nationalismus, in einem der ersten Jahrgänge der Zeitschrift „Zion“.<sup>269</sup> Ich suchte einen Hinweis auf ihn z. B. zu Ihren Textstellen 103 und 376).

Nun das ist genug für heute Abend, und sicher genug für einen Brief. Entschuldigen Sie seine Länge, und lassen Sie sich recht viel Zeit mit seiner Beantwortung, damit ich unterdessen im „Lernen“ Ihres Buches weitergekommen bin und Sie mit neuen Fragen quälen kann.

Nochmals, allerherzlichsten Dank für die Belehrung und Anregung, die mir Ihr Werk gibt. Gerade in der grossen Spannung, in der wir heute hier leben, gibt es, wenn man nicht direkt allzu viel helfen kann, keine würdigere Beschäftigung als eine solche Lektüre.

Mit vielen guten Grüßen von Haus zu Haus,  
stets der Ihre Ernst Simon

[124] An Martin und Elisabeth Goldner

Jerusalem, 9.12.1973

Lieber Martin und liebe Elisabeth,

Ich hätte Euch dieser Tage sowieso geschrieben, auch ohne den wahrhaft herzstärkenden Brief vom 26. 11. erhalten zu haben, da ich Elisabeth einen Bericht versprochen hatte. In den leider nur sehr kurzen Augenblicken, wo wir uns einmal allein sprechen konnten, batest Du mich, mir etwas zu erzählen, wie ich mich wieder in die hiesige Lage einfinde und inwieweit ich in meiner eigenen Richtung politisch tätig sein kann. Das hat mich sehr gerührt, und ich habe es als einen echten Freundschaftsbeweis empfunden, obwohl Du und Martin natürlich keinen nötig habt. Nun kommt mir also Martins wunderbarer Brief zuvor.

<sup>267</sup> Gideon Freudenberg, *Probability and Induction in Light of Modern Physics* (hebr.), in: *Ijzun* 4 (1953), S. 1–22, engl. summary S. 61–64.

<sup>268</sup> Arnold Berney (1897–1943), Historiker; 1934 in Deutschland freundete er sich mit Ernst Simon an und schrieb ihm 1938 ein paar inhaltsreiche Briefe.

<sup>269</sup> Arnold Berney, *The Historical and Political Ideas of Moses Mendelssohn* (hebr.), in: *Zion* 5 (1940), S. 99–111, 248–270.

Daß Ihr alles tut, was Ihr könnt, ist mir vollkommen klar, und wir haben es nicht anders erwartet, ebenso daß Menschen und Juden wie Ihr sich aus ihren Sorgen um uns, das Volk und das Land, nicht auskaufen können; eher kaufen sie sich ein.

Ihr fragt, wie es uns geht. Toni ist phantastisch; ich habe erst jetzt gespürt, wie stark ihr Glaube ist. Es ist wirklich Glaube, auch an das Volk, aber doch wesentlich an Den, zu dem sich ein historischer Kern bis zum heutigen Tage bekennt. Ich habe Angst, ihr diesen Brief zu zeigen, werde es aber tun; was ich geschrieben habe, wird ihr zu pathetisch sein, aber ich habe leider nicht die Sprachkraft, es einfacher auszudrücken.

Toni gibt von ihrer Überzeugung, daß wir diese Krise durchstehen werden, wenn auch nicht ohne territoriale Verzichte, jedem von den zahlreichen Menschen ab, mit denen sie täglich spricht, und vielen von ihnen tätig hilft. Auf „Einzelheiten“ kommt es dabei nicht an; in denen sind wir oft gar nicht einig und vermeiden, sie unnötig zu debattieren. Ich treffe mich mit meinen politischen Freunden und wir versuchen, an einer vernünftigen Lösung, die natürlich auch haltbar sein muss, mitzuarbeiten. Ich kann also Deine Frage, Elisabeth, positiv beantworten. Dadurch geht es mir auch einigermassen; ich finde auch täglich ein paar Stunden, in denen ich mich auf die Fortsetzung meines Heine-Buches konzentrieren kann. Allerdings habe ich vom 3. und Schlusskapitel noch nichts geschrieben, sondern stecke noch in der kritischen Durcharbeitung des 1. und 2., wobei aber immer wieder vorbereitende Notizen für das 3. abfallen.<sup>270</sup>

Bei unseren Kindern und denen Rafael [Rosenzweig]s ist alles in Ordnung. Nicht aber im weiteren Familienkreis und gewiss nicht bei allen Freunden und Bekannten. Der uns am nächsten angehende Verlust ist der eines jungen Schwagers von Uris Frau, ebenfalls ein junger Bibel-Gelehrter, übrigens aus Bagdad, den wir alle sehr geliebt haben. Er war lange „vermisst“; jetzt ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß er nicht wiederkommt. Die junge Frau<sup>271</sup> benimmt sich hervorragend; sie hat zwei süsse kleine Mädchen von 1½ Jahren und 3 Monaten. Toni plant und berät sie in allem Praktischen und Finanziellen für ihre Zukunft.

Den Aufruf der 21 Professoren, den Du erwähnst, hätte ich auch dann nicht unterschrieben, wenn er mir rechtzeitig hätte vorgelegt werden können. Professor Amit, mit dem ich eng zusammenarbeite, hat mir seine Erwiderung, die ursprünglich die Form eines offenen Briefes an den Historiker Prof. Jakob Talmon, einem der Mitunterschreiber, vor der Veröffentlichung gezeigt. Ich stimme mit ihm überein. Talmon selbst, der ein hervorragender Gelehrter und ernster Mensch ist, hat jetzt zwei sehr lange Aufsätze im „Haaretz“<sup>272</sup> veröffentlicht, die nicht sehr weit entfernt von Amits Stellung sind.

<sup>270</sup> Ernst Simons Heine-Material fand sich in weit weniger fortgeschrittenem Zustand, als solche und ähnliche Äußerungen vermuten ließen; eine Veröffentlichung ist nicht zustande gekommen.

<sup>271</sup> Ruthi Dwek, Schwester von Uriel Simons Frau Schulamith, geb. Munk.

<sup>272</sup> Die beiden Aufsätze des Historikers Jakob Talmon sind am 30.11.73 (Cheschbon

Du, lieber Martin, irrst nur in einem: ein Brief wie Deiner kann uns das Herz nicht schwer machen; er ist in keinem einzigen Wort missverständlich. „Solamen miseris, socios habuisse malorum“<sup>273</sup>; das hat mir mein seliger Vater, nach einem schweren Konflikt, in dem er recht hatte, in ein Exemplar von Gerhart Hauptmanns „Festspiel“<sup>274</sup>, das ich am nächsten Morgen neben meinem Bette fand, hineingeschrieben. Das war genau vor 60 Jahren, 1913. Es gilt auch für Deinen Brief.

Sehr, sehr herzlich, Eure [Toni und Ernst]<sup>275</sup>

[125] An Kurt Eissler

Jerusalem, 15.1.1974

Lieber Freund,

Ihre wenigen Zeilen<sup>276</sup> haben Toni und mich nicht nur erfreut, sondern gerührt, wirklich im Herzen berührt, was vielleicht der Wortsinn des zu oft gebrauchten und deshalb etwas verbrauchten Verbuns ist. Aber auch in dem, was man von Freud gesagt hat: „er hat an den Schlaf der Welt gerührt“ entspricht diesem Ursinn, selbst wenn es ein Zitat sein sollte, das man nur auf dem Einband druckt.

Die Wahrheit ist, daß ich zwar schwere Stunden habe, daß es mir aber im ganzen durchaus gut geht. Das Hauptverdienst daran hat Toni mit ihrem ungebrochenen Glaubensmut, der keine Dauerverstimmung aufkommen lässt, so oft auch die jeweilige Lage und viele Einzelfälle dazu veranlassen könnten. Sie ist dauernd tätig, hilft, wo sie kann und wo es nötig ist, aber gar nicht als Sozialweib, wofür ihr jede Anlage fehlt, – sie gehört keinem einzigen Verein an! – sondern in persönlichem Einsatz. Sie ist selbst eine Institution, in der man aber nicht Mitglied werden kann, höchstens durch Einheirat, and that has been my good fortune.

Sie gab mir sofort nach Eintreffen<sup>277</sup> ein paar Gegenspritzen, um Gefahren, die in meinen, auch jetzt unbeirrt weiter vertretenen, Meinungen als characterschädigend stecken könnten [vorzubeugen]. Ein Beispiel: „Wer jetzt sagt, ich habe es doch immer gewusst, bezeugt mehr Eitelkeit als Mitgefühl.“ Wir sind nicht gleicher politischer Meinung, haben auch verschieden gewählt, ich eine linke Gruppe, die von einem früheren jungen Obersten und Akademiker

---

Nefesch – Gewissensfrage) und am 7.12.73 (Sakanat Haschmada – Vernichtungsfahr) jeweils im politischen Kommentarteil der hebräischen Tageszeitung *haArez* erschienen.

<sup>273</sup> Lateinisch: Ein Trost für Unglückliche, Genossen im Unglück gehabt zu haben.

<sup>274</sup> Wohl: Gerhart Hauptmann, *Das Friedensfest*. Eine Familienkatastrophe in drei Akten, 1890.

<sup>275</sup> Der Durchschlag trägt keine Unterschrift.

<sup>276</sup> Vom 14.12.73: „Lieber Freund / Ich denke täglich an Sie – mehrere Male – und es macht mich jedesmal traurig, weil ich ahne, wie sehr Sie leiden / mehr als irgend jemand anders / Ihr K. R. Eissler“.

<sup>277</sup> Aus New York, wo Ernst Simon den Jom-Kippur-Krieg über zufällig gewesen war.

geführt wird, der auch, allerdings als einziger auf seiner Liste, gewählt wurde. Wir diskutieren manchmal, aber nicht zu oft und nicht zu scharf; es geht alles sehr gut.

Ich bin zwar müder als gewöhnlich, kann aber jeden Tag ein paar Stunden lernen, lesen und auch an meinem Heine weiterarbeiten.

Unterdessen ist mein kleines hebräisches Buch über Bubers Philosophie der Politik erschienen<sup>278</sup>, sowie der zweite Band des Briefwechsels<sup>279</sup>, der heute an Sie abgegangen ist, als eingeschriebene Buchsache. Seien Sie so lieb und bestätigen Sie den Empfang gleich nach Erhalt.

Von Martin [Goldner]<sup>B</sup> hatten wir auch einen besonders schönen Brief. Nach Haus und Kindern sind unsere Freunde dasjenige, wofür wir am dankbarsten sind.

Sehr herzlich der Ihre, auch für Ihre Frau, ES

[126] An Dolf und Maria Leschnitzer

Jerusalem, 24.2.1974

Lieber Dolf und liebe Maria,

Zwar nicht rechtzeitig zum Geburtstage, dessen genaues Datum ich natürlich vergessen habe, aber soeben in Deiner Festschrift, lieber Dolf, mit Schrecken als vergangen feststellen musste, aber immerhin noch im Geburtstagsmonat geht dieser Glückwunsch zum 75. an Euch ab, allerdings ohne viel Hoffnung, daß er noch innerhalb dieses Monats bei Euch eintrifft.

Es ist schade, daß wir so selten voneinander hören, aber gut, daß wir viel häufiger aneinander denken. Die Besuche, die ich, während hier der Krieg<sup>280</sup> ausbrach, bei Euch machen durfte, waren mir eine damals sehr nötige Herzstärkung. Nach meiner Rückkehr ist es mir persönlich eigentlich wider Erwarten gut gegangen, und ich kann nur hoffen, daß auch Ihr beide das Jahr in altersentsprechend guter Gesundheit und zeitentsprechend guter Stimmung verlebt habt. Das sind auch unsere Hauptwünsche für die Zukunft.

Wir kommen ja nun allmählich in die Jahre, wo die geistige Produktivität hinter den, ja doch auch aktiven, Genuss des Wahren und Schönen zurücktreten darf. Man darf sich nun „gönnen“, was man früher mit etwas schlechtem Gewissen in sich aufnahm, gleichsam unter der Schulbank, an die man als Lehrer im Grunde noch viel mehr gefesselt war als die Schüler. Wenn genügend Zeit nach der letzten regelmässigen Lehrtätigkeit vergangen ist, hat man die unausbleibliche kleine Krise überwunden, die dieser Verzicht, wie jeder andere, gekostet hat, und steht plötzlich vor der paradoxen Tatsache, daß man, statt weniger, mehr Zeit hat als vorher, nicht gerade an Jahren, aber an

<sup>278</sup> Die *Demarkationslinie* (hebr.), Givath Chawiwa 1973, 68 S.

<sup>279</sup> Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, II: 1918–1938, Heidelberg 1973.

<sup>280</sup> Der Jom-Kippur-Krieg, Oktober 1973.

Stunden, an jedem Tage, der einem gegeben ist. Das *carpe diem*<sup>281</sup> bekommt so eine ganz neue Bedeutung für uns: es gilt nicht mehr, den Tag hastig auszunützen, sondern ihn freundlich zu begrüßen und eben das zu „pflücken“, was er jeweils anzubieten hat.

Entschuldigt die kleine Predigt; sie gilt, wie jede, dem Prediger mehr als der Gemeinde, die nebbisch\* zuhören muss.

Habt viel Freude an Eurem erfolgreichen und klugen Sohn, seiner vornehmen Frau und den entzückenden Kindern. I do hope that the girl will agree to the established fact, that both of us know now each other a bit better.

Mit den allerherzlichsten Grüßen und Wünschen, natürlich auch von Toni, der es Gott sei Dank sehr gut geht,

stets in Freundschaft der Eure, Ernst

[127] An Markus Barth, Riehen

6. August 1974

Lieber Herr Barth,

Ihren Brief vom 23. Juli habe ich dankend erhalten; ich darf ihn wohl deutsch beantworten.<sup>282</sup>

Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, was ich Herrn Dr. Werner Koch über Sie gesagt habe; sicher nicht, daß Sie ein „defector from Israel“ sind. Was ich gesagt haben mag und was meine Meinung ist, daß Sie nicht immer der Gefahr entgehen, sich zu sehr auf die andere Seite zu legen. Das ist in keiner Weise eine Beleidigung, da es psychologisch sehr nahe liegt und auch Juden und Zionisten gelegentlich passiert. Wenn es eine Waage der Gerechtigkeit gibt, so ist es bestimmt eine Federwaage. Es tut mir leid, daß ich ein Versprechen gegeben zu haben scheine, welches ich offenbar nicht einhielt, was sonst garnicht meine Art ist. Wir haben es hier jetzt nicht ganz leicht, und ich will mich nicht auf die Post herausreden, so unzuverlässig sie ist. Vielleicht habe ich es vergessen, dann muss ich um Entschuldigung bitten. Im 76. Jahre ist das wohl eine lässliche Sünde.

Sachlich möchte ich Ihnen berichten, daß ich im Wahlkampf für die Liste „Moked“ eingetreten bin, deren Spitzenkandidat, Oberst a.D. Meir Pail, ein linksstehender Zionist ist, aber ein Zionist. Weiter nach links zu gehen, kann ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Auch diese Entscheidung fiel mir nicht leicht, weil die „Moked“-Gruppe zwar aussen- und innenpolitisch mir durchaus entspricht, aber religionspolitisch, um das schreckliche Wort zu gebrauchen, in ihrem Programm ursprünglich vorgesehen hatte, daß nur die Zivilehe in Israel obligatorisch sein solle, während religiöse Ehen fakultativ dazu treten könnten. Ohne eine Änderung dieses Programmpunktes zur Be-

<sup>281</sup> Lateinisch; wörtlich: „Pflücke den Tag!“, d.h. nütze ihn aus.

<sup>282</sup> Professor Barth hatte auf englisch geschrieben, vielleicht um den Brief weiteren Bekannten zugänglich zu machen, von denen anscheinend nicht alle deutsch lasen.

dingung meines Eintretens für die Liste zu machen, habe ich in einem Brief, der von ihr auch gedruckt wurde, vorgeschlagen, religiöse und Zivilehen sollten als gleichberechtigte Alternativen anerkannt werden (Das wäre, an der heutigen Praxis gemessen, bei dem die religiöse Ehe obligatorisch für alle ist, ein erheblicher Fortschritt im Sinne der Gewissensfreiheit). „Moked“ hat diese Änderung angenommen. Ich habe daraufhin, und hätte es vielleicht auch ohne das getan, zusammen mit einer Gruppe linksstehender religiöser junger Leute, einen Aufruf an Gleichgesinnte veröffentlicht, für „Moked“ zu stimmen. Ich tat das, als Schüler von Ragaz, in der Meinung, besser: im Glauben, daß Gottes Werk heute im Bezirk des Profanen getan werden muss.

Schmarjahu Talmon<sup>283</sup> ist politisch durchaus gemässigt, nach beiden Seiten hin, und wird mich wohl, nicht zu Unrecht, für radikaler halten als sich selbst. Unverständlich aber ist mir Ihre Frage, ob er „ein Agent der Israel-Regierung ist“. Was meinen Sie mit „Agent“? Wenn er der ehrlichen Meinung ist, die Regierung Rabin verdiene seine Unterstützung, so darf er das doch wohl im In- und Ausland öffentlich sagen. Unter einem „Agenten“ versteht man im allgemeinen jemand, der sich dafür bezahlen lässt, Meinungen zu vertreten, die er selbst nicht hat. Ich weiss nicht, ob Sie es so gemeint haben, und hoffe, daß dies nicht der Fall ist.

Gleichzeitig mit Ihrem Briefe erhielt ich eine Photokopie aus dem Berner „Bund“ vom 20. Juli 1974, mit dem Bericht über Ihren dortigen Vortrag.<sup>284</sup> Dort steht zu lesen, Sie hätten gesagt, „Sämtliche arabischen Terroranschläge von München bis Maalot würden durch das von israelischen Untergrundkämpfern verübte Massaker von Dir Jassin im Jahre 1948 aufgewogen.“ Sie hätten dann in Ihrem Schlusswort bedauert, das Wort „Aufwiegen“ verwendet zu haben, das nicht in Ihrem Manuskript gestanden habe.

Es entspricht Ihrem ehrenwerten Charakter, an dem ich, auch bei gelegentlich scharfen Meinungsverschiedenheiten, noch nie einen Augenblick gezweifelt habe, daß Sie den Mut hatten, einen wirklich höchst unangebrachten Ausdruck zurückzunehmen. Aber beginnt nicht an diesem Punkte, wo das Problem de facto erledigt ist, das de jure Problem, etwa im Sinne Pascals.<sup>285</sup> Sie müssen das Wort doch gedacht haben, obwohl Sie es nicht aufschrieben, ehe Sie es aussprachen. Und da Sie manchmal sich das Recht nehmen, und wahrscheinlich auch nehmen dürfen, z.B. in Ernst Simons camera pietatis<sup>286</sup> hineinzu leuchten, werden Sie es mir nicht übelnehmen dürfen, wenn ich, nicht als Retourkutsche, sondern um des Menschen Markus Barth wegen, an dem mir sehr viel liegt, Sie bitten möchte, sich selbst einer gleichen Behand-

---

<sup>283</sup> Der Jerusalemer Bibelwissenschaftler Shemarjahu Talmon hatte Markus Barth in den 70er Jahren in den USA kennengelernt und suchte dessen zunehmend anti-israelischen Gefühle zu lindern.

<sup>284</sup> Von der israelischen Botschaft in der Schweiz; der Vortrag am 25.6. war angekündigt als: Israel und seine arabischen Mitbürger, Barth änderte den Titel in: Israel und die Palästinenser.

<sup>285</sup> Der Religionsphilosoph und Naturwissenschaftler Blaise Pascal (1623–1662).

<sup>286</sup> Lateinisch: ins stille Kämmerlein, in den innersten Winkel des Herzens.



lung zu unterziehen. Was steht dahinter, wenn ein Mann von Ihrem Gewicht und Ihrer Rechtlichkeit auch nur einen Augenblick auf den verzweifelten Gedanken kommen kann, Greuelthaten liessen sich gegeneinander aufwiegen.

Nun noch ein Wort zum Thema Rabin<sup>B</sup>. Gerade heute erhielt ich einen Brief meines alten, hochverehrten Freundes, Pfarrer Freudenberg<sup>B</sup> aus Vilbel, in dem der Satz steht: „Man hört von Enttäuschung über Rabin. Ist es nicht zu früh dazu?“

Auch meiner Meinung nach ist es zu früh, um ihn so scharf zu beurteilen, wie Sie es bereits tun. Die Alternative zwischen ihm und einer möglichen Rückkehr von Dajan ist nicht auszuschliessen, und da dürfte es doch wohl keine Wahl geben, wie man sich zu entscheiden hat. Dajan ist eine Drohung, Rabin immerhin eine Hoffnung.

Ich lege noch ein paar Zeitungsausschnitte bei, nicht von mir selber, obgleich es ähnliches in hebräischer Sprache von mir immer wieder gibt, sondern aus unserem deutschen „Mitteilungsblatt“ der mitteleuropäischen Einwanderer. Das dort Gesagte entspricht ungefähr meiner Einstellung; einmal ist auch Meir Pa'il erwähnt.

Nun nehmen Sie herzliche Grüsse in guter Gesinnung für Sie und die Ihren. Wir wollen uns nicht auseinanderreden, sondern zusammenreden, natürlich unter Wahrung voller gegenseitiger Aufrichtigkeit.

Stets Ihr E.S.

[128] An Markus Barth, Riehen

Jerusalem, 12.11.1974

Lieber Herr Barth,

Ich bin seit etwa einer Woche wieder hier und kam mitten in eine schwierige politische und wirtschaftliche Situation, von deren Umrissen Sie ja wohl durch die Presse unterrichtet sind. Einen Tag vor meiner Abreise von Düsseldorf nach Wien<sup>287</sup> erhielt ich noch Ihr Manuskript und habe es gleich genau gelesen; hier aber erwartete mich Ihr kostbares Geschenk: die beiden grossen Bände Ihrer Paulus-Kommentare ad Ephesos.<sup>288</sup> Ich danke Ihnen sehr herzlich, daß Sie mich so reich bedacht haben. Natürlich konnte ich mir bisher nur einen ganz flüchtigen Blick über Disposition und Einrichtung Ihres Opus magnum<sup>289</sup> erlauben, aber habe schon jetzt gesehen, wie stark Sie Ihre Paulus-Interpretation als keineswegs Antijuden betont haben. Sie war mir ja schon aus Ihrem Vortrag im Seminar von Flusser<sup>290</sup> grundsätzlich bekannt, aber nun

<sup>287</sup> In Düsseldorf hatte Ernst Simon während der Herbstfeiertage in der Jüdischen Gemeinde ‚amtiert‘; in Wien besuchte er seinen Bruder.

<sup>288</sup> *Ephesians* 1–3.4–6. A New Translation with Introduction and Commentary by Markus Barth (The Anchor Bible), Garden City 1974.

<sup>289</sup> Lateinisch: großes Werk.

<sup>290</sup> Prof. David Flusser (geb. 1917), jüdischer Neutestamentler, Emeritus für vergleichende Religionswissenschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem.

kann ich sie, sowie ich etwas mehr Musse habe, mir in allen Einzelheiten und in voller Begründung vergegenwärtigen.

Wie es auch um das sachliche Recht Ihrer Interpretation stehen möge, – die Frage liegt völlig ausserhalb meiner Kompetenz – so ist jedenfalls Ihr persönlicher Einsatz, den Apostel so zu sehen, wie Sie es tun, ein weiterer Beweis dafür, daß Ihre überscharfe Kritik an Israels Politik nicht aus Hass, wie manche Ihrer Gegner meinen, sondern, wenn ich mich wiederholen darf, höchstens aus vergifteter Liebe stammt. In der gleichen Richtung weist Ihre tapferere Stellungnahme gegen die Judenmission, die an Mut nur übertroffen wird durch Ihre Infragestellung der Kindertaufe als Sakrament.

Ich wünschte, diesen Brief hier schliessen zu können, aber ich darf es leider nicht. Unterdessen hat mein Freund Shemarjahu Talmon mir eine Kopie Ihres Briefwechsels mit ihm zugänglich gemacht.<sup>291</sup> Ich gehe durchaus nicht so weit wie er, aber durchaus auch nicht so weit wie Sie. Daß Sie den qualitativen Unterschied zwischen Rabin und Dajan nicht sehen können oder wollen, mag immer noch zu den Dingen gehören, über die Ihr schöner schweizerischer Sprachgebrauch sagt, man könne über sie „in guten Treuen“ verschiedener Meinung sein. Aber daß Sie, wenn mich mein Gedächtnis nicht ganz täuscht – und ich fühle mich in diesen Tagen nicht sehr auf der Höhe – das Wort „Auschwitz“ sich einfallen lassen können, wenn Sie uns, durchaus mit Recht, Dir Yassin<sup>292</sup> und andere terroristische Aktionen vorwerfen, ist mir unverständlich. In *diesem Punkt* muss ich der Gegenargumentation in Talmons Brief S. 4 leider voll zustimmen.

Ich zergrüble mir Kopf und Herz, wie ein Mann wie Sie, dessen Grundhaltung ich keinen Augenblick vergesse, sich so weit hinreissen lassen kann. Vielleicht hängt es nicht mit Ihrem Charakter zusammen, sondern mit Ihrer speziellen Theologie. Ich sage „speziellen“ Theologie, weil mir Talmons Bedenken gegen christliche Haltungen heute nicht differenziert genug zu sein scheinen. Aber wenn Sie den Yom Kippur 1973 als eine Strafe Gottes für unsere Sünden ansehen, so urteilen Sie mit einer dogmatischen Sicherheit, die sich nur von einer Neuorthodoxie her erklären lässt, welche genau zu wissen meint, was jeweils die Motive und Ratschlüsse des Weltrichters waren und sind. Ich kann nicht entscheiden, ob solche Möglichkeiten in der dialektischen Theologie als solche stecken, und möchte nun nicht meinerseits generalisieren. Sollte das aber der Fall sein, so ergäbe sich eine unauflösbare Aporie.<sup>293</sup> Soweit ich die dialektische Theologie verstehe, reißt sie die Kluft zwischen göttlichem Wort und menschlicher Kultur unüberbrückbar weit auf. Damit wird das ‚Wort‘ in seiner Übersetzung in die Menschensprache zwar nicht unverständlich, aber das Geheimnis seiner allerletzten Meinung und Motivation bleibt bestehen. Und selbst wenn das nicht von Gottes ausdrück-

<sup>291</sup> S. Brief 127, Fußnote 2.

<sup>292</sup> Arabisches Dorf im Westen von Jerusalem, am 9. April 1948 von jüdischen Untergrundtruppen überfallen, dabei wurde die Mehrzahl der Bewohner getötet oder mißhandelt.

<sup>293</sup> Aporie (lat.) logische Schwierigkeit.

lichem Wort gelten sollte, so doch gewiss von seinem wortlosen Tun, das stumm, von keinem Kommentar begleitet, in der Geschichte wirkt.

Wie dem auch sei, mir ist das sehr fremd, wohl ebenso fremd, wie Ihnen mein Glaube des Vielleicht (Amos 5:15) sein wird.<sup>294</sup>

Lassen Sie mich schliessen mit einem unverändert  
herzlichen Gruss an Sie und Ihr Haus,  
stets Ihr Ernst Simon

[129] An Ernst Schulin, Freiburg i. Breisgau

24. März 1975

Sehr verehrter und lieber Herr Schulin,

Ich bin schrecklich in Ihrer Schuld, denn Ihren Brief vom 9. Januar und den Nachtrag vom 15. mit den bibliographischen Daten habe ich nun schon zwei volle Monate vor mir liegen. Abgesehen von Grippe und der Gesamtlage: Ich wollte Ihnen doch nicht eher schreiben, als bis ich die beiden Aufsätze über Meinecke<sup>295</sup> und Rathenau<sup>296</sup> gelesen hätte, und ebenso wenigstens die Einleitung zu dem Band „Universalgeschichte“<sup>297</sup>. Nehmen Sie meinen sehr herzlichen Dank für Ihre sehr grosse Aufmerksamkeit.

Beide Aufsätze sind höchst instruktiv und wesentlich. Den über Meinecke habe ich nach Lektüre unserem alten grossen jüdischen Historiker Yizchak Fritz Baer<sup>298</sup> geborgt, der ihn gleichfalls mit grösstem Interesse gelesen hat. Wir haben öfter über Meinecke diskutiert, und die Kritik ging teilweise in Ihrer Richtung. Ihre Ehrenrettung Rathenaus, denn bei allem Abstand kommt es doch auf so etwas hinaus, hat mich, bei allen Bedenken, die ich gegen das eigentümlich Schillernde in seinem Charakter habe, durchaus angenehm berührt. Sie sollten vielleicht einmal einen ähnlich gerichteten Essay über Wilhelm II.<sup>299</sup> schreiben. Rathenau<sup>300</sup> hat in seiner Broschüre von Anfang 1919 den mir unvergesslichen Satz geprägt: „Was er der Zeit tat und die

<sup>294</sup> Darauf reagiert Barth in seinem Antwortschreiben vom 29.12.1974: „Sehr wichtig ist für mich, was Sie gegen Ende Ihres Briefes über dialektische Theologie etc. schreiben. Sollte es Sie überraschen, dass auch mir das prophetische ‚vielleicht‘ ganz besonders lieb und wichtig ist – obwohl *meine* Hauptbelegstelle dafür Exod 32:32 ist? Das bedeutet: ich stimme vollkommen mit Ihnen darin überein, dass sowenig wie der Fall von Jerusalem und die Zerstreuung und Verfolgung der Juden nach 70 CE, der Yom Kippurkrieg von irgend einem Menschen, er sei denn ein Prophet, als Strafe Gottes erklärt oder auch nur angesehen werden kann. Gerade von meinem Vater, der doch zu Hitler in unzweideutiger Weise Nein gesagt hat, habe ich gelernt, zu unterscheiden zwischen Gottes und unseren eigenen Urteilen.“

<sup>295</sup> E. Schulin, Friedrich Meinecke, in: H.U. Wehler (Ed.), *Deutsche Historiker*, Bd. I, Göttingen 1971, S. 39–57.

<sup>296</sup> E. Schulin, Walther Rathenau, in: *Der Monat* 237 (1968), S. 45–56.

<sup>297</sup> E. Schulin (Hg.), *Universalgeschichte*, 1974 bei Kiepenheuer & Witsch.

<sup>298</sup> Yizchak Fritz Baer (1888–1980), Historiker, 1930–59 Professor an der Hebräischen Universität, mit Ernst Simon befreundet.

<sup>299</sup> Wilhelm II. (1859–1941), deutscher Kaiser 1888–1918.

<sup>300</sup> Der jüdische Industrielle Walther Rathenau (1867–1922) war in der Weimarer Repu-

Zeit ihm, hält sich die Waage.“ Ich halte das für das gerechteste historische Urteil über den Kaiser. Er war zu klein, um „das feuilletonistische Zeitalter“ (H. Hesse) zu verwandeln oder aufzuhalten, was ja nicht einmal Karl Kraus<sup>301</sup> gelungen ist, aber nicht so verworfen, daß er nun alle Sünden der Zeit tragen müsse. In vielen Einzelheiten hat er sich anständig zu benehmen versucht, z. B. in der Dreyfus-Affaire<sup>302</sup>, wo ihn dann aber Bülow<sup>303</sup> am Eingreifen verhinderte. Auch in einzelnen akademischen Fragen, selbst Juden gegenüber, die zugleich Sozialisten waren, hat er versucht, deren „Idealismus“ gerecht zu werden. In einer neuen Ballin-Biographie<sup>304</sup> steht ein fast ergreifender Brief an dessen Witwe zu seinem 70. Geburtstag, aus dem holländischen Exil. Ich will ihn gewiss nicht verherrlichen, aber ein bißchen Ritterlichkeit muss der Historiker schon aufbringen, vor allem den Besiegten gegenüber, was er ja schliesslich, wenn auch weitgehend durch eigene Schuld, war.

Ihre Einleitung zu dem grossen Band ist eine grossartige Leistung, sowohl an Gedankenreichtum und souveräner Stoffbeherrschung wie als Einführung in die kommenden Themen und deren Verfasser. Von denen kannte ich etwas genauer eigentlich nur Jaspers, Schaefer, Weber<sup>305</sup>, und als viel genannte Objekte Toynbee, Spengler und Breysig<sup>306</sup>, über den ich einmal eine Buchkritik in der H.Z. veröffentlicht habe.<sup>307</sup> Ich bewundere, besonders bei Ihrer grossen Vielseitigkeit die Einlinigkeit Ihrer produktiven Entwicklung seit Ihrer Dissertation.<sup>308</sup> Ihre damalige Kritik an der meinen, daß sie das Orientproblem, besonders bei Hegel, vernachlässigt habe, war und ist vollkommen berechtigt.

---

blik 1921 Minister für Wiederaufbau, 1922 Reichsaußenminister; er wurde von Rechtsradikalen ermordet.

<sup>301</sup> Karl Kraus (1874–1936), österreichischer Satiriker und Dichter; vgl. Werner Kraft, *Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes*, Salzburg (1956).

<sup>302</sup> Dreyfus-Affäre: Der französische Hauptmann Alfred Dreyfus wurde 1894 wegen angeblichen Hochverrats zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt; als sich der wahre Schuldige fand, war das französische Militär zunächst nicht bereit, den Prozeß zu revidieren. 1898 löste der französische Schriftsteller E. Zola durch sein offenes Schreiben *J'accuse* die Wiederaufnahme des Prozesses aus.

<sup>303</sup> Bernhard Heinrich M. Fürst von Bülow (1849–1929), deutscher Diplomat, 1897–1900 Staatssekretär im Auswärtigen Amt, mußte 1909 als Reichskanzler zurücktreten.

<sup>304</sup> Albert Ballin (1857–1918), Wirtschafts- und Marineberater Wilhelms II., war vor dem Ersten Weltkrieg vergeblich für den Frieden eingetreten, beging bei Ausbruch der Revolution Selbstmord.

<sup>305</sup> Karl Jaspers (1883–1969), Hauptvertreter der Existenzphilosophie; den Orientalisten und Religionswissenschaftler Hans Heinrich Schaefer (1886–1957) hatte Ernst Simon noch im Sommer 1938 in Berlin besucht; Max Weber (1864–1920), Wirtschaftshistoriker und Soziologe.

<sup>306</sup> Arnold J. Toynbee (1889–1975), britischer Historiker, Kulturtheoretiker und Geschichtsphilosoph; Oswald Spengler (1880–1936), Kultur- und Geschichtsphilosoph, Hauptwerk: *Der Untergang des Abendlands*, 2 Bde., 1918–22; Kurt Breysig (1866–1940), Historiker und Geschichtsphilosoph.

<sup>307</sup> Rezension zu K. Breysig, Vom geschichtlichen Werden. Umriss einer künftigen Geschichtslehre, in: *Historische Zeitschrift* 146 (1932), S. 86–90.

<sup>308</sup> *Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke*, Göttingen 1958.

Nun lebe ich selbst seit 47 Jahren, mit gewissen Unterbrechungen, im Orient, und er wird täglich europäisch-amerikanischer. Hier fehlt mir etwas in Ihrem Ueberblick, nämlich die merkwürdige Tatsache, daß die neuen Nationen, die sich von der westlichen Vorherrschaft befreien wollen oder befreit haben, dies nur durch die Uebernahme der technischen Errungenschaften der westlichen Zivilisation, gegen die sie kämpfen, tun können. Da diese nun oft aus ihren immerhin teilweise noch bestehenden humanen Zusammenhängen und deren mildernden Möglichkeiten herausgelöst werden, ergibt sich eine hochaufgerüstete Barbarisierung als neuer gemeinsamer Aspekt universalgeschichtlichen Betrachtens, gerade dann, wenn man von der Gegenwart ausgeht, wie Sie das mit vielem Recht tun.

In Ihrer Bemerkung über das Cambridger Geschichtswerk fehlte mir der Name unseres verstorbenen hiesigen Kollegen R. Koebner<sup>309</sup>, dessen nachgelassenes grosses Werk über die Semantik historischer Begriffe, herausgegeben von Helmuth Schmidt, einem früheren Schüler von mir, einen anderen universalgeschichtlichen Aspekt aufweist. – Entschuldigen Sie die Zufälligkeit meiner Randbemerkungen; sie sollen Ihnen nur zeigen, wie viel Anregung ich Ihnen wiederum verdanke.

[Ernst Simon]

[130] An Erich Fromm

30. März 1975

Mein lieber Erich,

Schon lange ist Dein grosses Buch<sup>310</sup> bei mir, und ich habe mich zwar unterdessen damit beschäftigt, aber doch nicht gründlich genug, um Dir den Dank zu sagen, der Dir zukommt, nämlich den eines ausführlichen Eingehens auf Deine Thesen, soweit ich etwas dazu sagen kann. Doch darf ich mindestens die Empfangsbestätigung nicht länger hinausschieben, auch deshalb nicht, weil unterdessen die Einladung zum Symposium Deines 75. Geburtstages eintraf, die mir auch Deine, hoffentlich genügende, Adresse lieferte.

Zunächst also meine allerherzlichsten Glückwünsche. Du stehst in einem nicht immer leichten, aber stets ausgefüllten Leben, das, seitdem Du Deinen eigenen Standort innerhalb der Psychoanalyse gefunden hast, eine einheitliche Struktur gewonnen hat. Sie hat Dir eine ungewöhnlich umfassende Produktivität ermöglicht, mit zum Teil sehr weitreichenden Wirkungen. Es gibt

<sup>309</sup> Richard Koebner (1885–1958), Historiker, seit 1934 an der Hebräischen Universität; aufgrund von Prof. Koebners Aufzeichnungen gab sein früherer Assistent H. D. Schmidt den Band *Imperialism, The Story and Significance of a Political Word 1840–1960*, Cambridge 1964 heraus.

<sup>310</sup> *The Anatomy of Human Destructiveness*; in seinem englischen Schreiben vom 23.12.1974 bemerkte Erich Fromm dazu: „I send it in English because the German translation, while correct, is written in a somewhat more pedestrian style and I would like you to read it in its best form.“

wohl kaum einen westlich gebildeten Menschen, der nicht irgendetwas mit Deinem Namen verbindet; relativ wenige, die nichts von Dir gelesen haben, aber immerhin eine Vorstellung besitzen; relativ viele, die Deine Hauptwerke kennen. Zu ihnen darf wohl auch ich mich rechnen.

Nun liegt Dein neues Hauptwerk vor mir, und ich verstehe, daß es nur ein erster Band ist. Das Thema verdient allerdings diese eingehende Behandlung, rührt es ja an vielleicht die zentralste Frage unserer Zeit.

Natürlich habe auch ich mir darüber meine Gedanken gemacht, zuerst vielleicht im Anschluss an Anthropologen wie Ruth Benedikt.<sup>311</sup> Sie machte mir Mut durch ihre Schilderung von Urstämmen – Du hast berechnete Einwände gegen den Terminus „primitiv“ – die keine Aggression kennen. Auch Du verhältst Dich positiv zu ihr (150f). Später haben dann Kollegen, die mir politisch garnicht fernstanden, wissenschaftliche Argumente gegen die Möglichkeit vorgebracht, Benedikts Thesen zu verallgemeinern. Ich fand mich unge-rüstet, die Frage zu entscheiden; Du hast Dir offenbar in langem Studium die notwendige Rüstung dazu erworben. Mich warnt nur eins: die Neigung des sozial positiven Menschen, also meine und Deine, wissenschaftlich für bewiesen anzusehen, was er so heiss erstrebt. Unser Sohn Uri, der mir politisch garnicht fern steht und innerhalb der meist chauvinistischen gesetzestreu- en Jugend in tapferer Opposition ist, hat mir oft gesagt: das Eintreten für Friedenspolitik kann nicht mit dem Argument gestärkt werden, sie sei auch die beste Politik. Das stimme einfach nicht immer, jedenfalls nicht kurzfristig, und unser Leben ist nicht sehr lang. Das hat mir grossen Eindruck gemacht, und seitdem hüte ich mich vor optimistischer Harmonisierung. Aber vielleicht steht all das auch bei Dir, und ich habe es nur noch nicht gefunden: dann um so besser, und nichts für un- gut.

Sehr beeindruckt bin ich von Deiner Analyse von Lorenz<sup>312</sup>, bei dem ich auch biographisch den Verdacht habe, daß er eine ganz hübsch lange Zeit Nazi war. Ich kann das eigentlich nie verzeihen, aber Du billigst ja Speer<sup>313</sup> zu, eine echte Wandlung erlebt zu haben, und ein Schüler von mir, der eine Dis- sertation über das jüdische Kind in der Nazizeit geschrieben hat<sup>314</sup> und ihn aufsuchte, war ebenfalls sehr positiv beeindruckt. Dann aber muss man viel- leicht auch Lorenz zugeben, daß er versucht, die menschliche Aggression von der tierischen zu unterscheiden. Trotzdem tut es mir etwas weh, ihn mit Freud zusammen auf die Ähnlichkeiten und Unterschiede hin betrachtet zu sehen, aber im ganzen scheint Dein Respekt vor Freud eher wieder gewach- sen zu sein, im Vergleich zu manchen früheren Äusserungen, besonders hin-

<sup>311</sup> Die amerikanische Kulturanthropologin Ruth Benedict (1887–1948); ihr Hauptwerk *Patterns of Culture* erschien 1955 auf deutsch.

<sup>312</sup> Konrad Lorenz (1903–1989), österreichischer Verhaltensforscher; auf sein Buch *Das sogenannte Böse* von 1963 nimmt Ernst Simon öfter Bezug.

<sup>313</sup> Albert Speer (1905–1981), Architekt und nationalsozialistischer Politiker; im Nürn- berger Kriegsverbrecherprozeß 1945 / 46 zu 20 Jahren Haft verurteilt, 1966 entlassen.

<sup>314</sup> Joseph Walk, *The Education of the Jewish Child in Nazi Germany; the Law and its Execution* (hebr.), Jerusalem 1975.

sichtlich seiner intellektuellen Redlichkeit. Ich hoffe, Dir bald einen Aufsatz „Freud und Moses“ als winzig kleinen Dank schicken zu können. Ich bin jetzt, vorgehend, in dem Hitlerkapitel, das überaus sorgfältig gearbeitet ist, mit dauernden Fragen an den Verfasser von ihm selbst, die dem Leser gerade kurz vorher aufgestiegen sind. Mir fehlt etwas ein Eingehen auf Erikson<sup>315</sup> dabei, den ich überhaupt sehr schätze.

Entschuldige meine Aphorismen; zu mehr reicht es vorläufig nicht. Aber zu einem ganz herzlichen Wunsch für Dich und Deine liebe Frau reicht es: zur völligen Wiederherstellung Deiner Gesundheit, weiterer Schaffenskraft und daß Du noch einen Schritt vorwärts zu der gesunden oder gesünderen Gesellschaft sehen mögest.

Mit sehr herzlichen Grüßen für Euch beide  
Dein, in jedem Sinne: alter Ernst

[131] An Hugo Stransky

Jerusalem, 27.4.1975

Sehr verehrter und lieber Herr Rabbiner Stransky,

Zunächst einmal gestatten Sie mir bitte, Ihnen und Ihrer lieben Frau, auch in Tonis Namen, von ganzem Herzen zu Ihrem bevorstehenden 70. Geburtstag zu gratulieren. Sie dürfen mit hoher Befriedigung auf Ihre Lebensleistung in *drei* Kontinenten und in *einer*, treu festgehaltenen Richtung zurückblicken. Und Sie dürfen mit freudiger Hoffnung hinausblicken auf die kommenden Jahre, die Sie, in Erfüllung Ihrer Wünsche und Hoffnungen, s[o] G[ott] w[ill] in Israel verleben werden. Unsere Wünsche dürfen sich also auf gute Gesundheit und weitere geistige Schaffenskraft beschränken.

Meiner Frau und mir sind Sie beide in einer Reihe von Jahren, und zwar in jedem Jahr in steigendem Masse, zu persönlichen Freunden geworden; auch aus diesem egoistischen Grunde begrüßen wir Ihre Zukunftspläne. Allerdings werden Sie dann von Ihrer lieben Tochter und wohl auch von Ihrem Sohn und seiner Familie mit den Enkeln weiter entfernt sein als jetzt, aber alles im Leben kostet ja seinen Preis, und die Erfüllung des Gebotes, an der Besiedlung des Heiligen Landes persönlich teilzunehmen, ist eines Opfers wert. Daß es nicht zu gross sein werde, sondern Ihnen die Möglichkeit gegeben sei, Ihre nächsten Angehörigen, hier oder dort, regelmässig wiedersehen zu dürfen, ist ein weiterer herzlicher Wunsch.

Nun zu Ihrer Frage re deutsches Judentum und jüdische Kultur.<sup>316</sup> Ich bin im Grunde Bubers Ansicht, gegen die Sie zwar ernste, aber m.E. nicht durch-

<sup>315</sup> Erik Erikson (geb. 1903), deutsch-amerikanischer Psychologe, Schüler von Sigmund Freud.

<sup>316</sup> Rabbiner Stransky hatte in seinem (beiliegenden) Brief vom 20.3.75 zunächst Ausführungen von Buber auf englisch zitiert, darin kam das Stichwort ‚Symbiose‘ vor; seine eigenen Bemerkungen gipfelten in dem Resümee: „Ich glaube, soziologisch gesehen, dass wir in allen Diasporas mehr Einfluss ausgeübt haben, ohne Judesein zu verlieren, als in Deutschland, wo wir mehr aufgenommen haben auf Kosten des Judeseins.“

schlagende Einwände erheben. Zwar benutze ich nicht gerne den Terminus „Symbiose“, denn er stammt aus der Biologie und bezeichnet dort ein parasitäres Abhängigkeitsverhältnis zwischen einer Pflanze und einer anderen oder auch zwischen verschiedenen Tiergattungen, und so genau meint es Buber nicht, wenn er von „deutsch-jüdischer Symbiose“ spricht. Er weist aber mit Recht hin auf den grossen jüdischen Anteil an der deutschen Kultur, von Mendelssohn bis zu ihm selbst – vielleicht können Sie einmal in der neuesten, 15. Auflage der Encyclopaedia Britannica meine dort erschienene Buber-Biographie über das Thema nachlesen. Hier will ich noch eingehen auf Ihre Bemerkung über die spezifisch jüdische Leistung des deutschen Judentums. Bei allen Schwächen der Assimilation ist doch zuzugeben, daß die moderne Gemeinde mit ihren Krankenhäusern, Wohlfahrtseinrichtungen, Schulen aller Grade, die moderne Rabbinerausbildung aller drei jüdischen Richtungen, die von der, durch Sie erwähnten, Wissenschaft des Judentums ermöglicht wurden, diese aber auch wieder in Wechselwirkung befruchteten, – daß all das doch wohl zum positiven Besitz unseres Volkes gehört. Einiges davon haben Sie ja selbst in Ihren Beiträgen zur Geschichte des tschechoslowakischen Judentums hervorgehoben; deshalb werden Sie es mir nicht als Unbescheidenheit anrechnen, wenn ich unter meinen eigenen Beiträgen zu diesem Thema aus meiner Sammlung „Brücken“ die Aufsätze „Das geistige Erbe des deutschen Judentums“ (S. 47–58) und den Abschnitt „Lehrer des deutschen Judentums“ mit seinen vier Aufsätzen über Nobel, Baeck und Rosenzweig erwähne (S. 375–406).

Bevor wir uns über all dies wieder einmal mündlich unterhalten können, wird noch genug Zeit vorübergehen, sodaß wir darauf auch schriftlich gelegentlich noch zurückkommen können.

Nochmals alles Gute und Schöne, für Ihren Ehrentag und die  
[Fortsetzung nicht auf der Kopie] ES

[132] An Nachum Goldmann

Jerusalem, 6.8.1975

Lieber Nachum Goldmann,

Da ich selbst verreist war, habe ich erst nach meiner Rückkehr von Deinem 80. Geburtstag gehört. Vielleicht wird die Verspätung dieses Glückwunsches, die sich durch meine Unsicherheit über Deine augenblickliche Adresse noch vergrössern mag, Dir die Zeit lassen, meinen bescheidenen Glückwunsch in der Fülle der Dir zuteil gewordenen zu beachten.

Gerade Deine letzten politischen Äusserungen, die ich noch in Deutschland las und die dort sehr beachtet worden sind, haben mir wieder gezeigt, wie sehr richtig Du in den meisten entscheidenden Fragen seit vielen Jahren die Lage des jüdischen Volkes und des Staates Israel beurteilt hast. Man konnte in Einzelheiten immer wieder anderer Meinung als Du sein, aber in der Grundlinie nur dann, wenn man sich von Deiner bemerkenswerten Synthese zwi-



schen realistischer Auffassung der Tatsachen und humanistischer Zielsetzung sehr weit entfernt hatte. Da ich das nie getan habe, wenn ich mich auch nicht der weiten Überschau der Wirklichkeit rühmen darf, die Du durch Veranlagung und Tätigkeit besitzt, so haben wir uns im Grunde immer nahe gestanden und auch immer gut verstanden, wenn wir uns, viel zu selten, treffen konnten.

Die geschichtsphilosophische Frage, die als Rest und Bodensatz solcher Feststellungen übrig bleibt, ist die, warum die ausgesprochene Wahrheit, selbst wenn hinter ihr ein Staatsmann wie Du steht, der doch Jahrzehnte lang scheinbar mächtigen Organisationen vorstand, zwar auf Einzelne gewirkt hat, sich aber im ganzen nicht durchsetzen konnte. Goethe hat in einem kleinen, Dir wahrscheinlich bekannten Gedicht des „West-östlichen Diwan“ die Unzeitgemässheit der Wahrheit schon ausgesprochen, lange bevor Nietzsche daraus seine aktuellen „Betrachtungen“<sup>317</sup> machte. Es heisst bei ihm:

„Warum ist Wahrheit fern und weit?  
 Birgt sich hinab in tiefste Gründe?“  
 Niemand versteht zur rechten Zeit!  
 Wenn man zur rechten Zeit verstünde,  
 So wäre Wahrheit nah und breit  
 Und wäre lieblich und gelinde.

Etwas ähnliches steht übrigens schon in Jesaja 29:14, in Bubers Übersetzung

Wunder um Wunder,  
 Daß verloren geht die Weisheit seiner Weisen  
 und der Sinn seiner Sinnreichen sich verbirgt.

Neben allen persönlichen Gründen, die jeder von uns für oder gegen sich anführen mag, muss doch hier ein allgemeineres Problem vorliegen, das mich immer wieder beschäftigt. Du hast es in Deiner Autobiographie ja auch ange-tönt und z. T. damit zu beantworten versucht, daß Du ein so unjüdischer Typ seist. Aber A. D. Gordon<sup>318</sup> war doch ein Volljude und ein früher Palästinenser und was ist von seiner geistigen Erbschaft übrig geblieben? Ich fürchte manchmal, daß Völker und Staaten überhaupt nicht aus Argumenten lernen, sondern nur, und auch das kaum, aus Katastrophen.

Aber das sind trübe Gedanken zu einem 80. Geburtstag. Es ist bewundernswert, wie Du Dich mit immer erneuter Kraft für das einsetzt, was Du als Wahrheit erkannt hast. Hoffentlich bleibt Dir und uns diese Kraft und die dazu gehörige Gesundheit noch recht lange erhalten.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus,  
 stets der Deine, ES

<sup>317</sup> Anspielung auf die *Unzeitgemässen Betrachtungen* von Friedrich Nietzsche (1844–1900), vier kulturkritische Streitschriften (1873–76).

<sup>318</sup> Aaron David Gordon (1856–1922), förderte die Rückkehr der Juden zur Landbearbeitung in Palästina, geistiger Vater der jüdischen Pionierbewegung.

[133] An Viktor Ehrenberg, London

Jerusalem, 26.11.1975

Lieber Viktor Ehrenberg,

Vielen Dank für Ihren Brief, der mich sowohl inhaltlich wie als Symptom Ihres zumindestens erträglichen und hoffentlich guten Gesundheitszustandes besonders gefreut hat.<sup>319</sup>

Mein Schweigen muss ich nochmals entschuldigen; es lag an meiner Überlastung und entsprechenden Müdigkeit. Ich bin niemals „böse“ über irgendeine ehrliche Meinung, und gewiss nicht, wenn sie von Ihnen kommt. Zur Sache möchte ich noch ein paar Bemerkungen machen.

S. 170: für mich ist die Frage der Theodizee dem Schöpfungsgott gegenüber schwieriger als dem Gott der Geschichte gegenüber; also genau umgekehrt, als es bei Ihnen geht. Am Geschichtlichen ist der Mensch immer noch irgendwie mitschuldig, wenn auch oft ohne jede Proportion zu dem, was er etwa verschuldet hat. Aber man kann immerhin sagen, daß die von oder durch Menschen geschehenen Schlechtigkeiten der – allzu hohe – Preis für unsere Freiheit ist. Anders steht es bei Naturkatastrophen, wie jenes Lissaboner Erdbeben, das Goethes Kinderglauben erschütterte. Dafür habe ich nie eine Antwort gefunden, und wenn mich Schüler oder Studenten fragen, was auch heute noch vorkommt, kann ich nur mein Nichtwissen bekennen. Darüber hinaus ist meine „Rechnung“ mit Gott immer wieder offen: ich finde, daß er entweder die Welt etwas besser oder den Menschen etwas stärker hätte schaffen sollen; wir sind hoffnungslos überfordert. Entschuldigen Sie meine naiven Antworten auf unnaive Fragen.

173: Ende des 1. Absatzes: bei Hofmannsthal findet sich in einem der dramatischen Werke, ich glaube „Die Frau ohne Schatten“, etwas formal Ähnliches, etwa so: Wir sind die Wirte und auch die Gäste.

174, 178: ich freue mich, daß Sie an der zweiten Stelle einschränken, was Sie an der ersten über Judentum als Volk oder Zivilisation gesagt haben. Ihr Rosenzweig-Zitat gehört in der Tat in diesen Zusammenhang. Seine Geschichtsphilosophie war, sehr anders als seine Praxis und seine persönlichen Vorlieben, in der Tat extrem antizionistisch, und zwar durch die Austreibung der Zeit aus der jüdischen Geschichte, während Zionismus ja noch vor der Rückkehr ins Land, und besonders durch die Gründung des Staates, Rückkehr in die Geschichte ist. Trotzdem könnte es sein, daß Sie in diesem Punkt trotz Ihrer Einwendungen gegen Toynbee<sup>320</sup> mehr von ihm als von Rosenzweig beeinflusst sind.

---

<sup>319</sup> In seiner kurzen handschriftlichen Antwort vom 5.1.76 meint Prof. Ehrenberg, sein Zustand werde sich „wohl nicht mehr verbessern. Man kann das ja mit 84 kaum erwarten! Aber ein Vergnügen ist es nicht!“ Wenig später machte seine Tochter bestürzte Mitteilung vom Tod ihres Vaters am 25.1.1976.

<sup>320</sup> S. Brief Nr. 129.

Über Freud habe ich im II. Yearbook des Baeck Instituts eine längere Arbeit veröffentlicht, „Freud the Jew“<sup>321</sup>, und unterdessen ist ein Manuskript von etwa 120 Schreibmaschinenseiten zusammengekommen (deutsch), das ich vielleicht noch einmal zu einem kleinen Buch abrunden kann, aber vorläufig bin ich tief in Heine drin, ausser dem „jüdischen Lernen“, das mir am meisten Freude macht und mich bei diesen schrecklichen Zeitläuften noch am ehesten beruhigt.

Sollten Sie wieder einmal Gelegenheit haben, Anna Freud<sup>322</sup> zu sehen, – ich will ihr gerade zum 80. Geburtstag heute in einer Woche gratulieren – so bringen Sie ihr vielleicht, als Leihgabe, meine beiden kleinen deutschen Freud-Aufsätze<sup>323</sup> mit, die Ihnen offenbar gefallen haben.

Unterdessen war Robert Weltsch mit Frau hier; es war eine grosse Freude, ihn wiederzusehen, obwohl er besonders unter seinem Alter leidet.

Sehr herzlich, Ihr ES

[134] An Erich Fromm

Jerusalem, 7.1.1976

Mein lieber Erich,

Herzlichen Dank für Deinen guten Brief vom 8. Dezember. Ich schicke diesen Brief an Deine New Yorker Adresse; solltest Du und Deine liebe Frau schon wieder in der Schweiz sein, so wird man ihn hoffentlich nachschicken.

Von Deiner Erkrankung hörte ich zuerst von Dr. Wiener, zugleich mit Deiner Bestätigung meines Aufsatzes, noch vor der Operation, dann, über deren Gelingen, mündlich von ihm nach seiner Rückkehr hierher und schriftlich von Prof. Darmstädter, der zu Deinen treuesten Verehrern gehört und mit dem ich in ständigem Briefwechsel stehe. Du kannst Dir denken, daß mir ein Stein vom Herzen gefallen ist, der zwar nicht so schmerzte wie Deine Nierensteine, doch aber sehr drückte. Toni und ich freuen uns über Deine gute Natur, die Dich so viel gesundheitliche Anfechtungen heil und produktiv überstehen lässt.

Ich bin sehr stolz darauf, daß Dir meine halachische Abhandlung<sup>324</sup> so gefallen hat; es ist mein erster Versuch in dieser Richtung, und obwohl ich regelmässig „lerne“, fehlen mir doch immer noch die ersten 18 Jahre, ohne deren

<sup>321</sup> Sigmund Freud, The Jew, in: *Yearbook of the Leo Baeck Institute* (YLBI) 2 (1957), S. 270–305.

<sup>322</sup> Anna Freud (1895–1982), die jüngste Tochter von Sigmund Freud, ebenfalls Psychoanalytikerin.

<sup>323</sup> Offenbar: Freud und Moses, in: MB Nr. 12 / 13, 26.3.1975, S. 5 und ebd. Nr. 14, 4.4.1975, S. 5 sowie Freud und Jung, in: MB Nr. 37, 26.9.1975, S. 3. Prof. Ehrenberg scheint dieser Bitte sogleich entsprochen zu haben, denn bereits am 15.1.1976 bedankt sich Anna Freud bei Ernst Simon für die beiden Artikel.

<sup>324</sup> The Neighbor (Re'a), Whom We Shall Love, in: M. Fox (Ed.), *Modern Jewish Ethics, Theory and Practice*, Ohio 1975, S. 29–56.

Grundlage man in keiner humanistischen Wissenschaft jemals die souveraine Sicherheit hat, welche nur die Girsá dejankuta<sup>325</sup> gibt. Das gilt übrigens nicht nur für den Talmud, sondern auch für das Griechische, das ich auch erst als Student aufgenommen habe. Im Talmud bin ich allerdings weiter gekommen, weil er mir doch mehr am Herzen liegt.

In Sachen Tanja<sup>326</sup> bist Du im Irrtum. Ich habe ihn nicht zugleich mit Dir bei Rabinkow<sup>327</sup> gelernt, sondern im ersten Jahr meines Jerusalemer Aufenthaltes bei Elieser Lifschitz, einem frommen galizischen Maskil<sup>328</sup> aus chassidischem Hause. Als ich darüber meinem misnagdischen<sup>329</sup> Schwiegervater s. A. in Moskau schrieb, – wir korrespondierten nur Hebräisch – um ihm eine Freude zu machen, gelang mir das nur halb. Er fürchtete, ich könnte ein Chassid Schote<sup>330</sup> werden, und erst als ich ihm mitteilen konnte, ich lernte bei demselben Lehrer auch Nachman Krochmals „More Newuche Haseman“<sup>331</sup>, gab er sich zufrieden, besonders nach meiner Versicherung, ich hoffe meinen jüdischen Weg zwischen diesen beiden Gegensätzen zu finden. Rückblickend möchte ich meinen, daß mir das einigermaßen gelungen ist.

Damit bin ich, und nicht ganz zufällig, ins Autobiographische gerutscht. Ich habe vor kurzem eine kleine deutsche Autobiographie veröffentlicht, und wenn ich erst Deine endgültige Adresse weiss, werde ich versuchen, Dir einen Sonderdruck zu senden. Ich sage „versuchen“, weil ich nur wenige bekommen habe, und sie mir unter der Hand weggehen wie warme Brödchen. Ich erwähne Dich dort auch, wenn auch nur ganz kurz. Auf alle Fälle teile ich Dir mit, wo sie erschienen ist, falls Deine Neugier, sie bald zu lesen, unüberwindbar sein sollte. Es handelt sich um den Band „Pädagogik in Selbstdarstellungen“ I, Felix Meiner Verlag, Hamburg, Richardstrasse 47, D-2000, Hamburg 76. Aber, wie gesagt, wenn es Dir Mühe macht, Dir das Buch zu beschaffen, so hebe ich Dir, beli Neder<sup>332</sup>, den Dir wahrlich zukommenden Sonderdruck

<sup>325</sup> Aramäisch: Version der frühen Kindheit. Ernst Simon hatte erst im Alter von 18 Jahren begonnen, jüdische Tradition und Hebräisch zu lernen.

<sup>326</sup> *Tanja*, Hauptwerk des Raw von Ladi, Schnëur Salman ben Baruch (1746–1812), Begründer des ChaBaD-Chassidismus.

<sup>327</sup> R. Salman Boruch Rabinkow (1882–1941), der russische Talmudgelehrte, bei dem Erich Fromm und Ernst Simon als Studenten in Heidelberg ‚lernten‘.

<sup>328</sup> Elieser Meir Lipschitz (1879–1946) war der Leiter des religiösen Lehrerseminars in Jerusalem, an dem Ernst Simon 1928 / 29 unterrichtete. Ein *Maskil* ist ein Anhänger der *Haskala*, der ostjüdischen Aufklärung.

<sup>329</sup> Die Gegner (hebr. Mitnagdim) des Chassidismus werden jiddisch *Misnagdim* genannt.

<sup>330</sup> Hebräisch: ein närrischer Chassid; dazu bemerkt Ernst Simon: „... pän titchassed wetschtate“ – hebr: auf daß du dich nicht als Chassid gebärdest und ein Narr werdest.

<sup>331</sup> More Newuche Haseman – Führer der verirrtten Zeitgenossen (in Anlehnung an den *More haNewuchim* des Maimonides), nachgelassenes Hauptwerk des jüdischen Gelehrten Nachman Krochmal (1785–1840).

<sup>332</sup> Hebr. halachischer Terminus: ohne das hiermit gegebene Versprechen in den Rang eines Gelübdes zu erheben, d.h. mit Vorbehalt, z.B. ‚wenn ich es nicht vergesse‘ o. dgl.

auf. Ich fürchte, daß ich mich schon so scheusslich diplomatisch auszudrücken gelernt habe, wie Kissinger.<sup>333</sup>

Dieser etwas verlegene Witz ist eine Art Fehlleistung, denn im Grunde ist meine Meinung über ihn besser als wahrscheinlich Deine und sicher besser als unsere öffentliche Meinung hier, die von „himmelhochjauchzend“, welche ich niemals teilte, bis „zu Tode betrübt“ herabgesunken ist, was ich, da ich weniger erwartet habe, nun auch nicht bin. Aber lassen wir die Politik; ich bin noch immer aktiv, und auch darüber steht einiges in der Selbstbiographie. Wir beide haben ja, trotz aller ernstesten Verschiedenheiten der inneren Einstellung, die gemeinsame menschliche Basis wiedergefunden, und so soll es nun bleiben.

Von Herzen Dir und Deiner Frau, [Ernst Simon]

[135] An Hans Paeschke

Jerusalem, 3.3.1976

Sehr verehrter Herr Paeschke,

Ihr im Persönlichen so herzlicher Brief<sup>334</sup> hat mich erschüttert. Sie erwarten von mir eine „Aussage“ darüber, „daß das mögliche Scheitern der israelischen Staatsidee kein Scheitern der jüdischen Humanitätsidee bedeutet“. Sie gehen offenbar von der absolut irrtümlichen Voraussetzung aus, dies sei die Quintessenz von Bubers Leben und Lehre, wie sie auch in den 3 Bänden der Korrespondenz zum Ausdruck komme, und ebenso meine Interpretation Bubers. Beides ist absolut nicht der Fall und es kann nicht ausschliesslich auf einem Missverstehen beruhen, wenn ein Mann von Ihrer ungewöhnlichen Intelligenz und Bildung eine solche Formel gebraucht. Das muss tiefere Gründe haben. Hier ergibt sich eine peinliche Übereinstimmung mit manchen neuesten Strömungen, vor allem bei einem *Teil* der radikalen Linken, eine Art Vivisektion am Leibe – ich sage: Leibe, und nicht: Körper – des jüdischen Volkes vorzunehmen. Ich könnte Ihnen durch viele Zitate aus Bubers und eigenen Schriften zeigen, wie falsch das ist, aber dafür ist es jetzt zu spät. Vor der Gründung des Staates hatten wir beide, gemeinsam mit einer Anzahl von Freunden, bekanntlich die Konzeption des binationalen Staates, niemals aber die einer Trennung zwischen der jüdischen Humanitätsidee, ihrem histori-

<sup>333</sup> Der amerikanische Politikwissenschaftler deutscher Herkunft Henry A. Kissinger (geb. 1923) fungierte seit 1969 als Präsident Nixons Sonderberater für Fragen der nationalen Sicherheit. Als er 1973 Außenminister der USA wurde, hofften Juden, er als Jude werde im Nah-Ost-Konflikt die israelische Seite begünstigen, und wurden durch sein Verhalten enttäuscht.

<sup>334</sup> Es ging um eine Besprechung der mit dem dritten Band 1975 abgeschlossenen Ausgabe des Buber-Briefwechsels für den *Merkur*. Ernst Simon hatte eine entsprechende Anfrage aus Zeitgründen abschlägig beschieden, sich auf Fürsprache von Rafael Buber aber zu einer ‚bedingten Zusage‘ bereitgefunden. Die von Ernst Simon beanstandete Stelle in Hans Paeschkes kurzem Schreiben vom 20. Februar 1976 lautet: „Könnten Sie doch schon morgen beginnen und ich schon bald vielen unserer besten Köpfe hierzulande Ihre Aussage vor Augen halten, daß das mögliche Scheitern der israelischen Staatsidee kein Scheitern der jüdischen Humanitätsidee bedeutet.“

schen Träger: dem jüdischen Volke, und seiner historischen Heimat: dem Lande Israel, in dem allein diese Idee sich, wenn überhaupt, verwirklichen kann. Nachdem der Staat Tatsache geworden ist, hat Buber das sofort erklärt und es, auch unter Anfeindungen, noch nach seinem 80. Geburtstag ausdrücklich wiederholt. Ich zitiere nur einen Satz an den „American Council for Judaism“ vom 23.3.1962, Briefwechsel III, 540: „Unsere – mit ‚wir‘ meine ich den Ichud [unsere politische Gruppe] – Kritik an der Araberpolitik der israelischen Regierung kommt von innen, die Ihre von aussen her.“

Das Gleiche muss ich Ihnen heute sagen.

Im selben Zusammenhang spricht Buber von unserem und seinem „grösseren Zionismus“, um „das jüdische Volk dazu zu bringen, daß es diesen grösseren Zionismus versteht und sich zu eigen macht.“ Diese sowieso ausserordentlich schwierige Aufgabe würde unmöglich werden, wenn im Namen Bubers und von seinem literarischen Testamentsvollstrecker eine Haltung eingenommen werden würde, die sich mit dem „Scheitern der israelischen Staatsidee“ abfindet und dadurch zu einer self fulfilling prophecy werden könnte, was Gott verhüten möge.

Es tut mir sehr leid, daß unsere Beziehungen so enden müssen<sup>335</sup>, aber: magis amicus veritas<sup>336</sup>.

Mit aufrichtigen Wünschen für Ihr persönliches Wohlergehen,  
Ihr ergebener, Ernst Simon

[136] An Kurt Eissler

Jerusalem, 12.9.1976

Verehrter und lieber Freund Kurt Eissler,

Vielen Dank für Ihren aufrichtigen und wichtigen Brief, der eigentlich eine Abhandlung oder, besser, ein ausführliches Gespräch erforderte, nicht um Sie zu meiner Meinung zu bekehren, sondern damit diese Sie nicht so „traurig“ macht.<sup>337</sup>

<sup>335</sup> Am 8.4.1976 entschuldigte Hans Paeschke die anstößige Stelle mit einem typographischen Versehen: „Meine Sekretärin hatte nur vergessen, das mögliche ‚Scheitern der israelischen Staatsidee‘ in Anführungsstriche zu setzen. Es war ein Zitat aus der bekannten Wochenzeitung DIE ZEIT“. In seinem Schreiben vom 25.4.76 akzeptiert Ernst Simon die Entschuldigung, erklärt sich aber für außer Stande, die gewünschte Besprechung zu liefern.

<sup>336</sup> Lateinisch: Die Wahrheit ist mehr wert als ein Freund.

<sup>337</sup> Dazu hatte Dr. Eissler am 1.9.76 geschrieben: „Es macht mich traurig, dass ich einem Menschen wie Sie, der mir innerlich so nahe steht + dem ich in so Vielem mit Freude + Bewunderung folge, dann intellektuell überhaupt nicht folgen kann! Wie man allen Ernstes denken kann, dass man durch biologische Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder sonstwie zu einer von einer göttlichen Macht erwählten Gruppe gehören kann, ist mir unverständlich d.h. bei Ihnen. ... Die Auserwähltheit ist psychologisch + historisch höchst interessant, aber wie kann man sie als eine objektiv, realgegebene Tatsache ansehen. Ihre Arbeit über Angst + Vertrauen ist natürlich sehr schön + lehrreich bis auf den einen für mich persönlich unannehmbaren Umstand.“

Wenn ich Sie recht verstehe, so beanstanden Sie vor allem die Stelle in meinem Aufsatz „Angst und Vertrauen bei Buber“<sup>338</sup>, wo von der Auserwählung die Rede ist, also S. 527 unten.<sup>339</sup> Es scheint für Sie keinen Unterschied zu bedeuten, ob man die Auserwähltheit als ethnisches Privileg fasst, was ich nicht weniger entschieden als Sie ablehne, ja: vielleicht entschiedener noch, sondern als einen Akt Gottes, möge sein spezieller Gehalt und seine volkspädagogische Absicht sein, was immer sie sind. Denn daß es sich hier um „kein Rassenprivileg, überhaupt kein Privileg, sondern um eine erhöhte Verpflichtung“ bei Buber und mir handelt, habe ich ja selbst, unter Berufung auf Amos 3,2 ausdrücklich gesagt. So kommt denn unsere Differenz doch auf den Glauben an Gott heraus. Sie formulieren Ihren Unglauben diesmal sehr vorsichtig, wie mir scheint: allzu vorsichtig, wenn Sie nur von Ihren „Zweifeln“ an seiner Existenz sprechen. Zweifel hege ich selbst; sie sind ein Teil meines Glaubens, untrennbar von ihm, wie er von ihnen. Eine andere Amosstelle (5,15) spricht vom „Vielleicht“ des Glaubens, und ein grosser Lehrer des Talmuds in Chagiga, Kap. I, hat darüber gesagt: „All dies und ‚vielleicht‘!“ und jedes Mal geweint, wenn er in der Bibel auf dieses Wort stiess, angesichts der Nöte und Verfolgungen, denen Gottes Volk, eben als Gottes Volk, ausgesetzt war und ist und – vielleicht – sein wird.

Und nun komme ich zu dem Punkte, den ich vorhin schon im Auge hatte, als ich die Vermutung aussprach, Sie seien möglicherweise ethnozentrischer eingestellt als ich. Ich erinnere mich, gewiss auch Sie, unserer freundschaftlich-erregten Diskussionen über meine und meiner Freunde Friedenspolitik und an Ihren Brief, den Sie später der New York Times schickten, und von dem ich nicht weiss, ob er je veröffentlicht wurde. Auch Freud hatte ja, gerade weil er als Atheist ein guter Jude sein wollte und war, einen starken jüdischen Rassenstolz, der mir vollkommen abgeht, wenn ich ihn auch als psychologisches Phänomen, aber nur als das, ebenso gut verstehe wie Sie die Illusion der Auserwähltheit. Ich bin kein Manichäer und liebe es nicht, die möglichen Stellungnahmen auf einen simplen polaren Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge oder Irrtum, zwischen Licht und Dunkel also, zu stellen. Ich bin ein Pluralist und weiss etwas von den vielen Zwischenstellungen, die uns allerdings erst durch die Festlegung der Extreme zur Erkenntnis kommen. Sie entsprechen psychologisch den inneren Widersprüchen, die in jedem fühlenden Herzen miteinander ringen und erst in unserer letzten wachen Stunde im Schweigen des Todes ausgelöscht werden. Daher war ich nicht so „traurig“ über Ihre politische Radikalität, wie Sie es über meinen, durch das „vielleicht“ gebrochenen und durch die erhöhte Verpflichtung Israels aus einem gegebenen zu einer Aufgabe gemachten Offenbarungsglauben waren oder sind.

<sup>338</sup> Ernst Simon, Angst und Vertrauen bei Martin Buber. Ein Beitrag zum Thema Buber und Kierkegaard, in: *Deutscher Evangelischer Kirchentag Frankfurt 1975, Dokumente*, Stuttgart / Berlin 1975, S. 525–539.

<sup>339</sup> Darauf antwortet Dr. Eissler am 18.9.76: „Ich bin durch Ihren Brief beglückt. Ich war wirklich dumm genug, die Sache so aufzufassen, dass nur ein Jude auserwählt sein könnte oder dass jeder Jude zu einer auserwählten Gruppe gehört.“

Mit den herzlichsten Grüßen, auch von Toni, die nach ihrer Kataraktoperation viel Schwierigkeiten mit der ersten Brille hat, an Sie selbst und Ihre liebe Frau.

In herzlicher Freundschaft stets der Ihre ES

[137] An Albrecht Goes

Jerusalem, 13.10.1976

Lieber und verehrter Albrecht Goes,

Als erstes Wort meines Dankbriefes für Ihre wahrhaft kostbare Gabe möchte ich eine Bitte aussprechen: lassen wir unsere Titel beiseite! Sie entsprechen nicht mehr dem Grad unserer Beziehung.

Ich habe Ihr Buch<sup>340</sup> jetzt ganz gelesen, und zwar in der wohldurchdachten Reihenfolge der Beiträge, die Sie ihm gegeben haben. Ich wäre versucht, jedem der 4 Teile einen Titel zu überschreiben, aber das würde mehr Zeit brauchen, als ich im Augenblick, im Druck einer deadline, aufbringen kann. Vielleicht später einmal. Ich habe mir sehr ausführliche Register Ihrer Motive angelegt; das ausführlichste heisst „Jüdisches“; gleich hinterher kommt „Buber“ und dann wohl „Mörike“. Ich habe auch Fragen, gar nicht so wenig, vielleicht am meisten gerade zu Buber. Sie werden binnen kurzem eine Frankfurter Universitätsrede über seine „Lebendige Erbschaft“ erhalten; leider nur im offset Druck.<sup>341</sup> Wahrscheinlich werden Sie sie zu kritisch finden, obwohl ein Teil der Kritik mit Ihren eigenen Andeutungen identisch ist. Aber Sie sind wirklich ein *Chassid*<sup>342</sup> von Buber und haben offenbar das schauspielerische Element, das bei jahrzehntelangem engem Kontakt nicht zu übersehen oder zu überhören war, gar nicht empfunden. Ich war nur ein *Schüler*. Was ich Ihnen eben anvertraut habe, steht nicht in meinem Aufsatz, aber gerade Ihnen bin ich völlige Rückhaltlosigkeit schuldig. Verzeihen Sie mir!

Ein anderer Fragenkreis bezieht sich auf das Musikalische, das für Sie ja zentral ist. Mein Vater war sehr musikalisch, Mutter gar nicht, und wenn sie ihn ärgern wollte, was nicht ganz selten geschah, sagte sie etwa: „Du spielst gut Klavier und gern Cello“. Es stimmte wahrscheinlich. Eines der vielen Dinge, die mich das Buch gelehrt hat, ist, wie Sie mit dem von Ihnen selbst formulierten Problem fertig geworden sind, in Worten über Töne zu sprechen. Und nun ein Geständnis: ich galt immer als „unmusikalisch“, aber der Brunnen des Glaubens muss mit dem des – selbst falschen – Gesanges unterirdisch zusammenhängen. Seitdem ich beten kann, muss ich singen.

Beim 50. Geburtstag unseres grossen Lehrers Rabbiner Nobel, der damals schon schwer krank war, und zwei Monate später starb, weswegen Rosen-

<sup>340</sup> Albrecht Goes, *Tagwerk*: Prosa und Verse, Frankfurt a.M. 1976.

<sup>341</sup> Wohl: Ernst Simon, Die Dialogik Martin Bubers, in: *Frankfurter Universitätsreden* 42, Frankfurt a.M. 1972, S. 10–19.

<sup>342</sup> Hier: Verehrer, so treu ergeben wie ein Chassid seinem Rebbe.



zweig und ich eine Festschrift „Gabe“<sup>343</sup> zusammenbrachten, hatte F[ranz] R[osenzweig] in seiner häuslichen Tischrede die Beiträge des Buches charakterisiert und über Keller<sup>344</sup>, der mit ungedruckten Briefen vertreten ist, gesagt, er sei „Goethes Stellvertreter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ gewesen. Sie, verehrter Herr Goes, möchte ich Mörikes<sup>345</sup> Stellvertreter in unserem Jahrhundert nennen. Sie lassen sich den Mut zum Reimen von keiner modernen Mode verderben; die Natur spricht zu Ihnen; Sie haben eine, das Okkulte manchmal berührende, Ahnung von der unterirdischen Dämonie des Idyllischen in unserer Zeit – ein Motiv, auf das m. W. mein verstorbener Freund Baruch Kurzweil<sup>B</sup> als erster hingewiesen hat.

Und dann Fontane<sup>346</sup>! Wissen Sie, daß Sie in den Aufzählungen manchmal genau seinen spezifischen Ton treffen? und in der Genauigkeit Ihrer Pflanzenbestimmungen die Lyrik Wilhelm Lehmanns<sup>347</sup>, obwohl Sie ihn nicht nennen? Ebenso wenig übrigens wie Ludwig Strauss, aber das letzte Gedicht, mit dem der Band schliesst, erinnert mich unwiderstehlich an eins seiner Gedichte, auch auf einen, der freiwillig „davon ging“, Fritz Mordechai Kaufmann.<sup>348</sup> Sie finden es in der von Werner Kraft – dessen bedeutenden Aufsatz über Christian Wagner<sup>349</sup> ich nach dem Ihren noch einmal gelesen habe – herausgegebenen Ausgabe von Strauss' „Dichtungen und Schriften“<sup>350</sup>. Ausser dem Anlass und der Kraft der Vergegenwärtigung im Er-Innern ist den beiden Gedichten noch eines gemeinsam: der Leser *sieht* das Weggehen. Bei meinem letzten Besuch bei Ihnen gebrauchten Sie selbst und später Ihre liebe, verehrte Frau, ein Wort des Lobes – ich vergass es nicht, aber seinen Gegenstand -: „Es geht mich einfach an.“ Ihr Buch geht mich an. – Als kleine Gegengabe habe ich Ihnen meine pädagogische „Selbstdarstellung“<sup>351</sup> geschickt.

Sehr herzlich für alles dankend, Ihr getreuer ES

<sup>343</sup> *Gabe*, Herrn Rabbiner Dr. N. A. Nobel zum 50. Geburtstag dargebracht ..., Frankfurt am Main 5682 = 1921.

<sup>344</sup> Der Schweizer Dichter Gottfried Keller (1819–1890); vgl. Ernst Simons Beitrag Schmucl J. Agnon und Gottfried Keller. Ein Geburtstagsbrief an Moses Calvary, in: *Jüdische Rundschau* (JR) 41 (1936); repr. in: BLBI 82 (1989), S. 5–11.

<sup>345</sup> Der schwäbische Dichter und Pfarrer Eduard Mörike (1804–1875).

<sup>346</sup> Theodor Fontane (1819–1898); vgl. Ernst Simons Beitrag Theodor Fontanes jüdischer Komplex, in: NZZ, Literatur und Kunst, 16.8.1970, repr. unter dem Titel Theodor Fontanes jüdische Ambivalenz in: *Entscheidung zum Judentum*, S. 266–275.

<sup>347</sup> Wilhelm Lehmann (1882–1968), Lyriker und Erzähler.

<sup>348</sup> Ludwig Strauss (1892–1953), deutscher und hebräischer Dichter, Schwiegersohn von Martin Buber; mit der Schwester von Fritz M. Kaufmann (1888–1921) war er in erster Ehe verheiratet.

<sup>349</sup> Wohl: Werner Kraft, Über Christian Wagner, in: *Der Kunstwart* 4 (1930), S. 383ff., wiederabgedruckt in Werner Krafts Aufsatzsammlung *Wort und Gedanke. Kritische Betrachtungen zur Poesie*, Bern / München 1959.

<sup>350</sup> Ludwig Strauss, *Dichtungen und Schriften*, hrsg. v. Werner Kraft, München 1963; das Gedicht „In memoriam Fritz Mordechai Kaufmann“ steht dort auf S. 86f.

<sup>351</sup> L. J. Pongratz (Hg.), *Pädagogik in Selbstdarstellungen* I, Hamburg 1975: Ernst Simon, S. 272–333.

[138] An Erich Fromm

Jerusalem, 26.12.1976

Lieber Erich,

Für Deinen Brief bin ich Dir sehr dankbar, gerade wegen seiner Offenherzigkeit.<sup>352</sup> Ich beantworte ihn bei der ersten Gelegenheit, da ich erst heute wieder einmal die Hilfe einer Sekretärin habe.

Von Deiner schweren Krankheit und Operation wusste ich durch Deine guten Freunde Dr. Wiener und Frau, die mich auf dem laufenden hielten; ich bin wohl auch in einem meiner letzten Schreiben an Dich darauf eingegangen. Also weiter recht gute Besserung! Deine Schaffenskraft ist ja wirklich erstaunlich!<sup>353</sup> Die Müdigkeitserscheinungen, über die Du klagst, kann ich nur allzu gut verstehen. Es gibt bei uns auch mancherlei Anlass zur Trauer und Sorge. Mein lieber Bruder Fritz, an den Du Dich vielleicht auch noch erinnerst, ist vor etwa 2 Monaten, kurz nach seinem 75. Geburtstag, einer langjährigen schweren Krankheit erlegen. Wir standen einander sehr nahe, besonders in den letzten Jahren, und ich kann den Verlust nur schwer erwinden. Eine sehr liebe Cousine ist plötzlich ernsthaft erkrankt; ein junger Verwandter, Neffe unseres Schwiegersohns, mit dem und dessen ganzem Kreise wir sehr verbunden sind, hat als Soldat seine linke Hand eingebüsst. Entschuldige bitte, daß ich Dich mit diesen persönlichen Angelegenheiten behellige, aber ich weiss ja, daß ich Deine Anteilnahme voraussetzen darf.<sup>354</sup>

Nun zu dem Hauptinhalt Deines Briefes, meiner Autobiographie<sup>355</sup>. Wie Du herausgeföhlt hast, hatte ich selbst kein ganz reines Gewissen, obwohl ich mich an meine „diplomatische“ Briefäusserung<sup>356</sup> nicht erinnere; ich bin offensichtlich für dieses Fach besonders unbegabt. Zweifellos hätte ich Dir einen Sonderdruck schicken sollen, statt Dich zu veranlassen, das Buch zu kaufen; ich hatte nur wenige, aber Du hättest einen von diesen wenigen bekommen müssen, aus vielen Gründen, in Vergangenheit und Gegenwart, die ich nicht aufzuzählen brauche. Ich bin nicht eigentlich geizig, in vielen Din-

---

<sup>352</sup> Am 13. Dezember 1976 hatte Erich Fromm geschrieben: „I felt somewhat hurt in reading your autobiography which I bought in the collection in which it appeared. First of all, I thought, in view of our old friendship, you could have sent a reprint to me and secondly, I felt it strange that you mention my name only in connection with having undergone a didactic analysis with Frieda and in that way been able to better understand works like Erikson's and my own. I can very well understand that in this short biography there was no need to mention me at all but to do it in this roundabout way as if we had had no other contact and as if our friendship at one time had not meant anything to you and particularly not as far as your development towards the Jewish tradition is concerned, struck me as being odd.“

<sup>353</sup> Anmerkung von Ernst Simon: „In welchem Buch gibt es ein erstes autobiographisches Kapitel von Dir? Man erzählte mir davon.“

<sup>354</sup> Darauf reagierte Erich Fromm in einem englischen Schreiben vom 7.1.1977 aus Locarno.

<sup>355</sup> Wie Anm. 351.

<sup>356</sup> In seinem Brief an Erich Fromm vom 7.1.76, oben Nr. 134.

gen sogar recht großzügig, aber bei allem, was mit Papier zusammenhängt, setzt diese schreckliche Schwäche ein, von „Wertpapieren“ abgesehen!

Du hast auch damit recht, daß es vielleicht besser gewesen wäre, Dich gar nicht zu erwähnen, als so kurz und so sachlich, obwohl ich die Nachbarschaft mit Erikson<sup>357</sup>, sachlich gesehen, durchaus ehrenvoll für Euch beide halte, aber mit dieser Bemerkung trete ich vielleicht in ein neues Fettnäpfchen: vielleicht steht Ihr nicht freundlich, sondern kollegial? Was Rabinkow<sup>358</sup> anbetrifft, so habe ich für das amerikanische Buch, dessen Erscheinen wir hoffentlich alle noch erleben werden, geschrieben, sogar etwas Politisches, was Dir vielleicht sogar gefallen wird, weil ich seine Einstellung, das Judentum habe den Staat bereits hinter sich gebracht, zwar nicht mehr teile, sie aber als für ihn sehr charakteristisch empfand.<sup>359</sup> Hingegen habe ich Deine Einwirkung auf mich, zu Nobel<sup>360</sup> zu gehen, mit einer Andeutung dessen, was sich aus dieser Begegnung für meinen jüdischen Weg ergeben hat, längst vor dem Eintreffen Deines Briefes in meinem Beitrag zu dem neuen Stuttgarter Rundfunkbuch dankbar erwähnt,<sup>361</sup> wir beide werden ja, wie in dem Traumbuch<sup>362</sup>, gemeinsam dort vertreten sein. Ich unterhandle gerade über Sonderdrucke; sollten sie Erfolg haben, so erhältst Du einen; seine Überflüssigkeit, da Du ja auch das Buch bekommst, stärkt den Charakter des Reue-Aktes. Nun aber: Spass bei Seite, denn ich muss nun doch, Deine Ehrlichkeit erwidern, etwas Ernstes hinzufügen.

Weshalb sind mir in dieser Sache so viele Fehlleistungen passiert? Weil unsere Beziehung, bei aller Freundschaftlichkeit, die wir aus ihrer Krise herausgerettet haben, durch Deinen zeitweise sehr aggressiven Antizionismus und Antiisraelismus ambivalent geworden ist. Unter den vielen kleinen genialen Formulierungen Freuds, den ich ja höher schätze als Du, gehört die über den „Narzissmus der kleinen Unterschiede“ zu meinen Lieblingen. Meine Empfindlichkeit gegenüber Deiner gelegentlich masslosen Kritik an Israel ist deswegen ein „kleiner Unterschied“, und daher so narzisstisch besetzt, weil auch ich, wie Du natürlich weißt, viel Kritik an meinem eigenen Staat habe und übe, aber eben an meinem Staat. Nach Deiner Abwendung vom Zionismus und der, äusserlich vielleicht noch auffallenderen, aber innerlich viel weniger radikalen von der jüdischen Überlieferung hast Du Dinge in der Öffentlichkeit gesagt, und, soweit ich sehe, nie widerrufen, die man nur als einen niemals

<sup>357</sup> Erik Erikson (geb. 1903), deutsch-amerikanischer Psychologe, Schüler von Sigmund Freud.

<sup>358</sup> S. Brief Nr. 134.

<sup>359</sup> Anmerkung von Ernst Simon: „Einem deutschen Publikum hätte man ihn sehr ausführlich vorstellen müssen, um auch nur einen ersten Begriff zu geben.“

<sup>360</sup> Ernst Simons Mentor, der Frankfurter Rabbiner Dr. Anton Nehemia Nobel (1871–1922).

<sup>361</sup> Anmerkung von Ernst Simon: „Anfang Dezember ausgestrahlt, fast gleichzeitig mit Deinem Brief.“ Es handelt sich um eine Sendereihe des Süddeutschen Rundfunks, mit dessen Kultur-Redakteur, Hans Jürgen Schultz, Ernst Simon während der 70er Jahre in regem Kontakt stand. In Buchform ist die Reihe *Mein Judentum* 1978 in Stuttgart erschienen.

<sup>362</sup> H. J. Schultz (Hg.), *Was weiß man von den Träumen*, Stuttgart 1972.

überwundenen Ablösungsaffekt und dessen Überkompensation diagnostizieren kann. Ich will Dir ein Beispiel in Erinnerung rufen: in einem Deiner Bücher hast Du Nasser als einen humanistischen Sozialisten, oder so ähnlich, bezeichnet. Ich machte Dich daraufhin auf einige Tatsachen aufmerksam, z.B. auf die Verwendung von Giftgasen im Kriege gegen die *Araber* in Jemen, nur deshalb, weil sie sich seinen imperialistischen Ansprüchen nicht beugen wollten. Du schriebst mir damals einige bedauernde Zeilen, die Deine mangelnde Orientierung als Entschuldigung anführten. Darf ein Mann Deines intellektuellen und moralischen Niveaus und von Deiner Geltung in der Welt so schlecht orientiert sein, bevor er sich öffentlich äussert? Und hast Du Dein mir privat ausgesprochenes Bedauern jemals veröffentlicht? Ich vermute, daß Du in diesem Falle mir einen Sonderdruck zugeschickt hättest, aber hoffentlich irre ich mich.

In einer lebensgefährlichen Situation Israels hast Du Dich fast ohne Einschränkung der Argumente unserer Feinde bedient. Als ich Dir das vorwarf, antwortetest Du, Du fühltest mit Israel mit wie mit jedem anderen kleinen Volk in ähnlicher Lage. Es ist schmerzlich für jemanden, der nun seit bald 50 Jahren die ganze Last unseres hiesigen Daseins, die moralische eingeschlossen, mitzutragen versucht, gerade und noch in der scharfen kollektiven Selbstkritik, daß für Dich Israel nichts anderes ist, als ein weiteres Beispiel für kleinere Staaten.

Nun, das liegt lange zurück; wir haben versucht, leider vergeblich, uns brieflich über unsere Kontroverse zu verständigen, und es wäre mir vielleicht gelungen, sie um unserer Freundschaft willen, an der mir viel liegt, zu vergessen oder sogar zu verdrängen, hätte nicht eine Deiner Stellungnahmen aus den letzten Jahren alles wieder aufgewühlt. Dr. Erwin Jacobi aus Zürich wollte von mir ein Placet<sup>363</sup> haben, sich an einer UNESCO Kundgebung für Schweitzer als Sachverständiger für dessen musikalische Leistungen mit einem Vortrag zu beteiligen. Er berief sich dabei auf Dich und hat es neuerdings, in einem anders liegenden Anliegen, wiederum getan.<sup>364</sup> Soweit ich mich erinnere, habe ich in meiner, negativen, Antwort, Dich damals nicht erwähnt, aber die Sache selbst ist nicht spurlos an mir vorüber gegangen. Bist Du wirklich der Meinung, daß Israel moralisch tiefer steht als alle die Staaten, die es, bis ganz vor kurzem, aus der UNESCO herausdrängen wollten?

Ich sage nicht, wie Du, daß meine Bemerkungen nicht kritisch gemeint sind; sie sind es. Aber eine Freundschaft ist so stark, wie das Mass der Kritik, das sie erträgt. Ich hoffe von ganzem Herzen, nicht über dieses Mass hinausgegangen zu sein.

Du schreibst nichts über Annis' Gesundheit; ich hoffe, das ist ein gutes Zeichen. Toni, nun auch bald 71, ist kraftvoll und hilfsbereit wie immer, trotz

<sup>363</sup> Lateinisch: Zustimmung.

<sup>364</sup> Im Juni 1975 berichtete Prof. Jacobi Ernst Simon von seiner Absicht, an einer UNESCO-Veranstaltung zum Gedenken an Dr. Albert Schweitzer teilzunehmen; im Dezember 1976 entschuldigte er sich sozusagen dafür, daß er trotz Ernst Simons Abraten daran teilgenommen hatte.

einer Catarakt-Operation an einem Auge, die gut verlaufen ist, aber mit der Angewöhnung an die Brille geht es nur langsam vorwärts.

In alter Freundschaft herzlichst der Deine Ernst

[139] An Kurt Eissler

Jerusalem, 8.5.1977

Lieber Freund Eissler,

Schönsten Dank für Ihren lieben Brief vom 10.4. Ich freue mich sehr, daß es Ruth trotz ihrer vielen Arbeit gut geht. Als Vorbild eines Faulenzers ist ihr Mann allerdings wenig geeignet. Toni freut sich immer über jeden Brief von Ihnen, den ich ihr allerdings vorlesen muss, und dankt sehr für die Grüße. Die Hartgläser gibt es auch hier, und sie soll sie probieren, aber endgültig wohl erst, nachdem das zweite Auge operiert sein wird. Es hat offenbar damit noch gute Weile, obwohl es sich allmählich ein wenig verschlechtert, aber in sehr langsamem Tempo. Wie lieb von Ihnen, sich nach Ihrem neuen Termin für Vitamin-Pillen zu erkundigen! Ja, bis Ende Juli ist durchaus Zeit. Ich bin jetzt in ärztlicher Behandlung bei einem sehr guten Internist, aber die Hauptschwierigkeiten sind kaum besser geworden, wenn überhaupt, vor allem die Müdigkeit und das dauernde Gefühl der Überlastung.

Nun zu Ihren jüdischen Fragen: ich habe die Arbeit von Falk,<sup>365</sup> der sich auch vorher mit mir beraten hat, von ihm bekommen, bin aber natürlich nicht für das verantwortlich, was er schreibt. Auch ich glaube nicht, daß Jakob Freud Sigmund irgend etwas in seiner Haltung zum Judentum übel genommen hat; seine kurze Diskussion mit Breuer über die Taufe, die Anna Freud ganz bagatellisiert, hat er seinem Vater bestimmt nicht erzählt, und wäre sie zustande gekommen, so würde das beide Eltern sehr getroffen haben.

Ich glaube doch, daß Freud bei seinem Religionsprofessor doch etwas Hebräisch gelernt hat, aber ganz strikt lässt es sich nicht beweisen. Ich glaube, daß auch bei Freud – und so war es sicher bei Heine, aber das beweist nichts – ein Unterschied festzustellen ist, zwischen der Wiedergabe hebräischer Ausdrücke in der aschkenasischen Aussprache, die er aus der Praxis kannte, und der sefardischen, die aus der wissenschaftlichen Literatur stammt. Das könnte einen Anhaltspunkt geben, aber ich habe es nur bei Heine untersucht.

Ein Rätsel bleibt, was Vater Freud mit der langen hebräischen Widmung zu Sigmunds 35. Geburtstag eigentlich bezweckt hat.<sup>366</sup> Ich bin nicht einmal sicher, ob er ihm nicht eine hebräische Bibel geschenkt hat, aber das müsste sich

<sup>365</sup> Von dem Jerusalemer Psychologen Dr. Avner Falk ist ein hebräisch handschriftliches Schreiben an Ernst Simon vom 13. Nov. 1976 erhalten, in dem er seinen Beitrag: Freud and Herzl für das Januarheft der Zeitschrift *Midstream* ankündigt. Er hält es für wahrscheinlich, daß Sigmund Freud zwischen seinem 7. und 13. Lebensjahr jüdischen Religionsunterricht einschließlich Hebräisch hatte.

<sup>366</sup> Dazu schreibt Dr. Eissler am 15. Juni 1977: „Es freut mich zu bemerken, dass Sie ein Problem in Jakobs hebräischer Eintragung in der Bibel sehen und hoffe, dass Ihnen eine zu-

feststellen lassen. Fania Scholem, Professor Scholems Frau, war eine geborene Freud aus dem galizischen Ort Buczacz, wo auch Agnon<sup>367</sup> geboren war. In der Familie gab es nur eine Entschuldigung für den berühmten Cousin: die hebräischen Briefe seines Vaters, die er regelmässig in rabbinischem Stil mit Fantias Vater wechselte.

In Sachen Alexander als Namen irren Sie,<sup>368</sup> aber Sie brauchen dies Argument nicht zu benutzen, da von „Orthodoxie“ schon in Freiberg im Hause der Eltern keine Rede sein konnte. Der Name aber ist in der Tradition als ein gültiger jüdischer Name akzeptiert, mit dem man auch zur Thora aufgerufen werden kann.<sup>369</sup> Dazu gibt es ein einziges weibliches Gegenstück: Helene; so hiess eine Königin von Palmyra (hebräisch: Tadmor), die sich, zugleich mit ihrem Sohne Mombas, was schon selbst hebräisch klingt, zum Judentum bekehrt hat, grosse Spenden, auch zu Bauwerken und religiösen Texten, die in der Mischna erwähnt werden, weil sie sie auf Tafeln schreiben liess, ein immer noch lebendiges Andenken verschafft hat. [sic!] Sie lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts; ihr kleines Königreich hiess „Adiabene“, und Sie finden einiges über sie in den jüdischen Nachschlagewerken. Helene ist also ein koscherer jüdischer Name geworden, und dazu werden Sie, lieber Kurt, es ebensowenig bringen als

Ihr sie beide herzlich grüssender [Ernst Simon]<sup>370</sup>

[140] An Erich Fromm

1.XI.77

Mein lieber Erich!

Sehr herzlichen Dank für Deinen guten Brief vom Krankenbett, der Dich hoffentlich nicht überangestrengt [sic] hat. Toni und ich wünschen Dir eine Besserung, die so schnell wie möglich und so gründlich wie möglich sein soll. Dazu musst Du aber selbst helfen, indem Du den löblichen Vorsatz, „mehr Ruhe“ in Deinen Lebensrhythmus einzufügen, auch wirklich durchführst. Nun, Deine liebe Frau wird schon aufpassen! Grüsse sie bitte sehr!

---

friedenstellende Erklärung einfallen wird. Mir kommt vor, als ob diese Eintragung gar nicht für seinen Sohn bestimmt war, sondern rückblickend eine Tradition fortsetzte.“

<sup>367</sup> Der berühmte hebräische Schriftsteller Schmuël Joseph Agnon (1888–1970).

<sup>368</sup> Dr. Eissler hatte vermutet, der Vorname Alexander (so hiess einer der Brüder von Sigmund Freud) spreche gegen Orthodoxie im Freudschen Elternhaus.

<sup>369</sup> Zur gottesdienstlichen Verlesung des Wochenabschnitts aus dem Pentateuch werden am Sabbat-Vormittag sieben (an Wochentagen drei) religionsmündige Juden namentlich aufgerufen, und zwar mit ihren hebräischen Vor- und Vatersnamen.

<sup>370</sup> Im Simon-Nachlaß erhalten ist nur der Durchschlag dieses Schreibens. Nach Dr. Eisslers Antwortbrief vom 15. Juni 1977 zu schließen, enthielt das Original zusätzlich zur Unterschrift noch einen handschriftlichen Gruß an Eisslers Frau Ruth, „die diesen ganzen Pilpul nicht nötig hat“.

Deine Frage<sup>371</sup> ist wichtig, und ich habe sie mir in dieser prinzipiellen Weise selbst gestellt, als ich noch hoffen durfte, ein grösseres Werk unter dem Titel „Empfangen und Geben – zur jüdisch-deutschen Wechselwirkung“<sup>372</sup> zu schreiben. Aber, wie ich mir gerade vorgestern meinen „Grabstein“ dichtete:

„Auf seinem Wege liegen Bücherleichen,  
Ein Lebenswerk blieb ohne Zeichen,  
Vergebens flog er auf zu hohen Fernen;  
Er half dem Nächsten, und er durfte lernen.“

Ich erinnere mich dankbar daran, wie Du, bei weitaus grösserer Produktivität, immer bereit warst, Dich für Einzelne einzusetzen, wenn ich Dich darum anging.

So habe ich nur Einzelbeiträge zu der grossen Frage gegeben, in Aufsätzen über Hofmannsthal, Buber, u. a., zuletzt Hans Mayers ‚Aussenseiter‘<sup>373</sup> – ich schicke Dir gleichzeitig meinen Aufsatz im Bulletin des Leo Baeck Institutes XV, 52, 1976(7) über und z.T. gegen ihn: „Drei gescheiterte Emanzipationen.“<sup>374</sup> Nebenher geht seit langem der Versuch zu einem letzten Buch „Heine als ein Kapitel der jüdischen [und deutschen] Geschichte“, aber es geht *sehr* langsam voran und ich werde immer müder.

Von Herzen alles Gute Euch beiden Euer Ernst

[PS] Der Vergleich mit der hellenistisch-jüdischen und arabisch-jüdischen Wechselwirkung ist undurchführbar. Jede von ihnen muss unter ihren eigenen Bedingungen, also immanent, verstanden werden. In den Publikationen des Baeck-Institut's finden sich zu Deiner Frage mancherlei verstreute Beiträge.

[Ernst Simon]

[141] An Helmuth Nürnberger

Jerusalem, den 24.2.1978

Lieber und verehrter Herr Nürnberger!

Schönsten Dank für Ihren guten Brief, den mir Ihr Sohn mitbrachte. Natürlich tat es mir leid, einen Hörer wie Sie zu verlieren, aber noch mehr leid tat mir der Grund, der Sie verhindert hat, zu kommen. Ich hoffe sehr, daß es Ihnen nun besser geht.<sup>375</sup>

<sup>371</sup> Nach der Einmaligkeit deutsch-jüdischer geistiger Wechselbeziehungen.

<sup>372</sup> Ernst Simon hatte einen Aufsatzband geplant, der dann nicht zustandekam (Aufriß im Brief an Carl Jacob Burckhardt vom 8.1.69, oben Nr. 92).

<sup>373</sup> Hans Mayer, *Aussenseiter*, Frankfurt a. M. 1975.

<sup>374</sup> Ernst Simon, Drei gescheiterte Emanzipationen, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* (BLBI) 52 (1976), S. 124–161; wiederabgedruckt in: G. Ueding (Hg.), *Materialien zu Hans Mayer, Außenseiter*, Frankfurt 1978, S. 175–215.

<sup>375</sup> Prof. Helmuth Nürnberger hatte am 12.2.78 zu Ernst Simons Vortrag an der Katholi-

Meine liebe Frau und ich haben Ihren Jungen gleich ins Herz geschlossen. Er macht wirklich einen ausserordentlich guten Eindruck. Wir waren überhaupt auch sonst freudig überrascht über die viele gute Jugend, die wir auf unserer Reise<sup>376</sup> getroffen haben. Natürlich steht es uns nicht zu, unsere Eindrücke zu verallgemeinern, da uns ja eine moralische und intellektuelle Elite begegnet, die nirgendwo, auch in der Bundesrepublik nicht, einen Schluss auf das Gesamtniveau zulässt. Aber immerhin ist es nach allem, was sich zwischen unseren beiden Völkern ereignet hat, tröstlich zu erfahren, daß junge Menschen heranwachsen, die, wie ich als Jude glaube: unschuldig, d.h. ohne Erbsünde geboren, offenherzig zuzuhören und ehrlich zu reagieren verstehen. Dies fiel mir noch stärker als in Hamburg, wo die Diskussionen meist von der älteren Generation geführt wurden, in Tübingen, Heidelberg und Bamberg auf. Dort sprach ich vor allem vor jungen Theologiestudenten, auch im alten Tübinger „Stift“, wo ich nur Fragen für eine Diskussion über Bubers Stellung zu Thema Judentum und Christentum stellte; die Aussprache stand in jeder Beziehung auf erstaunlichem Niveau.

Ich nehme an, daß auch Sie, vermutlich neben anderen, auch günstige Erfahrungen mit Ihren Studenten machen, und gewiss mit Ihrem lieben Sohn.

Ihre Grüsse erwidern wir in gleicher Herzlichkeit  
Stets der Ihre [Ernst Simon]

[142] An Fritz und Ruth Tau

7.IV.78<sup>377</sup>

Sehr verehrte und liebe Freunde!

Meinen Dank für Ihr, in jedem Sinne, kostbares Geschenk, zu dem ich auch Ihren schönen Brief zähle, habe ich bis zu diesem Augenblick verschoben, in dem ich, kurz vor Schabbat, mit der genauen Lektüre des Briefwechsels Hofmannsthal – C.J. Burckhardt fertig geworden bin.<sup>378</sup>

Wenn ich recht sehe, habe ich es nicht nur Ihrer grossen, echten Freundschaft zu verdanken, sondern auch Ihrer Zurückhaltung gegenüber meinem letzten H.v.H. Aufsatz, dem im „M.B.“.<sup>379</sup> Ich spürte in Ihrem vorsichtigen

---

schen Akademie Hamburg nicht kommen können und sich durch seinen Sohn entschuldigen lassen.

<sup>376</sup> Eine Vortragsreise nach Deutschland zur Feier von Martin Bubers 100. Geburtstag.

<sup>377</sup> Zusätzlich hebräisches Datum: *Erew Schabbat Kodesch Tasria, Erew Rosch Chodesch Nissan TawSchinLamedChet* = Vorabend des Sabbats, an dem der Wochenabschnitt *Tasria* (Lev 13) gelesen wird, gleichzeitig Vorabend des Neumonds zum Frühlingsmonat Nissan im Jahre 5738 [nach Erschaffung der Welt].

<sup>378</sup> Herr Tau hatte den Briefwechsel zwischen dem Wiener Dichter Hugo von Hofmannsthal und dem Schweizer Historiker C. J. Burckhardt antiquarisch besorgt und zusammen mit einem verspäteten Geburtstagsglückwunsch am 28.III.78 an Ernst Simon geschickt.

<sup>379</sup> Hugo von Hofmannsthal. Seine jüdischen Freunde und seine Stellung zum Judentum, in: *Mitteilungsblatt* (MB), 14.10.77, S. 3–5.



Zögern, sich zu äussern, Ihr Gefühl durch, ich sei dem Dichter als Menschen durch diese Isolierung des *uns* zentralen, ihm aber notwendigerweise peripheren, Judenpunktes nicht gerecht geworden. Sie wollten, vielleicht nicht ganz bewusst oder vielleicht doch, durch dieses durch und durch menschliche Buch die verschobenen Perspektiven zurechtrücken, oder, um mit Agnon zu sprechen und mit seiner Quelle für den Romantitel: Jes 40:4 das Krumme gerade zu machen (bei Buber: „das Höckrige werde zur Ebne“). Mit oder ohne Absicht: genau das ist Ihnen durch dieses Geschenk gelungen.

Das Buch ist in der Tat ein *document humain* höchsten Ranges: Freundschaft auf den ersten Blick, und doch ständiges Werben des 12 Jahre älteren Dichters um den Jüngeren. Und obwohl, wie immer, jener, als der stärker liebende, der schwächere ist, weiss sich Burckhardt zart von ihm geführt.

Besonders ergreifend fand ich die Briefe an Elisabeth<sup>380</sup>: wie die Liebe zu ihr sich zunächst an der zu ihm entzündet, aber sie dann allmählich ganz in ihr eigenes Recht rückt! Ich habe beide hier kennen lernen dürfen; sie war eine alte Frau, aber der Zauber französischer Gesittung und Herzensbildung schlug noch immer durch ihr Deutsch hindurch.

Toni will die Lichter anzünden, und ich muss schliessen. Grüssen Sie sehr von Herzen Ihre liebe Frau; der Nachmittag zu viert ist so unvergesslich, wie er festlich war.<sup>381</sup>

Möge uns, Ihnen, Israel, der Welt das Freiheitsfest, in dessen Monat wir heute Abend eintreten,<sup>382</sup> die innere Freiheit neben der äusseren bringen!

Von ganzem Herzen Ihre Toni und Ernst Simon  
Von ganzem Herzen, immer, Ihr Ernst

---

<sup>380</sup> Elisabeth de Reynold, seit Mitte der 20er Jahre mit C. J. Burckhardt verheiratet.

<sup>381</sup> Wohl an jenem Schabbat Anfang Januar 1978, den Simons bei Taus in Beth Jizchak verbrachten.

<sup>382</sup> Pessach, das Fest des Auszugs aus Ägypten und der künftigen Erlösung.

## Im Alter (1979–1984)

Zum 80. Geburtstag am 15. März 1979 erhielt Ernst Simon Glückwünsche von vielen verschiedenen Seiten. Öffentlich begangen wurde der Geburtstag mit je einem Interview im israelischen Runkfunk<sup>1</sup> bzw. Fernsehen sowie durch einen Festakt der Hebräischen Universität.<sup>2</sup> Das pädagogische Seminar der Universität veröffentlichte eine hebräische Festschrift „Akiba<sup>3</sup> Ernst Simons geistige Welt“<sup>4</sup>, in der Freunde, Kollegen und Schüler zu Simons Lebenswerk Stellung nehmen. Die Spannweite der Beiträge geht aus von Simons kämpferischer Grundhaltung<sup>5</sup> und führt über seine religiöse Haltung, seine kritische Beziehung zu Martin Buber und seine zionistische Position zu seinem pädagogischen Wirken in Deutschland, Israel und verschiedenen Ländern der Diaspora.

In den Würdigungen auf privater Ebene wird Ernst Simons Weg aus Deutschland nach Jerusalem einmütig als beispielhaft hervorgehoben. Stellvertretend sollen hier die Worte seines ehemaligen Schülers Meir Michaelis stehen, der ihn rühmt als „einen der ganz wenigen deutschen Juden ..., die das getan haben, was meiner Ansicht alle hätten tun müssen: Sie haben zu einem Zeitpunkt, als fast alle Juden in Deutschland noch Illusionen über ihre Stellung in der deutschen Gesellschaft hatten, das Scheitern der Emanzipation konstatiert und die Konsequenzen daraus gezogen. Sie haben sich nicht nur von der deutschen Gesellschaft getrennt, was für einen assimilierten deutschen Juden aus unjüdischem Elternhause an sich schon schwer genug ist; Sie haben es darüber hinaus fertig gebracht, sich hier in Israel die Ihnen gebührende Stellung zu erobern. Sie haben Ihren inneren Schwerpunkt in der neuen jüdischen Gesellschaft gefunden ...“; gegen Ende seines Geburtstagsbriefes lobt er Simons Fähigkeit zur Selbstkritik und schließt mit der Bemerkung: „Niemand weiss besser als Sie, verehrter Herr Professor, daß Sie kein unsterbliches Werk über Pädagogik verfasst haben. Ich bin aber überzeugt, daß das, was Sie über Ihren Weg vom Deutschtum zum Judentum berichten, auch für künftige jüdische Generationen noch von Bedeutung sein wird.“<sup>6</sup> Unge-

<sup>1</sup> Von dem (hebräischen) Rundfunk-Interview besitzt Frau Simon ein Tonband.

<sup>2</sup> Am 27.3.1979 im van Leer-Institut; Redner waren Carl Frankenstein, Gershom Scholem und Ernst Simon.

<sup>3</sup> Den hebräischen Vornamen ‚Akiba‘ hatte er sich schon als junger Mensch im Zuge seiner hebräischen und jüdischen Studien zugelegt, er verwendete ihn besonders in den 70er Jahren. Gewählt hatte er ihn nach Rabbi Akiba Eger (1761–1831) einem Ahnherrn mütterlicherseits, vermutlich auch nach dem berühmten Rabbi Akiba aus der Zeit der Mischna, der erst im Alter von 40 Jahren, zusammen mit seinem Sohn, begonnen haben soll, jüdisches Wissen zu erwerben, danach aber noch weitere 40 Jahre lang als rabbinische Autorität in Israel wirkte.

<sup>4</sup> Auf dem englischen Titelblatt steht: „Akiba Ernst Simon – Educator in Thought and Action“. Auch zum 60. und zum 70. Geburtstag waren (bescheidenere) hebräische Festschriften erschienen: „Der Mensch gegenüber seinen Werten“, bzw. „Viele Richtungen, eine Ausrichtung“.

<sup>5</sup> Carl Frankensteins Festartikel im Mitteilungsblatt vom 9. März 1979 „Wagnis des Glaubens – Pathos der Formulierung“ ist die deutsche Version davon.

<sup>6</sup> Brief von Meir Michaelis an Ernst Simon vom 27.4.1979.

fähr mit der Vollendung von Ernst Simons 80. Lebensjahr setzte nach der Erinnerung seiner Familie das Erlöschen seiner geistigen Kräfte ein, wobei die gesunden Phasen kürzer und seltener wurden und schließlich völlig ausblieben. Trotz fortschreitender Beeinträchtigung seines Bewußtseins gewährte ihm seine Frau die Eigenständigkeit und pflegte ihn zu Hause, obwohl dies harte Anforderungen an sie stellte. In den letzten Jahren ließ sie keine Besucher mehr zu ihm; wer immer ihn kannte und schätzte, sollte sich den Eindruck aus seiner guten Zeit bewahren.

Die Briefe aus Ernst Simons Spätzeit unterscheiden sich merklich von den früheren, sind jedoch nicht weniger authentisch – eher mehr, denn sie sind nicht mehr diktiert, sondern handgeschrieben. Gerade in seinen letzten Lebensjahren, als sich sein Aktionsradius stetig verringerte, schrieb Ernst Simon noch Briefe, deren empathisches Eingehen auf den jeweiligen Partner ein eindrucksvolles Zeugnis jener Menschlichkeit darstellt, für die er berühmt war und die er sich in jahrzehntelanger Arbeit erworben hatte.

[143] An Ludwig Greve

1.III.79

Lieber Freund Ludwig!

Das war wirklich wieder einmal ein echt Marbachisches Geschenk.<sup>7</sup> Ich habe fast alles genau gelesen, zu meiner grossen Belehrung. Döblin<sup>8</sup> war auf meinem Bildungsweg eines der Opfer, die auf dem Altar meiner Verjudung, Hebraisierung, Israelisierung bleiben mussten, um mir die notwendige Konzentration zu schaffen für eine solche Umwendung von fast 180 Grad. Nun, da ich sie – im ganzen erfolgreich, zunächst rezeptiv, später auch produktiv – hinter mir habe, kann und soll manches nachgeholt werden. So auch Döblin. Ich kenne nun, aus dem hervorragenden Katalog (dank J. Meyer + U. Doster)<sup>9</sup> viel von dem Menschen, der so wertvoll wie schwierig war, und repräsentative Brocken aus seinem dichterischen, etwas mehr noch aus seinem kritischen Werk, und am meisten wohl aus seinen ehelichen, politischen, religiösen Wandlungen. Er ist fast immer echt, nur ganz selten – es kommt in manchen Briefen immerhin vor – spielt er ein bisschen Theater; daß er es weiss, zeigt sich dann am Nachlassen der überzeugend gespannten Nüchternheit seiner Sprache, selbst noch in den kühnsten Bildern oder Naturschilderungen: ein „Naturist“, kein „Naturalist“ (509), er hat aus der Natur kein Programm gemacht.<sup>10</sup> Ich will, so bald ich etwas freie Zeit habe, den „Alexander-

<sup>7</sup> *Alfred Döblin 1878–1978*. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 1978. Die Seitenzahlen bei den „Beckmessereien“ beziehen sich auf diesen Ausstellungskatalog.

<sup>8</sup> Der deutsch-jüdische Schriftsteller Alfred Döblin (1878–1957), besonders bekannt geworden durch seinen 1929 erschienenen (1931 verfilmten) Roman *Berlin Alexanderplatz*.

<sup>9</sup> Jochen Meyer in Zusammenarbeit mit Ute Doster zeichnete verantwortlich für jene Sonderausstellung des Schiller Nationalmuseums und deren Katalog. Es ist charakteristisch für Ernst Simon, daß er auf die Namen der Mitarbeiter achtete.

<sup>10</sup> Hier bezieht sich Ernst Simon auf ein Zitat aus Döblins Brief an Ernst Kreuder vom 7. Mai 1946 (Katalog-Nummer 428).

platz“ endlich lesen. – Ein paar Beckmessereien: zum Verhältnis zu Buber vgl. Grete Schaeder, Einleitung zum „Briefwechsel“ I, 53f;<sup>11</sup> bei Erwähnung der „Verschollenen“ S. 472, 50 hätte bei Lasker-Schüler unser W. Kraft erwähnt werden sollen;<sup>12</sup> und das Wichtigste: sein Freiburger Lehrer A. E. Hoche<sup>13</sup>, 163, war *der* bedeutendste Gegner Freuds unter den Psychiatern, wohl noch bedeutender als der alte Bonhoeffer in Berlin.<sup>14</sup> Er war ein hervorragender Schriftsteller, Deutschnationaler (mit jüd[ischer] Frau, grosser Charakter: sofort gegen Hitler, bald abgesetzt. Daß D[öblin], sein Schüler, eine kritische Identifikation mit Freud<sup>15</sup> vollziehen konnte, zeigt seine unbedingte Selbständigkeit.

Herzlichst v.H.z.H. Ihr dankbarer Ernst

S. 508 „ich kann sehr warten“, vgl. Franz Oppenheimer: „Die Zukunft ist ja so viel länger“<sup>16</sup>; vielleicht doch ein gemeinsamer jüdischer Zug?

Haben Sie meinen Sonderdruck aus dem Goettinger Band „*die Krise des Liberalismus*“ erhalten?<sup>17</sup>

[Ernst Simon]

<sup>11</sup> Im Katalog wird zum Abschluß des Kapitels *Alfred Döblins Verhältnis zum Judentum* aus einem Brief von Döblin an Martin Buber vom 4. Mai 1950 zitiert (S. 374f); dieser Brief ist ganz abgedruckt in Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, III, Nr. 204, und in der Einleitung (an der von Ernst Simon bezeichneten Stelle) geht die Herausgeberin darauf ein.

<sup>12</sup> Von Schicksal und Schaffen her mag der Dichter Werner Kraft (1896–1991) in jene Schriftenreihe der Mainzer *Akademie der Wissenschaften* gepaßt haben, als deren 1. Band Alfred Döblin 1951 eine Einführung in das Werk von Arno Holz herausbrachte; Ernst Simon hat anscheinend übersehen, daß im Katalog nur die Autoren genannt sind, deren Werk in der genannten Reihe dokumentiert ist.

<sup>13</sup> Alfred E. Hoche (1865–1943) leitete die psychiatrische Klinik in Freiburg, wo Alfred Döblin 1904/5 seine medizinische Dissertation anfertigte.

<sup>14</sup> Der deutsche Psychiater Karl Bonhoeffer (1868–1948), Vater des als Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime hingerichteten Dietrich Bonhoeffer.

<sup>15</sup> Alfred Döblin hielt am 6. Mai 1926 in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft zu Berlin die Festrede zu Sigmund Freuds 70. Geburtstag, und im Sommer 1930 stimmte er für die Verleihung des Frankfurter Goethe-Preises an Sigmund Freud.

<sup>16</sup> Im Katalog ist eine Äußerung von Alfred Döblin gegenüber Ferdinand Lion aus dem Jahre 1938 zitiert, woraufhin sich Ernst Simon an einen Ausspruch des deutsch-jüdischen Soziologen Franz Oppenheimer (1864–1943) erinnert.

<sup>17</sup> Ernst Simon, *Die Krise des Liberalismus bei Heinrich und Thomas Mann, Musil, Wassermann und Schnitzler*, in: R. v. Thadden (Ed.), *Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen*, Göttingen 1978, S. 211–233.

[144] An Jutta und Jochen Frost<sup>18</sup>

Liebe Freunde!

Jerusalem 23.XII.79  
handschr. Notiz: erh. 5.1.80

Eure Grüße kamen heute an, am Vorabend des Geburtstags meiner seligen (von den Nazis ermordeten) Mutter s.A. Später, als wir, mein verstorbener Bruder Fritz und ich, dem elterlichen Weihnachtsbaum am 24. schon entlaufen und zum Chanukkaleuchter übergegangen waren, spotteten wir wohl, daß Mutti in der Wahl des Geburtsdatums geradezu eine biologische Assimilation zustande gebracht habe. Dabei spielte Vati zwar „Stille Nacht, heilige Nacht“ während der Bescherung, auf dem Klavier, aber wenn wir den in der Schule erlernten Text mitsingen wollten, unterbrach er: „Das ist ein christlicher Text, singt das nicht! Die Musik ist allgemein menschlich.“ Das sind tragikomische Erinnerungen, und wohl eine schlechte Antwort auf Ihre wiederum reizenden Verse.<sup>19</sup> Aber Sie sehen: die Kalender treffen sich, nur daß Chanukka zwar, durch den Zionismus, aus der Peripherie des jüdischen Jahres etwas näher an dessen Brennpunkt herangerückt ist, aber diese Karriere selbst bis zum Zentrum, in dem doch Ihre Weihnacht fraglos steht, niemals gemacht hat: der Versöhnungstag, unser Jahresbeginn, die 3 Wallfahrtsfeste: Pessach, das Wochen- und das Laubhüttenfest sind gewichtiger; Chanukka ist immerhin mehr als das lustige Purim.

Und in *einem* Punkt sind wir uns *ganz* nah; auch unser „Reich Gottes“<sup>20</sup> soll sich auf Erden verwirklichen, selbst im Talmud und wie erst nach Buber! Er und seine Schüler sind Prediger *an* die Wüste, aber *in* (kleineren) Oasen.<sup>21</sup>

Wir freuen uns auf Ihren Besuch im April. Kommt Ihre verehrte Mutter, Frau Jutta, auch mit? Sie deutete so etwas an.

Von Herzen die Ihren Toni u. Ernst

[PS] Alles Schöne und Gute zum Jahre 1980 für alle Frosts und Freudenbergs!

<sup>18</sup> Jutta und Jochen Frost, Tochter bzw. Schwiegersohn von Pfarrer Freudenberg und seiner Frau Elsa.

<sup>19</sup> Jochen Frost pflegte im Dezember eigene Gedichte an Freunde zu verschicken; im Simon-Nachlaß sind solche von 1979 und von 1980 erhalten.

<sup>20</sup> Bezugnahme auf Herrn Frosts Verse: „Vorerst also bleibt es noch beim Alten. / Leider! Doch wer ändert sich schon gern? / Das, was wir für das Reich Gottes halten, / bleibt uns deshalb unerreichbar fern.“

<sup>21</sup> Wortspiel auf der Basis von Lk 3, 4 bzw. Jes 40, 3. Herr Frost hatte sein Bedauern geäußert, „daß Sie Beide, Buber und Sie, scheinbar dazu verurteilt bleiben, ‚Prediger in der Wüste‘ zu sein.“

[145] An die Kommission zur Verleihung des Georg Büchner-Preises

Jerusalem, den 7. Januar 1980

Sehr geehrte Herren!

Recha Freier<sup>22</sup> ist, meiner Meinung nach, eine bedeutende Dichterin. Zwei Bändchen, beide im Verlag Hans Christians, Hamburg, liegen vor: 1976, „Auf der Treppe“ und 1979 „Fensterläden“ (vgl. die Beilagen). Es ist schwer, sie ohne Erschütterung zu lesen, obgleich sie ganz unsentimental sind, in hart anpackender und zugleich durchaus anschaulicher Sprache, und es ist noch schwerer, ihre Poesie auf begriffliche Formeln zu reduzieren oder gar einer der gängigen „Schulen“ zuzuweisen. Sie haben fast alle eine überraschende Pointe, oft vom grausamen Ernst antwortloser Fragezeichen, manchmal auch von lächelnder Selbstironie. Trotzdem gehören weder die Gedichte noch die Prosastücke in beiden Bänden oder die 3 Szenen im zweiten, zur lehrhaften oder gar tendenziösen Literatur. Ihre formalen Besonderheiten, die ganz dem Gehalt dienen, sind eine völlig unpathetische kosmische Durchdringung und Verbindung von Menschen, Blüten, Tieren, Gestirnen, Farben, Tönen, Teufeln, Hexen, Gebeten – und, selten einmal mit seinem Namen genannt: Gott. Alle sind von Leben durchdrungen, selbst die Sterbenden und Toten. Trauer und Zweifel überwiegen Hoffnung und Glauben, aber stehen nie, sich abschließend, gegeneinander. In wechselnden Rhythmen und wiederkehrenden Motivworten gleichen sie den sich ablösenden Bewegungen von Ebbe und Flut, den Atemzügen der Welt und des Landes Israel und in ihr, seinem Meer.

Dies alles veranlaßt mich, die Verfasserin für den Georg Büchner Preis vorzuschlagen.

Ernst Simon

[146] An Selma Stern-Täubler, Basel

14. Juli 1980

Hochverehrte Frau Doktor Stern-Täubler!

Zu Ihrem 90. Geburtstag erlauben wir uns, der Vorstand und die wissenschaftliche Kommission des Jerusalemer Leo Baeck Instituts, Ihnen unsere allerherzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Da unser Vorsitzender, Prof. Jacob Katz<sup>23</sup>, und auch andere Mitglieder der Gremien auf Sommerferien sind, bin ich beauftragt worden, dies in aller Namen, vor allem auch im Namen von Dr. Robert Weltsch, zu tun.

Es ist eine merkwürdige Tatsache der Geistesgeschichte, daß es nur relativ wenige weibliche Historiker gibt. Bei den Griechen und Römern habe ich

<sup>22</sup> Ernst Simon hatte Recha Freier (1892–1984) schon in Berlin kennengelernt als Frau des Rabbiners Dr. Moritz Freier. 1932 gab sie den Anstoß zur Jugend-Alijah, für die sich auch Ernst Simon einsetzte.

<sup>23</sup> Der Jerusalemer jüdische Historiker Prof. Jakob Katz (1904–1998).

keinen einzigen Frauennamen gefunden, und auch im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit gibt es nur ganz wenige, sodaß man schon diejenigen mitzählen muß, die in beschreibender Weise den eigentlichen Historikern ihren Stoff vorbereitet haben, wie etwa die Glückel von Hameln.<sup>24</sup>

Ihre Leistung, hochverehrte Frau Doktor, ist also schon von diesem Gesichtspunkt aus, der kaum zufällig sein kann, bahnbrechend, vor allem aber durch deren außerordentliche Qualität in Fragestellung und Kontinuität der antwortgebenden Quelleninterpretation und Darstellung.

Erst durch Sie ist das, was man eine regionale jüdische Geschichtsschreibung nennen könnte, in vorbildlicher Art Wirklichkeit geworden. Wir wissen nun Bescheid über die Beziehungen zu Juden und von Juden vom Großen Kurfürsten an fast bis in unsere Tage hinein.<sup>25</sup>

Außer diesem Lebenswerk fanden Sie noch Zeit und Arbeitskraft zu Ihren Monographien, vor allem „Josel von Rosheim“.<sup>26</sup>

Gewiß war Ihre Ehe mit Prof. Täubler<sup>27</sup> und der ständige Gedankenaustausch mit dem gem[??] großen Forscher wichtig für Sie, aber Sie haben neben ihm Ihre eigene Art und ihren eigenen Stil mustergültig durchgehalten.

So dürfen Sie auf eine ungewöhnliche Leistung zurückblicken und lassen uns, Ihren Lesern und Verehrern, die Hoffnung, auch in Zukunft von Ihnen lernen zu dürfen.

Mit den herzlichsten Wünschen für ihr Wohlbefinden, verbleibe ich  
Ihr Ihnen verehrungsvoll ergebener  
Ernst Simon

<sup>24</sup> Die jüdische Geschäftsfrau Glückel von Hameln (1646–1724) schrieb ausführliche Memoiren, denen große geschichtliche Bedeutung zukommt; das jüdisch-deutsche Original wurde 1896 von David Kaufmann veröffentlicht, deutsche Übersetzungen erschienen 1910 (von Bertha Pappenheim) und 1913 (von Alfred Feilchenfeld), letztere mehrmals nachgedruckt.

<sup>25</sup> Selma Stern, *Der preußische Staat und die Juden*, Band I und II, Berlin 1925 / 1938, Band III und IV. Tübingen 1962 / 75.

<sup>26</sup> Selma Stern, *Josel von Rosheim*, Stuttgart 1959.

<sup>27</sup> Prof. Eugen Täubler (1879–1953), studierte Geschichte, klassische und orientalische Philologie in Berlin, gleichzeitig an der Universität, am (orthodoxen) Rabbiner-Seminar und an der (liberalen) Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. 1910–1916 Dozent an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, 1919–20 wissenschaftlicher Leiter der *Akademie für die Wissenschaft des Judentums*, 1922–25 Professor für Alte Geschichte an der Universität Zürich, 1925–33 Professor an der Universität Heidelberg, seit 1941 in den USA, bis zu seinem Tode Dozent für Bibel und hellenistische Literatur am Hebrew Union College in Cincinnati.

[147] An Ludwig Greve<sup>28</sup>

29.XII.80

Lieber Ludwig!

Herzlichen Dank für Ihren schönen Brief vom 13 / XI, den ich erst heute, als Sylvestergeschenk, beantworte, aber gleich mit einer theologischen Hypothek belaste, als da

„Ich kann nicht alles glauben, was ich weiss  
Doch möcht' ich alles wissen, was ich glaube,  
Drum sitz ich still in meiner Bücherlaube  
Lernend in strengem Fleiss.“

Ich versuche, Ihnen damit eine Hilfsstellung anzubieten, um die Fremdheit, die Sie aus meinen so fast! – „ganz stockjüdischen“ Überlegungen anblasen muss, zwar nicht sachlich zu überwinden (ich bin kein Missionar), aber durch den Versuch einer echten Empathie zu mildern. Diese scheint mir, desto älter ich werde, immer wichtiger zu sein als die affektive Sympathie, sowohl in den individuellen Beziehungen wie in denen zwischen Glaubenshaltungen, Weltanschauungen, Völkern und Staaten. Empathie bedeutet, den anderen *als* Anderen ganz ernst zu nehmen. Da ich Ihnen das zumute, wage ich die Frage, ob Sie etwas zu meiner Radiosendung zu sagen haben, und wenn, was. Und in Empathie sage ich Ihnen, daß Sie sich nicht an Israel „assimilieren“ sollen, schon deshalb nicht, weil es nicht – mehr – geht, aus biographischen Gründen Ihrer Entwicklung, die Sie zum Schluss andeuten, und aus politischen der Entwicklung unseres Staates. Die am Schluss meines Buches erzählten „Begegnungen“<sup>29</sup> sind, ich weiss es, ohne politische Bedeutung geblieben, und als Bilanz negativ, wenn auch als Haltung legitim. Diese Feststellung hat nichts mit self pity zu tun. Ein anderes Ergebnis meiner Reifung ist die Einsicht, daß eine vernachlässigte Maxime des ethischen Werturteils praktiziert werden sollte: in der Unterscheidung<sup>30</sup> zwischen den Menschen, welche den Preis für ihren Lebensweg zu bezahlen bereit sind, wie Sie und ich, und jenen anderen, die sich um ihn drücken. Ich habe oben aus dem manichäischen Worte „Scheidung“ das weniger dualistische „Unterscheidung“ gemacht, damit die Zwischenstationen ihr Recht erhalten. Darin liegt auch eine Kritik an Bubers „Ich und Du“ gegenüber „Ich und Es“.

Von Herzen Ihnen und Ihrer Familie, auch in Tonis Namen, Ihr E

[P.S.] Wie steht es denn mit der Autobiographie? Ich möchte sie so gerne noch

<sup>28</sup> Ludwig Greve, der sich zu jener Zeit offenbar mit Skrupeln ob seiner Existenz als Jude in Deutschland (und nicht in Israel) quälte.

<sup>29</sup> Der letzte Beitrag zu Simons Sammelband *Entscheidung zum Judentum* trägt den Titel: Atempausen der Geschichte. Begegnungen mit Arabern.

<sup>30</sup> Zuerst schrieb Simon „Scheidung“, korrigierte dann in „Unterscheidung“; Selbstkommentar im folgenden.



erleben, denn: „Wer vom Tode weiss, den zeichnet er; wer ihn gelebt hat, wird sein Bruder, bis ins Sterben.“<sup>31</sup>

[Ernst Simon]

[148] An Albrecht Schöne<sup>32</sup>

11.V.81

Lieber und verehrter Freund Albrecht Schöne!

nach Ihrem aufrichtenden Brief vom 30. IV., der heute ankam, kann ich Sie nicht anders anreden, und ich hoffe, Sie erlauben es mir. Sie konnten nicht ahnen, daß er uns in Tagen höchster politischer Spannung erreichen würde und umso wohltuender war. Wer weiss, was sich in den nächsten Wochen ereignen wird? Das gedruckte Motto zu meinem ersten Band gesammelter Aufsätze „Brücken“ (Schneider, Heidelberg 1965) lautet nicht zufällig: „Freundschaft ist die uneigennützigste Beziehung des Menschen“.

Nun genieße ich auch hier und jetzt viel Freundschaft, aber in politischen Krisenzeiten wird sie auf harte Proben gestellt. Ich will Ihnen ein paar gereimte Zeilen – kein „Gedicht“ für Ihre legitimen Ansprüche – aufschreiben, das vor vielen Jahren entstanden ist, aber immer noch für mich gilt.

Auf den Wegen in unserem Land  
Grüsst mich manch freundliches Nicken.  
Ich bin bekannt, doch unerkant:  
Wer mir ins Herz könnte blicken,  
Drehte mir gleich den Rücken,  
Und ich wäre gebannt und verbannt.  
Das ist nur ein schöner Dank für Ihre Güte!  
Ein Finger schreibt  
an die Wand:  
Emigrant,  
Bleib' im Land!

In Tobias<sup>33</sup> haben wir uns sofort verliebt, Toni und ich, und als unverbesserlicher Pauker war ich froh, daß Sie ihn zu Ihrem Vortrag über die „Paralipomena“ zum Faust<sup>34</sup> *nicht* mitnahmen. Hingegen schrieb ich einem Freund in

<sup>31</sup> Dieses Gedicht hat Ernst Simon auch anderen mitgeteilt, so etwa im Brief vom 23.12.80 an Jutta und Jochen Frost. Am 18.3.1981 schreibt er Ludwig auf dessen Rückfrage: „Die Verse über den Tod stammen von mir. Es ist kein Wunder, dass man sich, nun ins 83. Jahr eingetreten, mit ihm als ‚Gevatter‘ beschäftigt.“

<sup>32</sup> Prof. Albrecht Schöne, Germanist in Göttingen, war ganz wesentlich an der Begründung der Deutschen Abteilung der Hebräischen Universität beteiligt (Oktober 1977); über Jahre hin begleitete er die junge Abteilung mit Rat und Tat, kam auch gelegentlich zu Gastvorträgen nach Jerusalem.

<sup>33</sup> Prof. Schönes damals halbwüchsiger Sohn, der mit seinem Vater nach Israel gekommen war.

<sup>34</sup> Zu diesem Vortrag, den Prof. Schöne vor Studierenden und Gästen der Deutschen

N[ew] Y[ork], dem heute wohl bedeutendsten Freudianer Dr. Kurt Eissler<sup>B</sup>, der, unter vielem andern, einen 2bändigen Goethe<sup>35</sup> geschrieben hat, über dessen Thesen, und er ist brennend interessiert, ihn zu lesen, [Adresse von Dr. Eissler]. Vielleicht haben Sie eine Kopie für ihn?

Ihre Grüsse und Wünsche erwidern wir in gleicher Herzlichkeit v.H. z.H.  
Stets die Ihren Toni und Ernst S.

[149] An Rudolf Lennert<sup>36</sup>

25. X. 82

„Lieber Herr und Freund“ – so redete der alte Fontane diejenigen seiner Korrespondenten an, die gleichsam auf der Schwelle zwischen beiden Stufen standen. Manchmal gab es Beförderungen durch Weglassen des „Herrn“, seltener, doch immerhin, auch Degradierungen zum Herrn schlechtweg. Dies tragikomische Ende dürfen wir unserer Freundschaft ersparen, einigen wir uns also auf „Lieber Freund“. Für mich war diese Anrede, als Sie sie einmal verwandten, ein Fest, das wir uns öfters erlauben sollten, als unsere Zeit verträgt. Auch „unsere Zeit“ ist doppelsinnig, gemeint ist beides: die böse Epoche, die Überbelastung. Sie vor allem soll das Datum auf Ihren so gehaltvollen Brief vom 15 / VIII entschuldigen. Nun zum Versuch einer Aufhellung Ihrer Fragen und Bemerkungen:

1) Ein *Apokalypter* [sic] war ich nie; hier stimme ich ganz mit der Unterscheidung Bubers zwischen „Prophetie und A[pokalyptik]“<sup>37</sup> überein; die erste gibt dem Menschen die Chance der Umkehr, die zweite beherrscht ihn durch die Setzung des unwiderruflichen Datums. Darin sind wir ganz einig, allerdings nicht mit Scholem.

2) *Paulus*. Sie sind mir gewiss weit überlegen in der Kenntnis des Textes und eines grossen Teils der Sekundärliteratur – z.B. Schweitzers Buch, das ihn ähnlich nah ans Judentum heranrückt wie Sie<sup>38</sup> – und möchte mich daher mit einigen Fragen begnügen. Paulus bekämpft, für mein Laienverständnis, die Gesetzeserfüllung als Heilsbringer; *statt* seiner – nicht *neben* seiner – verlangt er den Glauben an die erlösende Funktion der Kreuzigung, für, und ausschliesslich für alle Gläubigen. Dem Gesetz bleibt, in der Unmöglichkeit, es ganz zu erfüllen, die Funktion der Sündenerweckung, ohne die jener Glaube

---

Abteilung an der Hebräischen Universität hielt, schrieb Ernst Simon am 18.3.1981 an Ludwig Greve: „Er [scil. Prof. Schöne] hielt einen schroff naturalistischen Vortrag über die *Paralipomena* zum *Faust* – meisterhaft, doch mich abstossend. Für mich, als Nichtraucher, war das zu starker Tobak.“

<sup>35</sup> Randbemerkung von Ernst Simon: „Detroit, Wayne Univ. Press, 1963, 1583p; Walpurgisnacht: 303–310, 1208 u.ö.“

<sup>36</sup> An Prof. Rudolf Lennert auf dessen Brief vom 15.8.1982.

<sup>37</sup> Martin Buber, *Prophetie und Apokalyptik*, in: idem, Werke II, München / Heidelberg 1964, S. 925–942.

<sup>38</sup> Albert Schweitzer, *Die Mystik des Apostels Paulus*, Tübingen 1930.

unmöglich wäre. Den „Bund“ aber, der seit Abraham mit der Beschneidung (nicht nur am Herzen) beginnt, hat Paulus, im Gegensatz zu Petrus, als für überflüssig erklärt, oder durch das Apostelkonzil abschaffen lassen. Für die Abrahamiten konstatiert der Bund die Zugehörigkeit zum jüdischen „Volk“ und seine „Auserwähltheit“, nicht zwar zu Privilegien, wie unsere Fanatiker lautstark ausposaunen, sondern zur sittlichen Mehrleistung, für die seit den Propheten unsere Märtyrer – wörtlich „Zeugen“ – gewesen sind und noch heute sind.

Der „heilige Geist“ spricht auch aus ihnen, ist aber in keinem von ihnen verkörpert, sondern im freudigen Festhalten am Gesetz, ohne Personifikation. Die unrhetorische Frage des Anselm von Canterbury „Cur Deus homo?“<sup>39</sup> wird der Jude etwas frech – entschuldigen Sie! – mit dem Zuruf beantwortet: „er ist doch garnicht Mensch“ – Soweit meine Laientheologie.

Sehr herzlich der Ihren  
Ernst Simon

P.S. Ist das geradezu heilende Gedicht der Schlusszeile „Möge Ihnen in Glück und Leid Gnade werden“ ein Zitat oder von Ihnen? Es rührt Toni und mich tief im Innern auf.

[150] An Rudolf Lennert

3.I.83

Lieber Herr Lennert!

Reichlich spät beantworte ich Ihren gehaltvollen Brief vom 30.11.82.<sup>40</sup> Wir haben einen sehr strengen Winter, und ich bin oft sehr müde. Aber kommen wir zur Sache!

Ihre scharfe Kritik an Paulus<sup>41</sup> ist mir verständlich und erinnert mich an die gleich heftige in Martin Bubers „Zwei Glaubensweisen“.<sup>42</sup> Das ist allerdings sein schwächstes Buch. In seinem hohen Alter zeigte er mir die Manuskripte vor der Drucklegung. Ich durfte alles sagen, Buber war nicht überempfindlich, hörte sich alles an, aber richtete sich selten danach. In den „Glaubensweisen“ unterscheidet er bekanntlich zwischen dem Judentum als „Ich und Du-Glaube“ nach einer Begegnung, und dem Christentum als „Ich und Es-glaube“, als Tatsachenglaube. Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß man mit *mindestens* gleichem Recht das Umgekehrte behaupten kann: Judentum mit

<sup>39</sup> Anselm von Canterbury (1033–1109), scholastischer Theologe und Philosoph; die lateinische Frage bedeutet: „Wieso ist Gott Mensch?“

<sup>40</sup> Ernst Simon beantwortet hier zwei Briefe von Rudolf Lennert: vom 3.11.82 (Antwort auf Simons 25.10.82, s. o.) und vom 30.11.82 (Reaktion auf Sonderdruck von Simons Rundfunkvortrag *Der Vater im Judentum*).

<sup>41</sup> Am 3.11.82 hatte Prof. Lennert u. a. geschrieben: „Wenn ich ihn [Paulus] lese, wechselt es in mir zwischen ‚schrecklicher Mensch‘, ‚tiefer Weiser‘ (der er wohl auch jedem ernstern Juden sein kann) und ‚bemitleidenswert dogmatisch‘ ...“.

<sup>42</sup> Martin Buber, *Zwei Glaubensweisen*, Zürich 1950.

dem Glauben an die Offenbarung am Sinai, als Tatsache, und Christentum als Du-Glaube der *imitatio Dei* oder *filius Dei*<sup>43</sup> und der Askese in den Klöstern. Was ich ihm nicht sagte, weil das vielleicht doch ein Ressentiment hinterlassen hätte – obwohl B. kein ressimentaler Typus war – war meine stille Antwort auf meine stille Frage: „Wie konnte dieser hochgelehrte und so kluge Mann zu so weit hergeholtten Konstruktionen kommen?“, nämlich: (nun die Antwort) weil er, als subjektiv treuer Jude, aber gegen das Gesetz, oder zum mindesten a-nomistisch, *diesen* Unterschied zumal bei Paulus, nicht als den zwischen beiden „Glaubensweisen“, in sein Bewusstsein aufnahm.

Diese Weisheiten eines unterdessen sehr alt gewordenen Schülers (fast 84!) mögen Ihnen zu Ihren Paulusbedenken interessant sein, aber sie enthalten leider keine Antwort auf Ihre Frage über Bubers „bon mot“<sup>44</sup>: ich habe es gehört, wohl auch gelesen, jetzt ein bischen gesucht, leider erfolglos. 1) Ich bin seit 15 Jahren Emeritus, ...

Leider habe ich Wittigs „Roman mit Gott“<sup>45</sup> nicht gelesen, und so auch Ihr anonymes Nachwort verpasst. Ich stand mit Wittig besonders gut, seit seinem Besuch in Palästina.<sup>46</sup>

Herzlichst stets der Ihre  
Ernst

[151] An Emmi Bonhoeffer

Febr. 22, 1983

Sehr verehrte und liebe Frau Emmi Bonhoeffer,

Ihr schöner Brief kommt genau zur rechten Zeit. Ich bin, in jeder freien Stunde, also zwar [?] täglich, außer unserem Sabbat, in Eberhard Bethges Buch über Dietrich B[onhoeffer]<sup>47</sup> vertieft, das mir vor Jahren unser Freund

<sup>43</sup> Lateinisch: Nachahmung Gottes bzw. des Gottessohnes.

<sup>44</sup> Das bezieht sich auf Prof. Lennerts Briefäußerung vom 30.11.82: „Ad vocem Vokabel Gott. In der Kette dieser Erfahrungen verdanke ich einen entscheidenden Schritt Bubers bon mot, daß diese Vokabel, als einzige, nur im Vokativ existiere.“

<sup>45</sup> Rudolf Lennerts Brief vom 30.11.82 schließt mit einem Abschnitt über Joseph Wittig: „Haben Sie von ... Joseph Wittig, ..., das vielen ärgerliche Alterswerk *Roman mit Gott*, Stuttgart 1950 gelesen? Das anonyme Nachwort habe ich geschrieben, aus einer dreijährigen engen Nachbarschaft in seinem Flüchtlingsquartier und einer damals gewonnenen Liebe zu ihm, die ich ursprünglich, ohne das Leben von Angesicht zu Angesicht, nicht gehabt hatte.“ Joseph Wittig (1879–1949), katholischer Theologe und Volksschriftsteller, 1903 zum Priester geweiht, 1911 Professor für alte Kirchengeschichte und christliche Archäologie in Breslau. 1926 exkommuniziert und emeritiert. Lebte dann verheiratet, als freier Schriftsteller, in Neusorge in Schlesien. 1946 vertrieben, im selben Jahr Rekonkiliation mit der römischen Kirche.

<sup>46</sup> Im Frühsommer 1929 besuchte das Ehepaar Wittig die jungen Simons in Jerusalem. Aus den Jahren 1929–1932 sind einige schöne Briefe von Joseph Wittig an Ernst Simon erhalten; mit Joseph Wittigs Witwe Bianca (gen. Anca) standen Simons noch jahrzehntelang in Kontakt.

<sup>47</sup> Eberhard Bethge, *Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse*. Eine Biographie, München 1967.

Freudenberg s.A.<sup>48</sup> geschenkt hat. Das hat, außer den inneren Beweggründen, auch einen äußeren: der Herderverlag in Freiburg hat mich gebeten, an einem Sammelband über „Zivilcourage“ mitzuarbeiten, was für mich eine freudige Überraschung war, trotz des tragischen Charakters des Stoffes, weil der Lektor meinte, daß ich ja von dieser Tugend etwas mitbekommen habe.

Gestern ist die Eilsendung mit dem Aufsatz<sup>49</sup> abgegangen, und sollte der allzu lang gewordene Aufsatz erscheinen, so bekommen Sie, verehrte Freundin, natürlich einen Sonderdruck. Schon jetzt meinen herzlichen Dank für Ihre Anregung, B[ethge] möge mir eine Copie seines Aufsatzes „B[onhoeffer] und die Juden“ schicken!

Wie kam ich zu meinem Irrtum?<sup>50</sup> Ich erinnere mich einer Scene im Gefängnis, in welcher B[onhoeffer] sich sehr energisch für einen jüdischen Mitgefangenen einsetzt. Das geschah mit so starker sittlicher *Qualität*, daß sie in meiner Erinnerung andere, offenbar weniger dramatische Widerstandsakte, an die Peripherie, auch die zeitliche, verschob. Aber Sie haben natürlich recht.

Noch bevor Ihr Brief eintraf, dachte ich ganz intensiv an Sie. Ich schrieb in meiner Charakteristik der Widerstandskämpfer u.a., auffällig sei der starke Anteil an Adligen und Frauen. Wer, in Deutschland oder Israel, solche Frauen kennen lernen durfte, steht bis heute voller Verehrung vor diesem Wunder, daß diese Frauen, trotz allem, was sie durchmachen mußten, keine Walküren oder Amazonen<sup>51</sup> wurden, sondern echte Frauen blieben. Exempla docent.<sup>52</sup>

Herzlich stets Ihre  
Toni und Ernst Simon

Navon<sup>53</sup> ist ein *sehr* guter Mann; er war einmal mein Schüler. Er hat aber keinerlei Chancen und bereits erklärt, daß er mit Ablauf seiner Präsidentenzeit, also sehr bald, sich *zunächst* aus der Politik zurückziehe. Schade!

<sup>48</sup> Der evangelische Pfarrer Dr. Adolf E. Freudenberg (1894–1977).

<sup>49</sup> Ernst Simons Manuskript Vom Werden und Wirken der Zivilcourage wurde vom Herder-Verlag am 4.3.1983 zurückgegeben, weil es zu spät eingegangen und zu umfangreich sei.

<sup>50</sup> In seinem vorangegangenen Brief an Frau Bonhoeffer (vom 2.1.83) war Ernst Simon davon ausgegangen, Dietrich Bonhoeffer habe sich „erst allmählich, besonders im Gefängnis“ für Juden eingesetzt, was dessen Schwägerin berichtet hatte.

<sup>51</sup> Heldenjungfrauen aus der germanischen bzw. griechischen Sage.

<sup>52</sup> Lateinisch: Die Beispiele sprechen für sich.

<sup>53</sup> Antwort auf Frau Bonhoeffers Frage: „Wäre Navon ein guter Mann? Hat er Chancen?“ – Jizchak Navon (geb. 1921), damals israelischer Staatspräsident, danach Kultusminister.

[152] An Rudolph und Hedwig Stahl<sup>54</sup>

Sehr liebe Freunde!

Wieder habe ich Euch lange auf Antwort warten lassen.<sup>55</sup> Allmählich macht sich das Alter immer mehr bemerkbar, vor allem in den grossen Müdigkeiten und dem entsprechenden Zeitverlust zum Lernen, Lesen und, last not least, Schreiben. Seid mir, bitte, niemals böse! Tonichen kann mir darin nicht helfen, wegen ihrer Augen und Linsen. Wir wissen, daß es ein Geschenk Gottes ist, in Euch so treue Freunde zu haben, und bleiben dafür immer dankbar.

Auch sonst geht es uns persönlich gut, insofern wir den politischen Alldruck vergessen können, aber das gelingt immer nur für Stunden, nie für Tage und Nächte.

An Kindern und Enkeln haben wir reine Freude und tiefe Genugtuung. Ich habe einmal gesagt: „Wenn Erziehung gelingt, gelingt sie immer ein bischen zu viel“, z.B. zionistische Erziehung führt zur Alijah\* nach Israel, religiöse, daß sie ernst genommen wird. Aber im Grunde ist das so, wie es sein soll. Uri<sup>56</sup> ist dieses Jahr mit seiner Familie an der hiesigen Universität, als Forschungsprofessor. Er fährt bald zu einer Internationalen Tagung nach Madrid, als Bibelforscher. Dabei ist er weder stolz noch gar eitel. Ich weiss nicht, ob ich Euch von den beiden hebräischen Bänden schrieb, die hier mit einem ausgewählten Teil meiner Essays erschienen sind und sehr gut von der Presse und den Lesern aufgenommen werden.<sup>57</sup> Ohne Uris Hilfe bei der Auswahl wären sie nicht zustande gekommen. Jetzt sind 2 weitere in Vorbereitung. Auch Hannale<sup>58</sup>, die uns jede Woche einen schönen Brief in tadellosem Hebräisch schreibt, kommt bald wieder zu Besuch, diesmal mit 2 Kindern: der älteste, ein Photograph, fährt derweilen nach London, aber auch mit ihrem Mann, der Jahrzehnte lang nicht hier war. Ihre Tochter studiert in U.S.A. Judaica und hat auch ihren Lebensstil jüdisch gestaltet.

Die hiesigen [Enkel] sind die besten Schüler, der 18jährige auf seiner Jeschiwa\*, die 16jährige in ihrer Mädchenschule.<sup>59</sup> Mehr kann man wahrhaftig nicht verlangen.

Unsere kleine Gemeinde<sup>60</sup>, in der ich nach wie vor recht aktiv bin, schrumpft immer mehr zusammen, weil wir kaum Nachwuchs haben. Meine

<sup>54</sup> Rudolph und Hedwig Stahl; undatiert, Vermerk des Empfängers: Received June 17, 83 – Answered 8 / 31 / 83.

<sup>55</sup> Am 22. Dezember 1982 hatten Stahls gute Wünsche für 1983 geschickt.

<sup>56</sup> Ernst Simons Sohn, der Bibelwissenschaftler Uriel Simon (geb. 1929).

<sup>57</sup> Die insgesamt vier erschienenen Bändchen mit hebräischen Aufsätzen von Ernst Simon tragen die englischen Zusatztitel: *Are we Israelis still Jews?*, 1982; *The Right to Educate – the Obligation to educate*, 1983; *Aims – Junctures – Paths. The Thinking of Martin Buber*, 1985; *Chapters in My Life. Building-up in the Time of Destruction*, 1986.

<sup>58</sup> Ernst Simons Tochter Hanna (geb. 1935), die gleich nach ihrem Abitur mit ihrem Mann, Daniel Greenberg, in die USA gezogen ist.

<sup>59</sup> Ithamar und Michal, Sohn und Tochter von Uri Simon.

<sup>60</sup> *Emet weEmuna*, die ursprünglich deutsch-sprachige liberale jüdische Gemeinde im Jerusalemer Stadtteil Rechawja, wo Ernst Simon regelmäßig betete und häufig predigte.

kluge Toni weiss den Grund: weil junge Menschen keine mittleren Lösungen annehmen, sondern nur radikale. Da ist viel dran!

Nun, genug aus der Schule geplaudert! Bleibt gesund und lebensfroh auch in Euren Tätigkeiten! Grüsset auch Euren Nachwuchs und Schwester!

Von ganzem Herzen Toni und Ernst

[153] An Martin Goldner

Jerusalem 7.VI.84

Unser guter, lieber Martin!

Wir sind im Herzen ganz bei dir. Toni kam vor kurzem mit der Schreckensnachricht, und seitdem sprechen wir fast von nichts anderem als von dem unwiederbringlichen Verlust, den Du erlitten hast,<sup>61</sup> und mit Dir Deine, Eure vielen Freunde, und wir mit ihnen, an ihrer Spitze Euer Sohn und seine Familie.

Elisabeth lebt nur noch in unserem Gedenken: wie sie aussah, reagierte, anregte, zu Hause und bei anderen, vor allem auch auf Reisen. Ihr Bild wird nie aus unserem inneren Bild weichen, wenn das ein Trost ist – ich glaube, es ist einer, und möge nie weichen.

Von ganzem Herzen Eure Toni und Ernst<sup>62</sup>

<sup>61</sup> Prof. Goldners Frau Elisabeth war gestorben.

<sup>62</sup> Das in Jerusalem erhaltene Blatt scheint ein Entwurf; einen entsprechenden Brief hat Ernst Simon offenbar auch abgeschickt, denn am 12. Juli 1984 dankt ihm Prof. Goldner für „Eure so warmen Worte des Beileids“.

## Bemerkungen zur Edition

Ernst Simon war kommunikativ und unterhielt eine rege Korrespondenz. Aus den hunderten von gesammelten Briefen wurde eine für die vielseitig begabte und sich für andere engagierende Persönlichkeit Simons charakteristische Auswahl getroffen. Eine vollständige Sammlung der Briefe Ernst Simons befindet sich im Leo Baeck Institut Jerusalem; weiteres Material (die Originalbriefe, Briefe an ihn sowie seine Bibliothek) im Haus Simon, Jerusalem.

Für Simon typische orthographische Eigenheiten (z.B. „bischen“ statt „bißchen“) oder das häufige Weglassen der Apostrophierung („gibts“ statt „gibt’s“) haben wir beibehalten. Alles, was Simon im Text unterstrich, wurde kursiv gesetzt; sonst wurden die Briefe so belassen, wie er sie schrieb, also z.B. Buchtitel nicht kursiv gesetzt, sondern in Anführungszeichen. Ernst Simon schrieb nicht alle Briefe von Hand: oft diktierte er sie einer Sekretärin. Dadurch schlichen sich manchmal Fehler ein, die bei der Edition stillschweigend korrigiert worden sind. Eckige Klammern [...] kennzeichnen Zusätze, Erläuterungen oder Kürzungen der Herausgeber. In einigen wenigen Fällen sind Briefe gekürzt worden. In verschiedenen Briefen, deren Empfänger des Hebräischen mächtig waren, fügte Simon hebräische Worte ein. Diese wurden in der Edition transkribiert. Einige Briefe, die Simon auf hebräisch geschrieben hatte, wurden übersetzt und in der Liste der Briefpartner mit [H] markiert. Um dem Leser Einblick in die jeweiligen Lebensumstände Ernst Simons zu geben, wurden vor jedem neuen Zeitabschnitt erklärende Zwischentexte eingefügt.

Ich möchte allen denen danken, die zu diesem Band Wertvolles beigetragen haben:

- Den Briefpartnern, die unserem Aufruf folgten und uns Briefe sandten.
- Der Witwe, Frau Toni Simon, und dem Sohn, Prof. Uriel Simon, für zusätzliche wichtige Information und für ihre Bereitschaft, das Material im Haus Simon jederzeit zugänglich zu machen.
- Frau Dr. Dafna Mach, Jerusalem, für die Fussnoten sowie die Zwischentexte mit Erläuterungen zu Simons Lebensweg.
- Prof. Joseph Walk, Jerusalem, für die Initiative zu dem Projekt und das anfängliche Sammeln der Briefe sowie den persönlichen Nähe zu seinem Lehrer und Freund Simon entstammenden Rat.
- Dem Direktor des Leo Baeck Instituts, Schlomo Mayer, für die über das Administrative hinausgehende unermüdliche Teilnahme an allen Aspekten des Projektes, vom Sammeln der Briefe und deren Auswahl bis zur Bereitstellung des Manuskripts zur Publikation.



- Schulamith Koretz und Ruth Livnay für ihre Computerarbeit, und Ursula Dueck für das genaue Korrekturlesen.
- Das Buch ist durch eine grosszügige Spende der Familie Poper zum Andenken an Erich und Lotte Poper ermöglicht worden. Dafür der aufrichtige Dank des Leo Baeck Instituts und der Herausgeberin.

Sarah Fraiman

## Ernst Akiba Simon (1899–1988)

### Zeittafel

- 1899 Am 15. März geboren in Berlin als erster von drei Söhnen des Kaufmanns Gotthold Ephraim Simon (1864–1938) und seiner Ehefrau Caecilie, geb. Leppmann (1875–1944). Brüder Fritz (geb. 1901), Hans (geb. 1908).
- 1916 Mitte März, meldet er sich als Kriegsfreiwilliger.  
28. Juli, Verwundung vor Verdun.
- 1917 Januar, Notabitur.
- 1917 / 18 Winter, Eintritt in zionistische Studentenverbindung.
- 1918 Frühjahr, Aufenthalt im Militärlazarett Givet in Belgien.
- 1919 Frühjahr, Demobilisierung.
- 1919 / 20 Studienbeginn in Berlin.
- 1920 Herbst, Übersiedlung nach Frankfurt a.M., lernt bei Rabbiner Nobel.
- 1921 Dezember, in Berlin, energische Rede gegen die Fusion der jüdischen Studentenverbindungen „Blau-Weiß“ und K[artell] J[jüdischer] V[erbindungen].
- 1922 Zum Versöhnungstag (22.10.) organisiert Ernst Simon erstmals den Minjan\* bei Franz Rosenzweig, der bis zu dessen Tod im Dezember 1929 besteht.
- 1923 Februar, Promotion an der Universität Heidelberg im Fach Geschichte bei Prof. Hermann Oncken (summa cum laude); Doktor-Arbeit „Ranke und Hegel“, München 1928 (Beiheft 15 der Historischen Zeitschrift).
- 1923 / 24 Redaktion der von Martin Buber gegründeten Zeitschrift ‚Der Jude‘. Jüdisches Lernen bei Rabbiner Rabinkow in Heidelberg; parallel dazu Lehranalyse bei Dr. Frieda Reichmann.
- 1924 Seit November Redaktion des ‚Jüdischen Wochenblatts‘.  
1. Dezember, Aufnahme der Lehrtätigkeit am Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt am Main.
- 1925 13. März, Hochzeit mit Tatjana (Toni) Rapoport.
- 1926 November, Oberlehrer-Staatsexamen in Deutsch und Geschichte; Unterricht an der Liebig-Oberschule in Frankfurt-West.
- 1927 1. Oktober, Studienassessor, Assessor-Arbeit „Das Werturteil“. im Geschichtsunterricht, mit Beispielen aus der deutschen Geschichte von 1871–1918“, Leipzig / Berlin 1931; Unterricht am Reformgymnasium in Frankfurt / Höchst.
- 1928 April, Auswanderung nach Palästina.
- 1928 / 29 Schuljahr, Lehrauftrag am Lehrerinnenseminar des Misrachi\* in Jerusalem.
- 1929 Juli, Geburt des Sohnes Uriel.  
Herbst, Bruch mit dem Misrachi\*, Verlust des Lehrauftrags.
- 1930 Frühjahr / Sommer, Vortragstätigkeit in Deutschland.
- 1930–33 Lehrer an der Realschule in Haifa, unter der Leitung von Arthur Biram.
- 1934 Mai bis Dezember, Mitarbeiter an der Mittelstelle für Jüdische Erwachsenenbildung in Deutschland.

- 1935 Ab Januar wieder in Jerusalem, Leiter der Abteilung für ‚Public relations‘ an der Hebräischen Universität Jerusalem. Unterricht am Lehrerseminar und am Mustergymnasium der Hebräischen Universität.  
Dezember, Geburt der Tochter Hanna.
- 1938 Juli / August, Deutschlandreise (zum Besuch des schwerkranken Vaters).  
November, Vater in Berlin gestorben.
- 1939 Ernennung zum Dozenten für ‚Geschichte der Pädagogik‘ an der Hebräischen Universität.
- 1941 2. September, Brandbombe auf Simons Haus.
- 1944 Mutter in Triest von deutschen Soldaten erschlagen.
- 1947 / 48 Gastprofessur am Jewish Theological Seminary, New York.
- 1949 Festvortrag zu Goethes 200. Geburtstag in Aspen (Colorado, USA).
- 1950 1.4., Ernennung zum Professor für Pädagogik.
- 1956 / 57 Gastprofessur am Jewish Theological Seminary, Los Angeles.
- 1958 Juli-September, Reise nach Südamerika im Auftrag des Council of Jews from Germany und des Leo-Baeck-Instituts.  
Bis 1973 predigte Ernst Simon jeweils zu den Herbstfeiertagen in der deutsch-sprachigen jüdischen Gemeinde von Rabbiner Dr. Hugo Stransky in New York.
- 1959 August, Vortrag vor dem World Jewish Congress in Stockholm über Probleme israelischer Erziehung.
- 1960 Mai, Besuch von Bundespräsident Theodor Heuß in Israel; Ernst Simon spricht ‚Worte des Dankes‘ nach dessen Vortrag an der Hebräischen Universität in Jerusalem.
- 1964 März, Aufenthalt in Köln zur Ausstellung ‚Monumenta Judaica‘ und zur ‚Woche der Brüderlichkeit‘; anschließend Besuch bei Bruder Fritz in Wien.
- 1965 Sommer, 12. Deutscher evangelischer Kirchentag in Köln, Vortrag „Das Zeugnis des Judentums“. Herbst, in New York, plötzliche Erkrankung und Operation.
- 1967 Unabhängigkeitstag, Israel-Preis für Erziehung.  
Ende Sommersemester, Emeritierung.
- 1969 März, Feier des 70. Geburtstags im Kreise der ‚Freunde der Hebräischen Universität‘ in Frankfurt a. M. (im Rahmen der ‚Woche der Brüderlichkeit‘); Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille.  
2. Oktober (Laubhüttenfest), Verleihung der Ehrendoktorwürde vom Jewish Theological Seminary in New York.
- 1972 Oktober, Internationaler Heine-Kongress in Düsseldorf; Ernst Simon arbeitet dann jahrelang daran, sein dort gehaltenes Referat zu einer Monographie auszubauen; es liegt fragmentarisch in seinem Nachlass vor.
- 1973 Oktober, beim Ausbruch des Jom-Kippur-Krieges befand sich Ernst Simon in New York.
- 1975 Juni, Deutscher Evangelischer Kirchentag in Frankfurt a. M., Vortrag „Angst und Vertrauen bei Martin Buber“.
- 1976 Herbst, Bruder Fritz in Jerusalem gestorben.
- 1978 Frühjahr, letzte Vortragsreise nach Deutschland zu Feiern von Martin Bubers 100. Geburtstag.
- 1980 Am 7.12. wird Ernst Simons Radiovortrag „Judentum in der Begegnung“ vom Südwestfunk gesendet.
- 1988 Am 18. August in Jerusalem gestorben.

## Liste der Briefpartner

Hier aufgeführt sind Partner, zu denen (zumindest in gewissen Zeiträumen) ein intensiver persönlicher Kontakt bestand, auch wenn dieser brieflich nur schwach belegt ist. Zu isolierten Anliegen, auf die Ernst Simon gewissenhaft einzugehen pflegte, ist die (häufig lückenhafte) Hintergrundinformation beim jeweiligen Brief gegeben.

H = aus dem Hebräischen übersetzt

- Altmann, Alexander (1906–1987), jüdischer Geistesgeschichtler ungarischer Herkunft; 1932–38 Rabbiner in Berlin und Dozent für jüdische Philosophie am dortigen Rabbinerseminar; 1938 Auswanderung nach England, 1959 in die USA. Nr. 123.
- Barth, Markus (geb. 1915), Schweizer protestantischer Theologe, Sohn von Karl Barth; sucht seit Anfang der 70er Jahre auf den Spuren von Martin Buber nach einer theologischen Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts. Nr. 100, 106, 113, 116, 119, 127, 128.
- Bein, Alex (1903–1988), Historiker des Zionismus; 1927–33 Archivar im deutschen Reichsarchiv Potsdam, 1933 Auswanderung nach Palästina, dort Staatsarchivar und Herausgeber der Schriften von Theodor Herzl, Arthur Ruppin u.a. Nr. 89.
- Belke, Ingrid (gen. Inge), Germanistin und Historikerin, z. Zt. am Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar. Nr. 110.
- Bergmann, Schmuël Hugo (1883–1975), Zionist aus Prag, seit 1920 in Palästina, baute in Jerusalem die National- und Universitätsbibliothek auf, seit 1928 Lehrer für Philosophie an der Hebräischen Universität; langjähriger Freund und Kollege von Ernst Simon. Nr. 32.
- Bialik, Chaim Nachmann (1873–1934); Ernst Simon beschäftigte sich noch in Deutschland mit Leben und Werk des berühmten hebräischen Dichters; kurz vor dessen Tod suchte er persönlichen Kontakt zu ihm: Nr. (H) 35.
- Biram, Arthur (1878–1967), Erzieher, Begründer und langjähriger Leiter der Realschule in Haifa, wo Ernst Simon 1930–33 Lehrer war. Nr. 29, 36.
- Bloch, Jochanan (1919–1979), jüdischer Theologe, unterrichtete seit 1969 an der Universität Beer-Schewa. Nr. 102.
- Bonhoeffer, Emmy, geb. Delbrück (1905–1991), Schwägerin des NS-Widerstandskämpfers Dietrich B., Nichte des protestantischen Kirchenhistorikers Adolf v. Harnack; Ernst Simon hatte sie 1974 in Düsseldorf kennengelernt, in den 80er Jahren unterhielt er intensiven Briefkontakt mit ihr: Nr. 151.
- Braun-Vogelstein, Julie (1883–1971), Schriftstellerin; Tochter des liberalen Rabbiners Hermann Vogelstein, Witwe des Historikers Heinrich Braun; Ernst Simon hatte sie 1947 in New York als Freundin von Hannah Arendt kennengelernt. Nr. 90.
- Buber, Martin (1878–1965), jahrzehntelang Ernst Simons Freund und Mentor. Nr. 7, 8, 24, 33, 34, 41, 43, 62, 66, 70, 72, 75.
- Burckhardt, Carl Jacob (1891–1974), Schweizer Historiker und Diplomat. Nr. 92.
- Carlebach, Joseph (1883–1942), Rabbiner, 1921–26 Direktor der Talmud-Thora-Real-

- schule in Hamburg, 1925–36 Oberrabbiner von Schleswig-Holstein und Altona, 1936–41 Oberrabbiner von Hamburg, Ende 1941 deportiert nach Riga, dort umgekommen. Nr. 38.
- Chofschi, Nathan (1889–1981), israelischer Pazifist. Nr. 57 [H].
- Danziger, Felix (1877–1948), Chirurg, Zionist; bereits 1923 nach Palästina ausgewandert, gründete Privatkliniken in Jerusalem und Tel-Aviv. Nr. 50.
- Eissler, Kurt (geb. 1908), Psychoanalytiker aus Wien, emigrierte 1938 in die USA, während des Zweiten Weltkriegs in der amerikanischen Armee tätig, Freud-Experte; Ernst Simon pflegte ihn (und seine Frau) zu treffen, wenn er im Herbst zu den Feiertagen in New York war. Nr. 85, 125, 136, 139.
- Ehrenberg, Victor (1891–1976), Altphilologe und -historiker, 1922–29 Privatdozent in Frankfurt, bis 1939 an der deutschen Universität in Prag, emigrierte nach England. Nr. 133.
- Engel, Fritz (1867–1935), Theaterkritiker am „Berliner Tagesblatt“, leitete 1911–1935 die Kleist-Stiftung zur Förderung junger deutscher Dichter. Er war Ernst Simons erster Mentor in literarischen Dingen. Nr. 1 (vgl. Nr. 99).
- Finkelstein, Louis (1885–1991), Amerikanischer Rabbiner und Religionswissenschaftler, bis 1991 chancellor des Jewish Theological Seminary in New York. Nr. 76 [H].
- Frankenstein, Carl (1905–1990), Pädagoge aus Berlin, seit 1935 in Palästina, Freund und Kollege an der Hebräischen Universität. Nr. 96.
- Freudenberg, Adolf (1894–1977), Pfarrer, lebte während der NS-Zeit in der Schweiz, wo er an der Rettung von Juden beteiligt war; setzte sich später für die Verständigung zwischen Christen, Deutschen und Juden ein, politisch an einer Annäherung zwischen Israelis und Palästinensern interessiert; seine Frau Elsa war jüdischer Herkunft. Nr. 118.
- Fromm, Erich (1900–1980), Jugendfreund von Ernst Simon und bedeutender Psychoanalytiker. Er führte Ernst Simon bei Rabbiner Nobel ein und widmete sich zusammen mit ihm jüdischen Studien. Nr. 87, 120, 130, 134, 138, 140.
- Goes, Albrecht (geb. 1908), Dichter und evangelischer Pfarrer, Buber-Verehrer, seit 1953 in Stuttgart-Rohr. Nr. 137.
- Goldmann, Nahum (1895–1982), führender zionistischer Politiker, mit Ernst Simon noch aus dessen Studentenzeit bekannt. Nr. 132.
- Goldner, Martin (geb. 1902), Mediziner aus Berlin, fungierte 1924–27 als Sekretär am Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt a. M., emigrierte 1933 in die Schweiz, kehrte 1938 kurzfristig nach Deutschland zurück (im Sommer 1938 betreute er Ernst Simons todkranken Vater in Baden-Baden), Nov. 1938 Auswanderung in die USA. Seine Frau Elisabeth starb 1984 an Lateralsklerose, derselben Krankheit wie 1929 Franz Rosenzweig, als einer von dessen Ärzten der junge Goldner damals fungiert hatte. Nr. 124, 153.
- Greve, Ludwig (1924–1991), deutsch-jüdischer Dichter und Literaturforscher; Ernst Simon lernte ihn 1968 bei seinem ersten Besuch im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar kennen und pflegte den Kontakt über Jahre hin. Nr. 143, 147.
- Grüber, Heinrich (geb. 1891), evangelischer Theologe, leitete seit 1937 die von ihm gegründete Hilfsstelle für evangelische Rassenverfolgte, 1940–43 in NS-Konzentrationslagern; sagte 1961 beim Eichmann-Prozess in Jerusalem als Zeuge aus. Nr. 104.
- Havenstein, Martin, Germanist, Deutschlehrer der Brüder Simon am Gymnasium Berlin / Grunewald; Ernst Simon blieb trotz seiner leicht antisemitischen Haltung mit ihm in Kontakt. Nr. 23.
- Heimpel, Elisabeth, Pädagogin in Göttingen. Nr. 111.

- Hirsch, Felix Eduard (1902–1982), Historiker aus Berlin, 1935 in die USA ausgewandert; hatte wie Ernst Simon bei Hermann Oncken in Heidelberg studiert. Nr. 98.
- Jaspers, Karl (1883–1969), Existenzphilosoph, Professor in Heidelberg, seit 1916 für Psychologie, seit 1921 für Philosophie. Nr. 9.
- Kohn, Hans (1891–1971), Historiker, Zionist aus Prag. Schüler von Martin Buber, seit 1925 in Palästina, Mitbegründer von Brit Schalom; wandte sich 1929 unter dem Eindruck der blutigen Unruhen im Lande vom Zionismus ab, ging 1933 in die USA. Nr. 44.
- Kohn, Leo (1894–1961), Professor an der Hebräischen Universität für Internationale Beziehungen, zionistischer Politiker, Berater von Staatspräsident Ch. Weizmann. Nr. 42.
- Kracauer, Siegfried (1889–1966), Schriftsteller und Soziologe, Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung, 1941 über Frankreich in die USA emigriert. Nr. 22.
- Kurzweil, Baruch (1907–1972), Literatur- und Kulturkritiker, seit 1939 in Palästina, seit 1955 Professor für Allgemeine Literaturwissenschaft an der Bar-Ilan-Universität. Nr. 68 [H].
- Landauer, Georg (1895–1954), Jurist, Leiter des Palästina-Amtes in Berlin, Organisator der Jugend-Alija. 1941–48 Mitglied des Nationalrats; Ernst Simon verfasste 1957 einen Aufsatz zu seinem Gedenken: Georg Landauers Vermächtnis, repr. in: Brücken, S. 417–433. Nr. 63.
- Lasker-Schüler, Else (1869–1945), Dichterin, emigrierte 1933 in die Schweiz, seit 1939 in Palästina. Nr. 52–56.
- Lennert, Rudolf (geb. 1904), Pädagoge, mit dem Dichter Werner Kraft befreundet. Nr. 95, 117, 149, 150.
- Leschnitzer, Adolf (Dolf) (1899–1980), Germanist, leitete 1933–39 die Schulabteilung der Reichsvertretung, emigrierte 1939 über Holland nach England, 1940 in die USA. Nr. 126.
- Levy, Emil (1879–1953), bis 1934 orthodoxer Rabbiner in Berlin, 1934–52 Rabbiner an einer deutsch-jüdischen Synagoge in Tel-Aviv. Nr. 18.
- Maas, Hermann (1877–1970), evangelischer Theologe, seit 1915 Pfarrer in Heidelberg, setzte sich unter Gefährdung seines eigenen Lebens für verfolgte Juden ein; wurde 1950 als erster Deutscher nach Israel eingeladen. Nr. 77.
- Magnes, Judah Leib (1877–1948), amerikanischer Rabbiner, seit 1922 in Palästina, der erste Präsident der Hebräischen Universität; Vorkämpfer für jüdisch-arabische Verständigung. Nr. 37, 60 [H].
- Marx, Leopold (1889–1983), Fabrikant aus Stuttgart, gründete dort 1926 ein Jüdisches Lehrhaus nach dem Frankfurter Vorbild, emigrierte 1939 nach Palästina, wo er sich in Schawei Zion, der Siedlung schwäbischer Juden, niederliess; politisch engagiert, in Mussestunden schriftstellerisch tätig. Nr. 91.
- Mayer, Eugen (1882–1967), Jurist, Zionist, traditionstreuer Jude; nach dem Ersten Weltkrieg Syndikus der israelitischen Gemeinde in Frankfurt, emigrierte 1933 nach Palästina, seit 1943 in der Redaktion der Palestine-Post. Nr. 15.
- Oncken, Hermann (1869–1945), Historiker, Ernst Simons Doktorvater, lehrte seit 1907 in Heidelberg, seit 1923 in München, seit 1928 in Berlin; 1935 aus politischen Gründen zwangsemeritiert. Nr. 26.
- Rabin, Jizchak (1922–1995), israelischer Staatsmann und General; 1964–68 (während des Sechs-Tage-Krieges) Generalstabschef, danach zweimal Ministerpräsident, ermordet. Nr. 86 [H].

- Rosenblüth (Rosen), Felix (Pinchas) (1887–1978), Jurist, zionistischer Politiker; 1949–68 Mitglied der Knesset, 1948–61 Justizminister. Nr. 11.
- Rosenzweig, Franz (1886–1929), Religionsphilosoph, leitete bis zu seiner schweren Erkrankung 1922 das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt am Main; unternahm seit 1925 zusammen mit Martin Buber eine neue Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche. Mit der Witwe, Edith Scheinmann-Rosenzweig, und dem Sohn, Raphael Rosenzweig, war Ernst Simon noch jahrzehntelang in Kontakt. Nr. 12, 16.
- Rothschild, Eli (geb. 1909), Lehrer und Historiker aus Lübeck, seit 1933 in Palästina, vieljähriger Mitarbeiter im Irgun Oleh Merkaz Europa und dessen Mitteilungsblatt. Nr. 112.
- Schaeder, Grete, Germanistin in Göttingen, Witwe des Orientalisten Hans Heinrich Schaeder; sie gab 1972–75 den Buber-Briefwechsel in drei Bänden heraus. Nr. 103, 122.
- Schertok (Scharet), Mosche (1894–1965), Zionistenführer und israelischer Politiker, seit 1906 in Palästina, Leiter der politischen Abteilung der Jewish Agency, erster Aussenminister des Staates Israel, danach Ministerpräsident. Nr. 45 [H].
- Scholem, Gerhard Gershom (1897–1982), Judaist, Kabbala-Forscher aus Berlin; Ernst Simon lernte ihn 1922 in der zionistischen Jugendbewegung kennen und brachte ihn ans Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt a.M.; 1923 ging Scholem nach Palästina, wurde 1925 an die Hebräische Universität berufen. Seitdem Simons im Jerusalemer Stadtteil Rechawja wohnten (Januar 1935), war Scholem regelmässig bei ihnen zu Gast; wenn Scholems oder Simons im Ausland weilten, wurde der Kontakt schriftlich geführt. Nr. 17, 21, 27, 61, 65, 67. [teilweise H.]
- Schweitzer, Albert (1875–1965), evang. Theologe, Musiker, Arzt, gründete 1913 das Tropenhospital in Lambarene, Kongo. Ernst Simon war ihm im Sommer 1949 bei der Feier von Goethes 200. Geburtstag in Aspen, Colorado, begegnet. Nr. 69, 79.
- Simon, Gotthold (1864–1938) und Cäcilie (1875–1944), Eltern. Nr. 2–5.
- Simon, Tatjana, genannt: Toni (geb. 1905 in Moskau), seit März 1925 mit Ernst Simon verheiratet. Nr. 39, 47, 48, 51.
- Simon, Uriel (geb. 1929 in Jerusalem), Sohn, Bibelwissenschaftler an der Bar-Ilan-Universität; aktiv in der religiösen Friedensbewegung. Nr. 31.
- Stahl, Rudolf (geb. 1899), Rechtsanwalt, die Bekanntschaft rührt noch von Frankfurt a.M. her, wo Dr. Stahl zu den kritischen Besuchern des Freien Jüdischen Lehrhauses gehörte; 1937 emigrierte er in die USA. Nr. 93, 152.
- Stransky, Hugo (geb. 1905), Rabbiner aus der Tschechei, seit Mitte der 50er Jahre Rabbiner der Congregation Beth Hillel in New York, Washington Heights, wo Ernst Simon in den Jahren 1958–73 jeweils zu den Herbstfeiertagen auf deutsch predigte; ging 1976 nach Israel ins Altersheim (Kfar Saba). Nr. 115, 131.
- Strauss, Leo (1899–1973), Politologe und Philosoph, Zionist, 1925–32 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, Mitherausgeber der Jubiläums-Ausgabe der Schriften von Moses Mendelssohn; emigrierte 1934 nach England, 1938 in die USA. Nr. 10.
- Tau, Fritz (geb. 1903), Bruder des Publizisten Max Tau, Kaufmann, Zionist aus Beuthen (Oberschlesien), seit 1939 in Palästina, Mitbegründer der landwirtschaftlichen Siedlung Beth Jizchak. Nr. 142.
- Wohlgemuth, Joseph (1867–1942), Rabbiner, langjähriger Lehrer am orthodoxen Rabbiner-Seminar in Berlin. Nr. 19, 20.

## Glossar

- Achdut*, „Einheit“: Vereinigung gesetzestreuer Juden Deutschlands.
- Agada*, *Aggada*, „Sage“: diejenigen Teile des Talmuds (Erzählungen, Sprichwörter etc.), welche nicht das Religionsgesetz (*Halacha*) beinhalten.
- Aguda*, speziell: *Agudat Israel*, „Bund, Vereinigung Israels“. Weltorganisation der strengen Orthodoxie; vertrat lange eine antizionistische Position.
- al haMischmar*: hebr. Zeitung der links-sozialen Arbeiterpartei *Mapam*.
- Alijah*: „Aufstieg“, Einwanderung nach *Eretz Israel*, vormals Palästina.
- Alijah chadascha*: zionistisch-progressive Partei in Palästina, 1942–1948.
- Am haArez*: ein Jude, der mit den Schriften der jüdischen Tradition nicht vertraut ist.
- Apikores*: aus dem Griechischen von *Epikuros*: Freidenker, Ketzer; jemand, der die rabbinische Tradition ablehnt.
- Baal Teschuwa*: ein assimilierter Jude, der zur jüdischen Tradition zurückkehrt.
- BaChad* – *Brit Chaluzim datiim*: Vereinigung religiöser Zionisten, 1928 in Deutschland gegründet.
- Beajot Hajom*: „Tagesprobleme“: Zeitschrift des *Ichud* (1942–44); 1944–1947 nur *Beajot* genannt; ab 1948 *Beajot Hasman* („Aktuelle Probleme“).
- Beracha*: Segensspruch.
- Bet haMidrasch*: Lehrhaus, meist neben der Synagoge, wo sich Männer in jüdische Studien vertiefen.
- Blau-Weiss*: Erster zionistischer Jugendbund in Deutschland (1913 gegründet). Nach dem ersten Weltkrieg wurde das Ziel die Auswanderung nach Palästina.
- Brith Schalom*, „Friedensbund“, Organisation zur Förderung jüdisch-arabischer Verständigung, gegründet 1925. Erster Vorsitzender: Arthur Ruppin.
- ChaBaD*: das theoretische und religionsgesetzliche System des Chassidismus, wie es durch Rabbi Schnëur Salman aus Ladi begründet wurde und namentlich in Litauen Verbreitung fand. Der Name ist aus den Anfangsbuchstaben dreier hebräischer Worte (*Chochma*, *Bina*, *Da'at*) gebildet.
- Chaluz(im)*: Pionier(e); hauptsächlich junge Menschen, die nach Palästina gingen, um beim Aufbau der nationalen Heimstätte des jüdischen Volkes mitzuwirken.
- Chanukka*: achttägiges Lichterfest zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem (165 AD).
- Chassid*, pl. *Chassidim*: Anhänger des Chassidismus, der durch Israel Baal Schemtov (1700–1760) begründeten Bewegung des Judentums, die besonders in Osteuropa Verbreitung fand.
- C.V.*: „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, 1893 in Berlin gegründete Organisation zur Wahrung der rechtlichen Gleichstellung der Juden. H.O.G. Blätter: Veröffentlichung der *Histadrut Olej Germania*, der Vereinigung deutscher Einwanderer.
- Dawar*: hebräische Tageszeitung der Arbeiterpartei-*Mapai*.



*Doar Hajom*: „Tagespost“, hebr. Tageszeitung (1919–36), stand dem rechten Flügel des Zionismus nahe.

*Erez Israel*: abgekürzt E.I., „das Land Israel“, das biblische ebenso wie das heutige.

*Galuth*: jiddisch *Golus*, Exil, jüdische Existenz ausserhalb von Israel.

*Gemara*, Jiddisch *Gemoroh*: der Bestandteil des Talmud, der die kritischen und erläuternden Erörterungen über die *Mischna* enthält.

*Ger*: Proselyt

„Gute Einschreibung und Besiegelung“ (hebr. *Ketiva weChatima tova*): Segensformel zu Neujahr und Versöhnungstag, ausgehend von der Vorstellung, dass das Buch des Lebens offenliegt, in dem die Schicksale der Menschen im neuen Jahr verzeichnet werden.

*Haarez*: weitverbreitete hebräische Tageszeitung (seit 1919).

*Halacha*: „Wandel, Lebensweg“, das Religionsgesetz; derjenige Teil im Talmud, welcher das Religionsgesetz betrifft; *halachisch*: dem Religionsgesetz entsprechend.

*haPoel hamisrachi*: Religiöse Pionier- und Arbeiterbewegung, gegründet 1922 in Palästina.

*haPoel hazair*: „der junge Arbeiter“, sozialistische Arbeiterpartei, 1906 in Palästina gegründet. Aus ihren Kreisen gingen die ersten Gemeinschaftssiedlungen hervor.

*Haschomer hazair*: „der junge Wächter“, zionistisch-sozialistische Jugendbewegung. Einwanderer aus dieser Bewegung gründeten in den zwanziger Jahren eine eigene Kibbuzbewegung.

*haTor*: offizielles Organ des *Misrachi*, Jerusalem (hebr.).

*Hawdala*: Zeremonie, mit der Sabbat und Festtag verabschiedet werden.

*HeChaluz*: Weltweite Organisation junger Juden, die sich für ihre Einwanderung nach Palästina vorbereiten.

*Histadrut (Haowdim)*: Allgemeine gewerkschaftliche Organisation der jüdischen Arbeiter in Palästina.

*Ichud*, „Union“; führte die Anliegen des *Brith Schalom* weiter, 1942 gegründet.

*Jom Kippur*: Versöhnungstag.

*Jäcke, Jecke*: Jude deutscher Abkunft.

*Jewish Agency*: jüdische Agentur oder Repräsentanz. Im Palästinamandat des Völkerbundes von 1922 vorgesehene öffentlich-rechtliche Vertretung der Weltjudenheit.

*Jeschiwa*: Talmudhochschule.

*Jischuw (Jischub)*: jüdische Bewohnerschaft Palästinas vor der Staatsgründung.

*Jomtov*: jüdischer Feiertag.

*Keren haJessod*, „Grundfond“: 1920 zur Finanzierung des jüdischen Siedlungs- und Aufbauwerkes in Palästina gegründet.

*Kewuza*, pl. *Kewuzot*, „Gruppe“: Kollektivsiedlung(en).

*Kibbuz*, pl. *Kibbuzim*: Kollektivsiedlung(en).

*Kiddusch*: Segensspruch über Wein, mit dem Sabbat und Festtag eingeleitet wird.

KJV, Kartell Jüdischer Verbindungen: Jüdische Studentenorganisation in Deutschland, mit dem Ziel, ihre Mitglieder zu verantwortungsbewussten Zionisten zu machen.

KKL, *Keren Kajemet leJisrael*: Jüdischer Nationalfonds, der Grund und Boden in Palästina erwirbt.

*koscher*, jiddisch von hebr. *kascher*: den rituellen Vorschriften der jüdischen Speisegesetze entsprechend.

*Lamdan*: Gelehrter mit umfassendem jüdischem Wissen, besonders auf talmudischem Gebiet.

- Maariv*: weitverbreitete hebräische Abendzeitung.
- Maimonides, RaMBaM (Rabbi Moses Ben Maimon): bedeutendster jüdischer Philosoph und Kodifikator des Mittelalters (1135–1204).
- Mapai*: Abkürzung für *Mifleget Poale Erez Israel* (israelische Arbeiterpartei), gegründet 1930, Regierungspartei 1948–77 und 1992–96.
- Masal Tov*: Herzlichen Glückwunsch.
- MB: Mitteilungsblatt der Organisation *Irgun Olei Merkas Europa*, vor allem für Einwanderer aus Mitteleuropa.
- Minhag*: Brauch im jüdischen Gottesdienst, Ritual oder in der Folklore.
- Minjan*: Bezeichnung für die notwendige Mindestzahl von zehn erwachsenen Betern.
- Misrachi*: Abkürzung von *Merkas Ruchani*, geistiges Zentrum: der religiös-orthodoxe Flügel des Zionismus (gegründet 1902).
- Moschaw*: Kooperativsiedlung.
- Moschawa*: Landwirtschaftliche Siedlung mit individueller Struktur.
- nebbisch, nebbich*: Ausruf tiefsten Mitleids im Jiddischen.
- Olej Germania*: Einwanderer aus Deutschland.
- Os we Schalom* („Kraft und Frieden“), jüdisch-religiöse Friedensbewegung, 1975 als Gegengewicht zum *Gusch Emunim*, dem religiösen Siedlerblock gegründet.
- Pessach*: siebentägiges Fest zur Erinnerung an den Auszug Israels aus Ägypten, während dessen ungesäuerte Brote gegessen werden.
- Poale Zion*: Zionistisch-sozialistische Arbeiterpartei, Ende 19. Jh. gegründet. Rundschau, d. i. „Die jüdische Rundschau“ (Berlin), seit 1896.
- Schabbat*, jiddisch: *Schabbes*: der Sabbat.
- Schalom we Bitachon*: eine überparteiliche Bewegung, deren Mitglieder die Annexion der Westbank ablehnten, die dortige Ansiedlung bekämpften und für einen auf den Beschlüssen des Sicherheitsrates beruhenden Friedensvertrag mit den arabischen Staaten eintraten. Die Gruppe schloss sich 1962 zusammen und bestand bis 1973.
- Scheiteinu*: Zeitschrift des *Brit Schalom*.
- Schochet*: Schlächter, der den jüdischen rituellen Vorschriften entsprechend schlachtet.
- Schulchan Aruch*: jüdischer Gesetzkodex, verfasst von Josef Karo (1488–1575).
- Sukkot*: Siebentägiges Laubhüttenfest.
- Tallit, Tallis*: Gebetsmantel; er wird von jüdischen Männern beim Morgengebet getragen.
- Tefillin*: Gebetsriemen, von jüdischen Männern beim Morgengebet am linken Arm und auf der Stirn getragen.
- Tenach, TaNaCH*: die hebräische Bibel, bestehend aus *Thora* (Pentateuch), *Neviim* (Propheten) und *Ketuvim* (Schriftwerken).
- Teschuwa, Thschuwa*: „Umkehr“ eines Juden zur jüdischen Tradition und zum jüdischen Gesetz.
- Tora, Thora*: Im engeren Sinne das Pentateuch; im weiteren Sinne die jüdische Lehre überhaupt.
- Tossefta*: nachbiblischer Text, ähnlich der *Mischna*, aber nicht im Kanon der *Mischna* aufgenommen.
- Vaad Leumi*: Der jüdische Nationalrat in Palästina zur Zeit des britischen Mandats.
- Zaddik*: ein „Gerechter“ oder „vollendet Frommer“.
- Zeire Misrachi*: Jugendbewegung des *Misrachi*.
- Z. V. f. D.: Zionistische Vereinigung für Deutschland.

## Index

- Achad Haam (= Ascher Ginzberg) 60, 97, 99  
 Adar, Zwi 152  
 Adorno, Theodor W. 208  
 Aeneas Silvius 213  
 Aeschylus 166  
 Agnon, Shmuel Joseph 22, 121, 167, 256, 261, 264  
 Albeck, Chanoch 85  
 Altmann, Alexander 209, 231  
 Anselm von Canterbury 274  
 Arendt, Hannah 129  
 Aristophanes 130  
 Aristoteles 192  
 Auerbach, Elias 128  
 Augustin, Aurelius 144  
  
 Baeck, Leo 22, 40, 78, 88, 129, 183, 247  
 Baer, Gertrud 129  
 Baer, Jitzchak Fritz 242  
 Ballin, Albert 243  
 Bamberger, Fritz 89  
 Bandmann, Martin 21  
 Bar Ilan (Berlin), Meir 63  
 Bar Kochba 107  
 Barth, Aron (Arthur) 42  
 Barth, Helene 70, 81  
 Barth, Markus 195, 200, 204, 205, 215, 221, 225, 226, 238, 240  
 Baumgart, David 209  
 Beeri, Elieser (Ernst Bauer) 118  
 Begin, Menachem 175  
 Bein, Alex 178  
 Beinart, Chaim 201  
 Belke, Inge 211  
 Ben Gawriel, Mosche 82  
 Ben Gurion, David 87, 133  
 Benedikt, Ruth 245  
 Benjoez, Elazar 193  
 Bentwich, Norman 60, 147  
 Bergmann, Chawa 70  
 Bergmann, Escha 142  
 Bergmann, Shmuel Hugo 38, 68, 73, 82, 142, 147, 156, 198  
 Bergson, Henri 214  
 Berlin, Meir s. Bar Ilan  
 Berney, Arnold 84, 234  
 Bernfeld, Siegfried 188  
 Bernstein, Marvin L. 206  
 Bethge, Eberhard 275  
 Bialik, Chajim Nachman 43, 46, 47, 74, 88  
 Bickart, Ilse 197  
 Biram, Arthur 32, 64, 76  
 Bismarck, Otto von 10, 12, 13  
 Bloch, Ernst 224  
 Bloch, Jochanan 199  
 Blumenfeld, Kurt (Jehuda) 27, 46  
 Böhm, Franz 161  
 Böll, Heinrich 210  
 Bonhoeffer, Dietrich 267, 275  
 Bonhoeffer, Emmi 275  
 Bonhoeffer, Karl 267  
 Braun-Vogelstein, Julie 179, 183  
 Brenner, Joseph Chajim 60  
 Breuer, Isaak 30, 81, 260  
 Breysig, Kurt 243  
 Britschgi-Schimmer, Ina 22  
 Brod, Max 208  
 Brunner, Constantin (Leopold Wertheimer) 193  
 Buber, Martin 18, 19, 28, 38, 40, 49, 57, 58, 61, 65, 73, 77, 82, 87, 91, 93, 99, 103, 104, 113, 114, 118, 125, 132, 134, 140, 144, 150, 154, 156, 157, 162, 164, 168, 175, 181, 186, 192, 195, 198, 200, 209, 215, 224, 229, 237, 246, 252, 262, 263, 267, 271, 273  
 Buber, Paula 150  
 Buber, Rafael (Raphael) 229  
 Büchler, Adolf 79  
 Büchner, Georg 269  
 Bühler, Michael 88  
 Bülow, Bernhard Heinrich 243  
 Burckhardt, Carl Jacob 181, 262, 263, 264  
 Burckhardt, Elisabeth (de Reynold) 264  
 Busch, Wilhelm 214

- Calvary, Moses 89, 95, 256  
 Canterbury, Anselm von s. Anselm  
 Carlebach, Josef 79  
 Cassirer, Ernst 112, 200  
 Chalfon, Abraham 146  
 Chofsch, Nathan 118, 135, 141  
 Cohen, Aaron 123  
 Cohen, Arthur Allman 195  
 Cohen, Carl 160  
 Cohen, Dorith 161  
 Cohen, Elliot 129  
 Cohen, Hermann 34, 47, 88, 99, 112, 116  
 Cohen, Margot 230  
 Costa, Uriel da 31, 40  
 Cuby, Louis 190  
 Cues, Nikolaus von 212  
 Cullman, Oscar 221
- Dajan, Mosche 175, 240, 241  
 Dajan, Ruth 156  
 Danziger, Felix 18, 106  
 Danziger, Jitzchak (Peter) 108  
 Darmstädter, Karl 172, 227, 250  
 DeHaan, Jacob Israel 38  
 Dewek, Ruthi 235  
 Diedrichs, Georg 165  
 Dietrich, Gabriele 196, 205  
 Dinaburg (Dinur), Ben Zion 91, 139  
 Döblin, Alfred 266, 267  
 Doster, Ute 266  
 Dreyfus, Alfred 94, 243  
 Dubno, Salomon 233  
 Duschkin, Alexander 110, 152
- Eban, Abba 175, 219  
 Eckermann, Johannes Peter 198  
 Eckhart, Meister 189  
 Eger, Akiba 124, 194, 265  
 Ehrenberg, Viktor 249  
 Einstein, Albert 128, 129, 143, 153  
 Eissler, Kurt 156, 167, 185, 236, 253, 260, 273  
 Eissler, Ruth 260, 261  
 Elbogen, Ismar 79, 85  
 Elon, Amos 209  
 Emden, Jakob 232  
 Engel, Fritz 1, 2, 7, 9, 130, 193, 194  
 Erasmus von Rotterdam 231  
 Erikson, Erik 246, 258  
 Eschkol, Levi 175  
 Even, Abba s. Eban
- Ewers, Hanns Heinz 12
- Fackenheim, Emil 215, 216  
 Falk, Avner 260  
 Falk, Walter 120  
 Feilchenfeld, Alfred 270  
 Feldmann-Redler, Jehoschua s. Rabbi Benjamin  
 Finkelstein, Louis (Elieser Halevi) 125, 126, 128, 129, 151  
 Fischmann (Maimon), Jehuda Leib ha-Kohen 61  
 Flaubert, Gustave 137  
 Flavius Josephus 174  
 Fliess, Wilhelm 23  
 Flitner, Wilhelm A. 73  
 Flusser, David 199, 205, 240  
 Fontane, Theodor 14, 179, 180, 183, 191, 199, 208, 211, 256, 273  
 Frankenstein, Carl 189, 265  
 Freier, Moritz 269  
 Freier, Recha 269  
 Freud, Alexander 260  
 Freud, Anna 250, 260  
 Freud, Jakob 260  
 Freud, Sigmund 107, 182, 183, 187, 188, 228, 236, 245, 246, 250, 254, 258, 260, 267  
 Freudenberg, Adolf 165, 224, 240, 268, 276  
 Freudenberg, Elsa 224, 268  
 Freudenberg, Gideon 234  
 Friedrich der Grosse 13  
 Fromm, Anni 172, 259  
 Fromm, Erich 18, 22, 25, 30, 33, 37, 41, 49, 129, 150, 171, 183, 186, 217, 226, 244, 250, 257, 261  
 Fromm, Frieda s. Reichmann  
 Fromm, Rosa 171  
 Frost, Jutta und Jochen 268, 272  
 Fulda, Ludwig 54
- Gandhi, Mathama 172  
 Gaille, Charles de 174, 196  
 Geiger, Abraham 31, 194  
 Geis, Rafael Robert 162  
 Gensch, Günther 159  
 George, Stefan 184, 192  
 Gerson, Menachem (Hermann) 87  
 Gildesleeve, Virginia C. 128  
 Glatzer, Nachum 129  
 Glückel von Hameln 270

- Goes, Albrecht 255  
 Goethe, Johann Wolfgang von 16, 54, 99, 113, 140, 161, 184, 198, 208, 221, 248, 249, 256, 278  
 Goitein, Fritz (Schlomo Dov) 42, 43, 64  
 Goldberg, Bruno 12  
 Goldberg, Oskar 49  
 Goldmann, Nachum 247  
 Goldner, Elisabeth 183, 234, 278  
 Goldner, Martin 38, 102, 169, 183, 234, 278  
 Goldschmidt, Ernst Daniel 220  
 Goldstein, Kurt 217  
 Goldstein, Julius 46, 47  
 Gollwitzer, Helmut 165, 168, 196, 255  
 Gordon, Aaron David 99, 248  
 Goren, Shlomo 176  
 Gössmann, Wilhelm 190  
 Graetz, Heinrich 36, 174  
 Grass, Günther 210  
 Greenberg, Danny 151, 169, 277  
 Greenberg, Simon (Shlomo) 151, 169, 176  
 Greve, Ludwig 266, 271  
 Grimm, Gebrüder 214  
 Grimm, Jakob 66, 195  
 Gross, Walter 141  
 Grüber, Heinrich 202  
 Gundolf (Gundelfinger), Friedrich 56, 184, 192  
 Guttmann, Julius (Ytzchak) 133
- Hacker, Michael 147  
 Halberstaedter, Ludwig 109  
 Halevi, Jehuda 48  
 Hallo, Rudolf 28  
 Hameln, Glückel von 270  
 Hardenburg, Elias 109  
 Hardenburg, Louise 102  
 Harnack, Adolf von 183  
 Hartleben, Otto Erich 9  
 Hartog, Leo 232  
 Hartung, Rudolf 229  
 Hassan, Sana 209  
 Hauptmann, Gerhart 236  
 Havenstein, Martin 54  
 Hebart, Johann Friedrich 187  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 23, 24, 59, 95, 149, 184, 191, 193, 243  
 Heidegger, Martin 200  
 Heimpel, Elisabeth 213  
 Hein, Hugo 1, 12, 14
- Heine, Heinrich 55, 56, 183, 190, 191, 208, 211, 226, 228, 229, 235, 237, 250, 260, 262  
 Herder, Johann Gottfried 208  
 Hermann, Max 194  
 Herzl, Hans 38  
 Herzl, Theodor 24, 26, 80, 178, 192, 260  
 Hesse, Hermann 243  
 Heuss, Theodor 162  
 Hieronymus, Sophronius Eusebius 144  
 Hildesheimer, Meier 80  
 Hilsner, Leopold 94  
 Hindenburg, Paul von 10  
 Hirsch, Emil 101  
 Hirsch, Felix E. 191  
 Hirsch, Hans Georg 96  
 Hirsch, Leo 91  
 Hirsch, Otto 78, 96  
 Hirsch, Samson Raphael 30, 35, 79, 80, 219  
 Hoche, Alfred E. 267  
 Hoeflich, Eugen (Mosche Ben Gavriel) 38  
 Hoffmann, David 35  
 Hofmannsthal, Hugo von 179, 181, 182, 183, 249, 262, 263  
 Hollander, Eva 84  
 Holz, Arno 267  
 Horwitz, Riwka 20, 202  
 Huch, Friedrich 9  
 Huizinga, Johan 213  
 Hussein I. 175
- Ibn Gabriol, Salomo 212  
 Ihering, Herbert 194  
 Isak, Chaim 142
- Jabotinsky, Vladimir Zeev 27, 52, 62  
 Jacobi, Erwin 259  
 Jacobs, Rosie 129  
 Jacobsohn, Siegfried 214  
 James, William 148  
 Jaspers, Karl 23, 243  
 Jellin, Avinoam 95  
 Jellin, David 91, 95  
 Jones, Ernest 187  
 Joris, David 213  
 Josel von Rosenheim 270  
 Jost, Isaak Markus 109  
 Jung, Carl Gustav 186
- Kalvarisky, Chajim 123

- Kanowitz, Kurt 118  
 Kann, Nathan 9, 12  
 Kant, Immanuel 169, 203, 209  
 Kantorowicz, Ernst 81, 88  
 Kaplan, Mordechai M. 126  
 Kappes, Heinz 104  
 Katz, Jakob 269  
 Katznelson, Berl 89, 139  
 Katznelson, Siegmund 21, 38  
 Kaufmann, David 270  
 Kaufmann, Fritz Mordechai 256  
 Keller, Gottfried 256  
 Kellner, Jaakow 232  
 KestenberG-Gladstein, Ruth 141  
 Kierkegaard, Sören 61, 200, 228, 229, 254  
 Kirsch, James und Hilde 154, 183  
 Kissinger, Henry 229, 252  
 Klein, Melanie 188  
 Koch, Richard 28  
 Koch, Werner 238  
 Koebner, Richard 79, 88, 109, 133, 244  
 Kohn, Hans 92, 150  
 Kohn, Leo 89  
 Kolb, Annette 193, 195  
 Kollek, Theodor (Teddy) 181  
 Komensky, Jan Amos (Comenius) 144  
 Kook, Abraham Isaak 145  
 Kracauer, Siegfried 50  
 Kraft, Werner 112, 114, 182, 202, 223, 256, 267  
 Kraus, Karl 243  
 Kreuder, Ernst 266  
 Krochmal, Nachman 251  
 Kubel, Hilde 199  
 Kurzweil, Baruch 139, 256  
 Kütemeyer, Wilhelm 218  
  
 Landauer, Georg 127  
 Landauer, Gustav 19, 22, 25, 192  
 Landauer, Lou 127  
 Lasker-Schüler, Else 111, 267  
 Lazarus, Moritz 211  
 Lehmann, John 14  
 Lehmann, Siegfried 117, 140  
 Lehmann, Wilhelm 256  
 Leibowitz, Yeschayahu 62  
 Lennert, Rudolf 187, 223, 273  
 Lenz, Siegfried 210, 211  
 Leschnitzer, Adolf 129, 183, 237  
 Leschnitzer, Maria 183, 237  
 Lessing, Gotthold Ephraim 233  
  
 Levy, Emil 43  
 Lincoln, Abraham 94  
 Lion, Ferdinand 267  
 Lion, Schlomoh 207  
 Lipschitz (Lifschitz, Lipschütz), Elieser 48, 63, 251  
 Lorenz, Konrad 245  
 Löwenstein, Julius 207  
 Löwenstein, Kurt 141  
 Löwenthal, Leo 25, 183  
 Ludwig, Otto 55  
 Lübke, Heinrich 165  
 Lurie, Joseph 69  
 Lüth, Erich 142, 210  
 Luther, Martin 56, 231  
  
 Maas, Hermann 153  
 Machiavelli, Niccolo 188  
 Magnes, Jehuda 78, 117, 120, 122, 123, 125, 127  
 Maimon (Fischmann) Leib haKohen 61, 63  
 Maimonides (RaMbam) 26, 36, 149, 209  
 Malik, Habib 215  
 Mann, Heinrich 187, 267  
 Mann, Thomas 105, 187, 267  
 Marcus Aurelius 168  
 Marx, Karl 183, 232  
 Marx, Leopold 96, 181  
 Masaryk, Thomas 94  
 Mayer, Ari Leo 121  
 Mayer, Eugen 37  
 Mayer, Hans 262  
 Meinecke, Friedrich 104, 184, 242  
 Meister Eckhart 189  
 Mendelssohn, Moses 26, 89, 195, 209, 231  
 Mendes-Flohr, Paul 62  
 Meyer, Jochen 266  
 Michael, Jakob 39  
 Michaelis, Meir 118, 265  
 Millner, Fritz 132  
 Millner, Uriel Ernst 132  
 Molière, Jean Baptiste 54  
 Mörike, Eduard 255  
 Morus, Thomas 192  
 Moscovici, Jancu 163  
 Moses, Siegfried 81, 211  
 Moses, Walter 21, 27, 106  
 Mossinsohn, Benzion 107  
 Musil, Robert 187

- Nachmannsohn, David 129  
 Naphtali, Fritz 41  
 Nasser, Gamal Abdel 172, 175, 259  
 Natrop, Paul 144  
 Naumann, Friedrich 194  
 Navon, Itzchak 276  
 Nebukadnezar 174  
 Neumeyer, Karl und Elischewa 96  
 Nietzsche, Friedrich 213, 248  
 Niger, Samuel 129  
 Nixon, Richard 252  
 Nobel, Nehemia Anton 18, 19, 22, 31, 33, 40, 151, 171, 220, 255, 258  
 Nordau, Max 14  
 Nürnberger, Helmut 262  
 Nussbaum, Lore 101
- Offenburg, Benno (Ophir, Baruch) 193  
 Ollendorf, Fanny 109, 129  
 Ollendorf, Friedrich 103, 109, 129, 130, 131  
 Oncken, Hermann 59, 104, 184, 191, 192  
 Oppenheimer, Franz 267
- Paeschke, Hans 252  
 Pail, Meir 238, 240  
 Pappenheim, Bertha 270  
 Pascal, Blaise 239  
 Pestalozzi, Johann Heinrich 142, 144, 183  
 Pflaum, Heinz (Peli, Hiram) 49  
 Philipp, Aaron Alfred 167  
 Philipp, Hermann 39  
 Piscator, Erwin 130  
 Platon 94, 144, 192  
 Plaut, Max 198  
 Prager, Josef 29  
 Probst, Herbert und Michaela 203
- Rabbi Akiva 173, 265  
 Rabbi Benjamin (Jehoschua Feldmann-Radler) 120  
 Rabbi Löw von Prag 114  
 Rabin, Jitzchak 169, 239, 241  
 Rabinkow, R. Salman Boruch 25, 34, 171, 227, 251, 258  
 Ragaz, Leonhard 119, 224, 239  
 Ranke, Leopold von 24, 59, 66, 95, 174, 193  
 Raschi (Rav Salomon ben Itzchak) 71  
 Rathenau, Walther 242
- Reichmann, Eva 183  
 Reichmann, Frieda (Fromm) 171, 186, 217  
 Reik, Theodor 186  
 Reinharz, Jehuda 21  
 Rengsdorf, Karl Heinrich 162  
 Rieger, Elieser 95, 132, 142  
 Riemer, Friedrich Wilhelm 198  
 Ritter, Gerhard 192  
 Robinsohn, Shaul B. 159  
 Rosenblatt, Arthur 26  
 Rosenblüth, Felix 26, 126, 127, 128  
 Rosenfeld-Heuberger, Rachel 18  
 Rosenheim, Jacob 81  
 Rosenthal, Hugo 30  
 Rosenzweig, Edith 28, 48  
 Rosenzweig, Franz 18, 20, 22, 26, 28, 34, 38, 48, 55, 65, 71, 80, 91, 99, 113, 126, 153, 158, 161, 184, 200, 202, 208, 220, 230, 235, 249, 255  
 Rosenzweig, Raphael 40  
 Roth, Leon 121, 166  
 Rothacker, Erich 195  
 Rothschild, Eli 118, 214  
 Rothschild, James de 62  
 Rousseau, Jean Jacques 16  
 Rubaschow, Schneur Salman (Schar) 43  
 Ruppin, Arthur 178  
 Russ, Colin A.H. 209
- Sabbatai Zwi 232  
 Salzman, Joseph 147  
 Samuel, Herbert 69  
 Sartre, Jean-Paul 131  
 Schachnowitz, Selig (Jehoschua) 81  
 Schaeder, Grete 104, 201, 202, 205, 213, 214, 229, 267  
 Schaeder, Heinrich 104, 243  
 Schapira, Mosche Chaim 175  
 Schatzker, Chaim 159  
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von 71  
 Schereschewsky, Simon 61, 62  
 Schertok (Sharett), Moshe s. Sharett  
 Schilder, Paul 218  
 Schiller, Friedrich 209  
 Schmidt, Carlo 197  
 Schmidt, Helmuth D. 244  
 Schnakenburg, Eva 15  
 Schnitzler, Arthur 12, 187, 267  
 Schocken, Salman 81, 141

- Schoeps, Hans Joachim 197  
 Scholem, Betty 124  
 Scholem, Escha (Bergmann) 61  
 Scholem, Fanja 123, 124, 131, 136, 137, 261  
 Scholem, Gershom 21, 41, 48, 60, 68, 113, 114, 124, 127, 131, 135, 141, 149, 178, 179, 198, 230, 261, 265, 273  
 Schöne, Albrecht 272  
 Schöne, Tobias 272  
 Schönhagen, Angelika 217  
 Schopenhauer, Arthur 182  
 Schulin, Ernst 242  
 Schultz, Hans Jürgen 158, 226, 258  
 Schulz, Günther 197  
 Schwarzschild, Stephen 20, 231  
 Schweitzer, Albert 140, 153, 156, 259, 273  
 Seghers, Anna 195  
 Senator, David Werner 106, 127, 129, 132, 135, 136, 138  
 Shakespeare, William 130  
 Sharett, Mosche 94  
 Simon, Cécilie 6, 8, 13  
 Simon, Fritz 1, 2, 7, 9, 12, 41, 43, 64, 78, 102, 123, 132, 257, 268  
 Simon, Gotthold Efraim 3, 6, 13, 108, 111  
 Simon, Hanna 12  
 Simon, Hanna (Greenberg) 102, 125, 151, 169, 171, 277  
 Simon, Hans 6, 8, 101, 102, 108, 109, 117  
 Simon, Heinrich 8  
 Simon, Hermona (Kalvarisky) 123  
 Simon, Ernst Immanuel 107  
 Simon, Ithamar und Michal 277  
 Simon, Käthe 8  
 Simon, Paul 220  
 Simon, Toni (Rapaport) 38, 41, 81, 84, 100, 108, 124, 125, 131, 136, 138, 142, 161, 171, 180, 185, 201, 202, 215, 218, 225, 229, 230, 235, 236, 237, 246, 255, 259, 261, 264, 266, 273, 274, 277, 278  
 Simon, Uri 67, 68, 83, 102, 125, 137, 171, 199, 235, 245, 277  
 Simon, Schulamit 235  
 Simonsohn, Bertold 161, 163  
 Sokrates 144, 169  
 Sonnenfeld, Chaim 80  
 Speer, Albert 245  
 Spengler, Oswald 243  
 Spinoza, Baruch 204, 233  
 Spitzer, Moritz 92  
 Stadler, Ernst 160  
 Stahl, Hedwig 183, 184, 277  
 Stahl, Rudolf 51, 183, 184, 277  
 Steinberg, Aaron 129  
 Stern-Täubler, Selma 269  
 Sternberger, Adolf 228, 229  
 Stransky, Hugo 191, 218, 246  
 Strauss, Eduard 28  
 Strauss, Ernst 129  
 Strauss, Eva (Buber) 143, 150  
 Strauss, Georg 21  
 Strauss, Heinrich 145  
 Strauss, Leo 25, 89, 232  
 Strauss, Ludwig 92, 134, 143, 150, 256  
 Strauss, Richard 182  
 Struck, Hermann 15  
 Szold, Henrietta 109  
 Talmon, Jakob 235  
 Talmon, Shemaryahu 197, 239, 241  
 Tau, Fritz und Ruth 263  
 Täubler, Eugen 270  
 Touroff, Nissan 109  
 Toynbee, Arnold Joseph 243, 249  
 Troeltsch, Ernst 212  
 Trüb, Hans 186  
 Ucko, Sinai (Siegfried) 88  
 Unna, Moses 33  
 Van Cleef, Jacob 62  
 Varnhagen, Rahel (Levin) 233  
 Wagner, Christian 256  
 Walk, Joseph 84, 245  
 Wassermann, Jakob 187, 267  
 Weber, Max 95, 208, 243  
 Weizmann, Chaim 69  
 Weltsch, Felix 119  
 Weltsch, Robert 70, 93, 122, 133, 159, 250  
 Wendriner, Heinz 130  
 Werblowsky, Zwi R. 201  
 Wessely, Hartwig (Naphtali Herz) 233  
 Wiesenthal, Simon 176  
 Wildikann, Anna 157  
 Wilhelm I. 10  
 Wilhelm II. 242, 243  
 Wilhelm, Ika 166  
 Wilhelm, Kurt 110, 126, 127, 132, 133, 166, 167



Wilker, Karl 145  
Windfuhr, Manfred 190, 228  
Wittig, Joseph und Bianca 275  
Wohlgemuth, Josef 45

Wolff, Levi 77  
Wolfssohn, David 61  
Zola, Emilie 94, 243  
Zweig, Arnold 214